

Was Sie in diesem neuen Buch lesen wird Ihnen die Augen öffnen: Überwiegend Nichtdeutsche, zum Teil Politiker ohne jegliches Nationalgefühl führen nach dem 1. Weltkrieg Deutschland in eine Katastrophe, die schließlich im 2. Weltkrieg gipfelte.

Einige dieser Personen dachten in ihren abnormen Hirnen vielleicht an Deutschland – aber nicht für Deutschland und fühlten sich zumeist nur ihren fremdländischen Auftraggebern verpflichtet. Das wird bewiesen! Bewiesen wird aber auch, wer die Urheber des 1. Weltkrieges waren.

Es ist erschreckend zu erkennen, welcher Personenkreis unser Deutschland im und nach dem 1. Weltkrieg in das Chaos führte. Heute werden diese Politiker von den Nachkommen ihrer Auftraggeber heroisiert. Jegliche Kritik an ihnen zieht eine gnadenlose Vernichtung der Kritiker nach sich.

Doch davor sollten wir keine Angst mehr haben!



ISBN 3-00-011295-2

HOCHVERRAT

CLAUS CLAUSSEN

CLAUS CLAUSSEN

HOCHVERRAT 69 Jahre Tribut!

Die Wahrheit über die Politiker der Weimarer Republik



CLAUS CLAUSSEN

69 Jahre HOCHVERRAT Tribut!

Die Wahrheit über die Politiker der Weimarer Republik



IndependenceEdition

2. Auflage

Copyright © 2003 by Claus Claussen
– All rights reserved –

ATB: DIE BÜCHERMACHER, Postfach 1110, D-89122 Langenau
www.books-hotopic.de
Printed in Germany

ISBN 3-00-011295-2

Glaubenslied

*Deutsche, die ihr Hände hebt
flehend ungeheuer;
Was von eurem Blute lebt,
Gott spricht, das ist euer!*

*Euer Weib und euer Kind,
Euer Werk und Habe,
Furche, die der Pflug gewinnt,
Hohen Geistes Gabe.*

*Alles Land, darauf ihr steht,
Teurer Heimat Fluren.
Euer Väter Vorgebet,
Blutigen Opfers Spuren.*

*Eures Stammes Nachbarkind,
Eures Reiches Brüder.
Was auf Erden Deutsche sind,
Das sind eure Güter!*

*Eurer Zunge Wort und Lied,
Deutschen Herzens Stempel,
Sehnen, Traum und Gottesfried,
Eurer Dichter Tempel.*

*Was ihr fleht, in eurem Blut
Ist's erwirkt aus Zeiten:
Aber nur mit Todesmut
Ist es zu erstreiten.*

Bernd Isemann

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
Einleitung	10
Tacitus, Agricola, 30	17
Wilhelm II.	19
<i>Vergleichende Geschichtstabellen</i>	20
<i>Die Schuldfrage</i>	31
<i>„Das Gentleman's Agreement“</i>	33
Die Frontsoldaten retten die Novemberregierung	37
<i>... und Otto Wels ruft nach der Wachtparade</i>	38
<i>Jetzt rächt sich die Hetze gegen den Offizier</i>	40
<i>Den hohen Blutzoll hat die Sozialdemokratie zu verantworten</i>	41
<i>Jetzt sollen die Frontsoldaten helfen</i>	43
<i>Ein Frontoffizier wird Berliner Stadtkommandant</i>	45
<i>Rettung für Berlin: Die Fronttruppen</i>	46
<i>Blut und Sieg der Frontsoldaten für die Novemberregierung</i>	50
Friedrich Ebert	55
Gustav Noske	63
Kurt Eisner	87
Ernst Toller	101
Karl Liebknecht / Rosa Luxemburg	113
Ulrich Graf von Brockdorff-Rantzau	123
Wilhelm Groener	135
Matthias Erzberger / Walther Rathenau	143
Gustav Stresemann	159
Hans von Seeckt	179
Erich Ludendorff	191
<i>„Gefesselte Arbeitskraft – Der arbeitende Mensch in der Wirtschaft“</i> ...	207
Paul von Beneckendorff und Hindenburg	215
<i>Hindenburg</i>	245
Adolf Hitler	247
Deutschlands Zukunft	265
Und wenn wir Deutschland sagen	267
Literaturhinweise	268

Vorwort

Wir müssen, um über die Weimarer Republik überhaupt auch nur ansatzweise eine gerechte Beurteilung zu finden, in die Zeit vor dem Ausbruch des 1. Weltkrieges zurückgehen. Leider gibt es in der neueren Zeit keine vorurteilslosen Betrachtungen hierzu – die ganze Geschichte wird und wurde von den Siegern zu ihren Gunsten umgeschrieben – weshalb man sich unbedingt an Schriften und Veröffentlichungen halten mußte, die vor dem Ende des 2. Weltkrieges herausgegeben wurden.

Aus der Fülle der mir zur Verfügung stehenden beinahe unerschöpflichen Quellen über dieses Thema können in diesem Werk leider nur wenige wiedergegeben werden. Der Umfang dieses Buches würde die vom Verlag vorgegebene Seitenzahl bei weitem übersteigen und deshalb für die wenigsten erschwinglich sein.

*

Als mir nahestehende Personen erfahren haben, daß ich an diesem Buch arbeite, fragten sie mich erstaunt, welcher Teufel mich wohl geritten habe, in ein solches Wespennest zu stechen. Und das auch noch ohne Grund!

Ohne Grund? Ist meine Liebe zu Deutschland nicht Grund genug?

Sie zählten mir auf, welche Gefahren mir drohen würden, wenn ich an der bereits von Deutschlands Feinden fest zementierten Geschichte rühren würde. An der Geschichtsschreibung der Sieger.

Doch wie mittlerweile jeder weiß, steckt im Beton so manche Leiche. Nämlich die Wahrheit – fest und für alle Zeiten begraben! Und genau daran will ich rütteln, will das verlogene Fundament aufbrechen und die Wahrheit ans Licht bringen.

Sicherlich sind meine Betrachtungen der in diesem Buch aufgerührten Geschichte nicht ganz frei von einer gewissen Subjektivität und sollen nur als Anregung für den Leser verstanden werden.

Ich spreche eine deutliche Sprache, wo sie gesprochen werden muß! Denn nun muß Schluß sein damit, daß wir Deutschen unseren Gegnern immer wieder die Wangen hinhalten und ergebenst darauf warten, endlich auch noch den Tritt ins Hinterteil zu erhalten. Also: Schluß damit!

Natürlich weiß ich – um auf die oben angesprochenen Befürchtungen meiner Freunde zurückzukommen – daß der Arm der Feinde Deutschlands lang und sehr stark ist. Daß juristische Maßnahmen, herbeigeführte seltsame Unfälle – ja sogar Todesdrohungen gegen unliebsame Autoren und Verleger nicht unüblich sind. Das ist mir alles bekannt. Doch ich habe keine Angst!

Nicht mehr!

Einleitung

Achtung: In diesem Buch wird sehr viel – und wenig rühmliches – über die Juden geschrieben. Doch Vorsicht! Lassen Sie sich nicht von der Dauerberieselung durch die Medien und anderer Volksverdimmer irre machen. Es gibt „die“ Juden als Volk nicht! Es gibt nur Menschen, die dem Mosaischen Glauben anhängen wie jener Christ, der andere Moslem oder Hindu usw. ist. Ein nicht zu tolerierendes Verbrechen wäre es allerdings, wenn man Menschen nur wegen ihrer Glaubensrichtung ächten oder gar verfolgen würde! Das liegt mir ferne – und hoffentlich auch Ihnen, lieber Leser.

Wenn in diesem Werk von „Juden“ geschrieben wird, so ist ausschließlich jener Personenkreis gemeint, der sich aus dem Volk der Khasaren (oder auch Chasaren, Chassiden etc.) rekrutiert. Und dabei geht es nur um eine verhältnismäßig kleine, aber – weil finanziell sehr mächtig – starke Gruppierung.

Lesen Sie den kompletten Auszug aus dem Buch von Sine Metu „Brandstifter“ über dieses Thema. Im Anschluß dazu verwende ich auch noch eine Seite des Talmuds a.o.a. Buch.

Wer oder was sind die Khasaren?

Um es gleich vorweg zu nehmen: Die Khasaren/Ashkenazim bescherten der Welt eine Unmenge an hervorragenden Personen aus Wirtschaft, Wissenschaft, Bildung und Kultur, wofür man diesem Volk dankbar sein muß – und natürlich auch viele destruktive Elemente. Und nur um diesen perfiden und skrupellosen Personenkreis geht es in dieser Beschreibung.

Die Entstehung der jüdischen Geschichte in Rußland ist eng mit dem Turkvolk der Khasaren verbunden. Die nomadisierenden Khasaren-Clans – aus Turkestan kommend – lebten von Plünderungen, Mord und Rachefeldzügen. Also nicht anders, als die übrigen Volksstämme aus dieser Gegend. Ende des 6. Jahrhunderts zogen die Khasaren westwärts und ließen sich in Rußlands Süden nieder. Das khasarische Königreich stand zu dieser Zeit auf seinem geschichtlichen Höhepunkt. Und natürlich ständig im Krieg. Seit der Errichtung ihres Reiches gab es wohl keinen Zeitpunkt, an dem sie nicht in irgendeinen Krieg verwickelt waren. Ihr Herrschaftsgebiet reichte vom Schwarzen Meer bis zur Kaspisee (*Kaspisches Meer*) sowie von der Wolga bis zum Kaukasus.

Der jüdischen Religion traten die Khasaren, allen voran der Chagan (*der König*) und seine edlen Herren sowie große Teile des Volkes, Ende des 8. Jahrhunderts bei. Die prekäre Lage zwischen dem oströmischen Reich einerseits und den oftmals siegreichen Mohammedanern andererseits waren der Grund. Die Khasaren waren damals schon wie heute sehr flexibel, denn ihre Feinde verlangten von ihnen, entweder dem Christentum oder aber dem Islam beizutreten. Aus Sicherheitsgründen lehnten sie natürlich beides ab und bekannten sich zum Judentum. Bis Mitte des 9. Jahrhunderts hatten schließlich alle Khasaren den Judentum als ihre Religion angenommen.

Das bedeutet für uns, die wir heute über die „Juden“ reden, daß wir hauptsächlich über „Khasaren“ oder „Ashkenazim“ – wie sie sich selbst untereinander nennen – reden. Also im strengen Sinne nicht über „Juden“, sondern über ein Turkvolk reden, das nur den mosaischen Glauben angenommen hatte. So wie in Deutschland nach Luther die Protestanten. Mit dem einen gewichtigen Unterschied: die Deutschen waren damals schon Christen, die Khasaren aber Heiden. Sie sind also auch keine Semiten, deshalb ist der Begriff „Antisemitismus“ ein Hohn, den diese Herrschaften einem jeden entgegenschleudern, der ihre Praktiken aufzeigt.

Doch weiter: Die Khasaren entnahmen der mosaischen Religion nur das, was ihnen gefiel. Das läßt sich ganz deutlich daraus ersehen, daß sie den echt hebräischen „Talmud“ auf ihre Notwendigkeit und ihr Verständnis kürzten. Also praktisch nur das übernahmen, was ihnen zusagte. Darunter sind vor allem auch die im originalen Talmud oft recht drastischen Bemerkungen über die Gojim (*Nichtjuden, Christen*) und die Art ihrer Behandlung (*siehe Buch „Quo vadis Germania?“*). Dieser knappe Auszug aus dem Talmud wurde „Schulchan-aruch“ genannt. Leider ist es tatsächlich so, daß die im Schulchan-aruch (*auch im Talmud*) aufgeführten Darstellungen von den mächtigen Khasaren (*Rothschild, Morgan, Warburg etc.*) bis ins Detail ausgeführt werden. Man muß der Ehrlichkeit halber natürlich auch erwähnen, daß der Talmud nicht nur solch üble Textstellen aufweist. Vielmehr ist es für uns Christen nicht von Schaden, wenn man sich außer der Bibel einen Talmud besorgt. Natürlich auch einen Koran oder aber auch die Schriften eines Dalai Lama.

Die Khasaren stellen mit rund 11 Millionen (*„Encyclopedia Judaica“ von 1960*) und damit 95% die Hauptmasse der sich „Juden“ nennenden Menschen. Der Rest gilt als wirkliche Juden, als Hebräer im eigentlichen Sinne. Und diese sind Semiten, wie ihre Halbbrüder (*Ismael*), die Araber.

Einige bemerkenswerte Auszüge aus diesem Schriftwerk sind für uns Christen, die wir der Nächstenliebe verpflichtet sein sollen, ein Schlag ins Gesicht. Nachfolgend soll Ihnen eine Seite eines erhältlichen – wenn auch stark zensierten – Talmud aufgezeigt werden (*„Der Talmud“, ausgewählt, übersetzt und erklärt von Reinhold Mayer, 1999, Orbis Verlag, ISBN 3-572-00986-3*).

Damit Sie nicht auf den Gedanken kommen, wir Autoren würden uns diese Geschichte aus den Fingern saugen, soll nachfolgend noch über die Begriffe Chasaren und Chasidim aus dem Brockhaus von 1898 zitiert werden. Die Redaktion dieses angesehenen Konversationslexikons durfte damals noch die Wahrheit schreiben.

„**Chasaren**, ein westtürk. Stamm, der bei den griech. und lat. Schriftstellern des Mittelalters als Katziri, Akatziri, Akatiri erscheint. Zur Zeit der Völkerwanderung wohnten sie am Ural; seit dem 7. Jahrh. wurden sie weiter südlich in die Gebiete des Kaukasus vorgeschoben, wo sie mit den heraufdrängenden Mohammedanern um den Besitz von Derbent, Georgien, Armenien und der nordwestpers. Grenzländer kämpften. Seit dem 8.

ISRAEL UND DIE VÖLKER

Der Sinai und die Völker

Einer unserer Meister sagte zu Raw Kahana: Was hast du darüber gehört, was »Berg Sinai« bedeute? Er sagte zu ihm: Es ist der Berg, auf dem für Israel Wunder geschahen. »Berg Nisai« müßte er dann heißen.⁶⁵⁴ Vielmehr der Berg, auf dem für Israel ein gutes Zeichen geschah. Dann müßte er »Berg Simnai« heißen.⁶⁵⁵ Er sagte zu ihm: Warum sitzt du nicht vor Raw Pappa und Raw Huna, Raw Jehoschuas Sohn, die Aggada studieren? Raw Chisda nämlich und Rabba, Raw Hunas Sohn, sagen beide: Was bedeutet »Berg Sinai«? Das ist ein Berg, auf den der Haß gegen die Völker der Welt herabgestiegen ist.⁶⁵⁶ Das ist es, was Rabbi Jose, Chaninas Sohn, gesagt hat: Er hat fünf Namen:⁶⁵⁷ Wüste Zin, weil Israel dort Gebote erhielt; Wüste Kadesch, weil dort Israel geheiligt wurde; Wüste Kedemot, weil dort Israel das Urzeitliche verliehen wurde; Wüste Paran, weil dort Israel fruchtbar wurde und sich vermehrte; Wüste Sinai, weil dort der Haß gegen die Völker der Welt herabgestiegen ist. Was ist nun sein Name? Horeb ist sein Name. Das unterscheidet sich von der Meinung Rabbi Awahus, denn Rabbi Awahu sagte: Berg Sinai ist sein Name. Warum aber wird er Berg Horeb genannt? Weil dort für die Völker der Welt Zerstörung herabgestiegen ist.

Schabbat 89 a/89 b

654 »Nisai« würde dem hebräischen Wort für »Wunder« besser entsprechen als »Sinai«.

655 »Simnai« würde dem griechischen Fremdwort für »Zeichen« entsprechen.

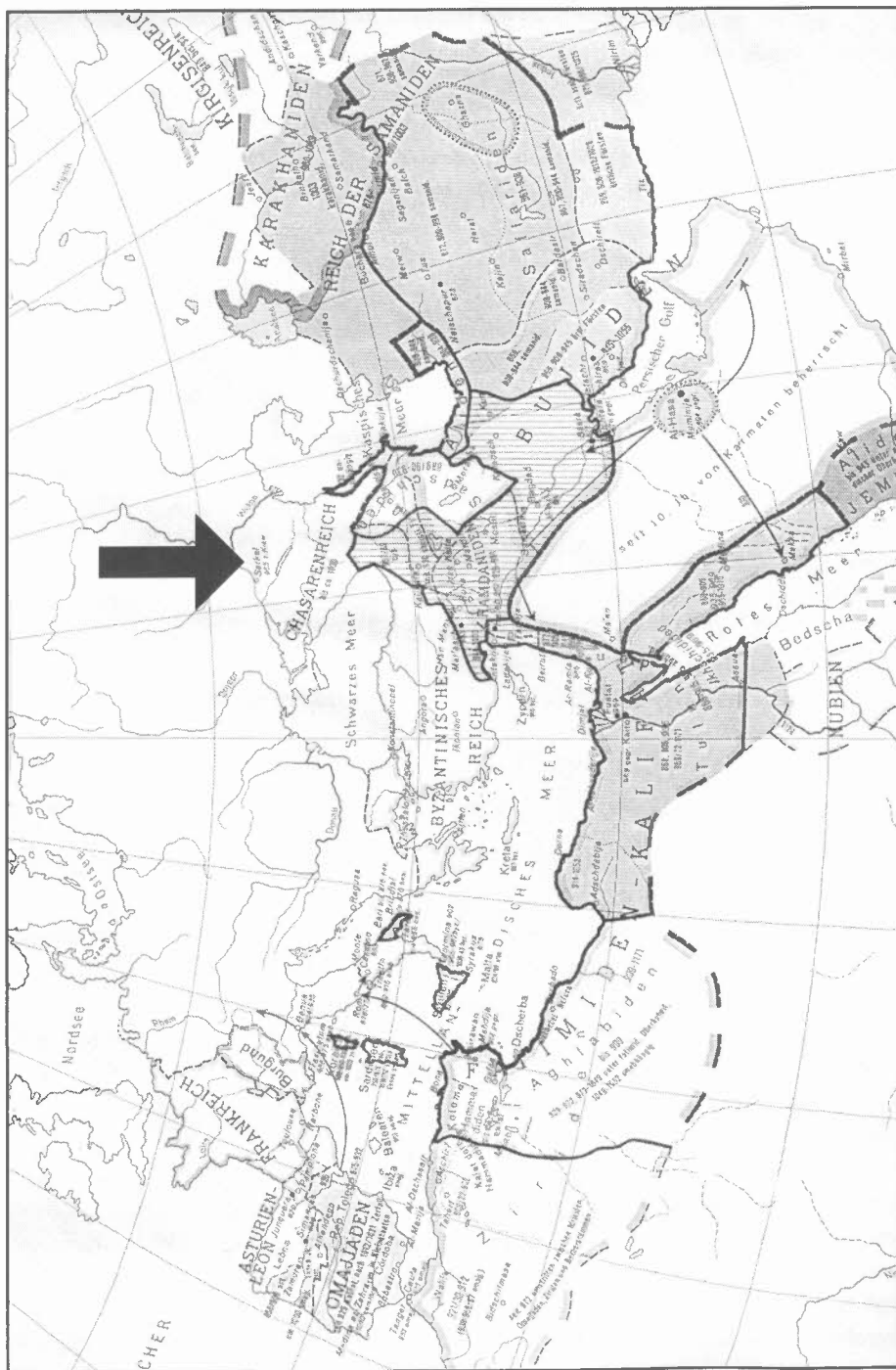
656 Ein neues Wortspiel: Die Worte »Sinai« und »Haß« sind im Hebräischen einander sehr ähnlich. Haß kam auf die Völker herab, weil sie die ihnen angebotene Weisung abgelehnt haben. Andere Kommentatoren erklären: Am Sinai habe der Haß der Völker auf Israel begonnen. Hier und die beiden anderen Male steht im zensierten Text statt »Völker der Welt«: »Sternendiener«.

657 Bei diesen Namen für den Sinai handelt es sich um Orts- und Landschaftsnamen, die in den biblischen Berichten in engem Zusammenhang mit Wüste und Berg Sinai stehen. Aus den geographischen Namen werden verschiedene Bedeutungen herausgelesen. Diese Wortspiele können aber in der Übersetzung nicht wiedergegeben werden.

Jahrh. befestigten sie gegen die Goten die Macht in der Krim; ihr Fürst (Chagan) Bulan trat im 8. Jahrh. mit einem Teil des Volks zum Judentum über. Ihr jüd. Glaube hat im 10. Jahrh. den mit Unrecht verdächtigten Briefwechsel des span. Juden Chasdai ben Jsaak und des Chasarenkönigs Joseph ibn Ahron veranlaßt (von Joh. Buxtorf mit dem Buch »Kusari«, und neuerdings von Harkavy herausgegeben).

Das Reich der C. erstreckte sich von der Emba zum Dnjepr und Bug; es reichte vom Kaspischen Meer, welches nach ihnen bei den Arabern das Meer von Chasar (Bahr Khazar) hieß, dann vom Pontus und den nördl. Abhängen des Kaukasus um Derbent, wo es an die mohammed. Besitzungen grenzte, bis zur mittlern Wolga, zum Quellgebiet des Donez und über Kiew hinaus zur Oka. Die slaw. Stämme der Poljanen, Sewerjanen, Radimitschen und Wjatitschen waren ihnen tributpflichtig. Ihre alte Hauptstadt Balandshar (Belendsher) lag bei dem jetzigen Astrachan, unweit der Mündung der Wolga oder des Itil. Um 835 wurde eine neue Festung erbaut, Sarkel, d.i. weißes Haus (russ. Bjelowesha, d.i. Weißturm), genannt, welche den C. als Grenzfestung gegen die Petschenegen diente, aber schon um 1300 in Trümmern lag. Nach dem J. 850 kamen die Brüder Cyrillus und Methodius zu den C. und bekehrten einen Teil derselben zum Christentum. Swjatoslaw besiegte 965 die Wjatitschen, die in den heutigen Kreisen Kaluga, Tula und Orel saßen und noch immer den C. Zins entrichteten, schlug dann diese selbst und eroberte ihre Festung Sarkel. Die Warägerfürsten eroberten damals alle chasar. Gebiete an dem östl. Gestade vom Asowschen Meere und von der Bucht von Taman; der letzte Rest in der Krim unterlag 1016. Ungenau kommt bei kirchlichen Schriftstellern der Name C. noch bis in das späte Mittelalter vor zur Bezeichnung der Bewohner der Krim und der Anwohner des Kaspischen und des Schwarzen Meers; sicherer sind die Spuren, die sich von der Chasarenherrschaft in einzelnen russ. Ortsnamen, die mit dem Namen Chasar zusammengesetzt sind, erhalten haben.“

„**Chasidim** (d.i. die Frommen), eine neue israel. Sekte, deren Ursprung auf Israel aus Podolien (Anm. v. C.C.: Galizien), gewöhnlich Baal-Schem (Wunderthäter), abgekürzt Bescht genannt (um 1750), zurückgeführt wird. Verückungen und angebliche Visionen verschafften ihm den Ruf eines Wundermannes, eines Vertrauten Gottes, und führten ihm eine große Anzahl Anhänger zu. Gleich den älteren Kabbalisten trat er feindselig und spöttelnd gegen den Talmud auf, bezeichnete aber nicht ein ascetisches Leben, sondern Fröhlichkeit und Lebensgenuß als Kriterien eines gottgefälligen Daseins. Das Gebet besonders müsse aus einer gehobenen Stimmung hervorgehen. Eine solche pflegte dann auch auf eine ziemlich rohe Weise erzeugt zu werden, durch Genuß geistiger Getränke, Springen, Händeklatschen, Lärmen und Schreien. Zu diesem Gebetskultus traten noch Waschungen nach Weise der alten Essäer und eigentümliche Kleidung. Die Nachfolger Beschts gaben sich den Anschein eines Verkehrs mit himmlischen Kräften, führten Wunderkuren aus, ließen durch ihre Anhänger die abenteuerlichsten Berichte über ihre Wunderkraft verbreiten und brandschatzten die sich stets mehrende Zahl der Hilfesuchenden. Vergebens traten angesehene Rabbiner, wie Elia Wilna, gegen die C. auf. Noch jetzt treiben die Zaddikim oder Rebbes, wie sich diese angeblichen Gottesmänner nennen lassen, ihr sehr einträgliches, auf Aberglauben beruhendes Unwesen und bilden eines der wesentlichsten Hindernisse für die Verbreitung von Kultur bei den Israeliten Galiziens, Rußlands und Rumäniens.“



Aus:

Großer Historischer Weltatlas, Zweiter Teil, Mittelalter, Bayerischer Schulbuchverlag, 1979.

Im 18. Jahrhundert begannen Teile dieser Clique mit den von ihr gegründeten Freimaurerlogen ihren perfiden Plan zu verwirklichen, auf infame Weise die Herrschaft über die Welt anzutreten. Doch etwas war ihnen hierzu im Wege: nämlich Deutschland! Da es aber zu jener Zeit kein Deutschland als Nation mit seinen Stämmen gab, mußten sie zuerst das noch existierende Heilige Römische Reich Deutscher Nation zerstören. Das gelang ihnen mittels der Französischen Revolution und des in Folge als ihren Handlanger auftauchenden Napoleon.

Der Usurpator Napoleon III. schaffte dann durch den von ihm herbeigeführten Krieg 1870/71, daß es ein einiges Deutschland gab. Nun hatten sie, was sie wollten! Nun war Deutschland – das Deutsche Reich – allein und konnte somit gezielt angegriffen werden. Und sie taten es. Genannt werden soll nur die Börsenmanipulation in Berlin Ende des 19. Jahrhunderts. Und wie wir später noch lesen werden, das „Gentleman's Agreement“ zur Vorbereitung des 1. Weltkrieges mit dem folgenden Schmachtdiktat von Versailles, das den Deutschen u.a. die alleinige Kriegsschuld zusprach.

„Man muß wie der Teufel lügen“, sagte schon der Freimaurer Voltaire, „nicht schüchtern, nicht nur zeitweise, sondern frech und unaufhörlich“ (Ado von Solothurn „Erde im Würgegriff“, Seite 35). Lügen heißt: die Wahrheit ins Gegenteil umkehren!

Aber weshalb gerade Deutschland? Sollte doch etwas dran sein an den Versen des Nostradamus, die Sine Metu in „Brandstifter“, Seite 187 abgedruckt hat?

„X/31 – In Deutschland wird das heilige Reich kommen,
Ismaeliten werden offene Plätze finden,
Dummköpfe wollen auch Karmanien (Persien),
die Befürworter, alle mit Erde bedeckt.

X/32 – Das große Reich (Anm. v. C.C.: USA), jeder ist in der Schuld,
eins über das andere wird es erlangen...”

Man könnte es schon meinen, wenn man die dauernde Drangsal und Knechtschaft Deutschlands betrachtet.

Hierzu nehmen wir einmal die Bibel (*die Heilige Schrift*) hervor, in der unsere Lage aufs Genaueste dargestellt wird. Und die uns auch Hoffnung gibt. Auch jenen, die dieses Buch mit Vorbehalt betrachten. Denn ganz deutlich wird hier in zwei Versen die Situation Deutschlands erkannt und die dafür verantwortlichen Verursacher gebrandmarkt.

Offenbarung 2, Vers 9:

„Ich weiß deine Werke und deine Trübsal und deine Armut (du bist aber reich) und die Lästerung von denen, die da sagen sie seien Juden, und sind's nicht, sondern sind des Satans Schule.“

In neueren Übersetzungen heißt es: **Synagoge Satans**. Doch gehen wir ein Kapitel weiter und sehen uns folgenden Vers an.

Offenbarung 3, Vers 9:

„Siehe, ich werde geben aus des Satanas Schule, die da sagen, sie seien Juden, und sind's nicht, sondern lügen; siehe, ich will sie dazu bringen, daß sie kommen sollen und niederfallen zu deinen Füßen und erkennen, daß ich dich geliebt habe.“

Bitte beachten Sie auch, daß diese Aussage von dem oder den Verfasser/n der Offenbarung für so wichtig erachtet wurde, daß sie beinahe denselben Wortlaut in zwei sich folgenden Kapiteln genau an dieselbe Stelle setzten: Vers 9!

Ja, Deutschland muß etwas ganz BESONDERES sein. Etwas heiliges! Und wir Deutschen haben Mühe, das zu erkennen.

*Nachdem die Plünderer der Welt das Land
ausgebeutet hatten, wenden sie sich dem Meer zu.
Wenn der Feind reich ist, wollen sie seinen Besitz,
ist er arm, wollen sie, daß er sich fügt.*

*Nichts in Ost und West genügt ihnen.
Sie begehren Hab und
Gut aller anderen, auch wenn diese verarmen.*

Rauben, Zerstören, Plündern – das ist das Imperium.

*Und die Einöde, die sie überall hinterlassen,
nennen sie Frieden.*

Tacitus

Wilhelm II.

1859 – 1941

Vergleichende Geschichtstabellen

Um über die Grundfragen des 1. Weltkrieges (auch über die Schuldfrage) eine klärende Auskunft zu erhalten – was liegt da näher, als sich an den damaligen Souverän, Kaiser Wilhelm II., zu halten. Im Exil hatte er nichts mehr zu verlieren – aber auch nichts zu gewinnen. Deshalb hier seine Anmerkungen zu jenen uns auch heute noch interessierenden Themen.



Wilhelm II.,
Deutscher Kaiser und König von Preußen.

Unzählig sind die Zeugnisse dafür, daß schon im Frühjahr und Sommer 1914, als bei uns noch niemand an den Angriff der Entente dachte, der Krieg in Rußland, Frankreich, Belgien und England vorbereitet worden ist. Die wesentlichsten der mir bekannt gewordenen Beweise hierfür habe ich in die von mir zusammengestellten „Vergleichenden Geschichtstabellen“ aufgenommen. Aus ihrer großen Zahl möchte ich nur einige hier anführen. Wenn ich dabei nicht alle Namen nenne, so geschieht das aus begreiflichen Gründen. Dieses ganze Material ist mir natürlich erst nachträglich, z.T. während des Krieges, größtenteils erst nach dem Kriege, bekannt geworden.

1. Schon im April 1914 begann die Ansammlung von Goldreserven in den englischen Banken. Deutschland dagegen führt noch im Juli Gold und Getreide aus, auch nach den Entente-Ländern.

2. Im April 1914 berichtet der deutsche Marineattaché in Tokio Korvettenkapitän v. Knorr: „Er sei geradezu betroffen über die Gewißheit, mit der dort alles den Krieg der Tripelallianz gegen Deutschland in naher Zukunft für sicher halte... Es liege etwas in der Luft wie eine Art Beileid über ein noch nicht ausgesprochenes Todesurteil.“

3. Ende März 1914 hält der General Schtscherbatschew, Direktor der Kriegsakademie in St. Petersburg, an seine Offiziere eine Ansprache, in der es u. a. heißt: „Der Krieg mit den Dreibundmächten sei infolge der gegen Rußlands Interessen gerichteten österreichischen Balkanpolitik unvermeidlich geworden... Höchstwahrscheinlich werde er noch in diesem Sommer zum Ausbruch kommen. Rußland sei die Ehre geworden, sofort die Offensive zu ergreifen.“

4. Im Bericht des belgischen Gesandten in Berlin über eine aus St. Petersburg eingetroffene japanische Militärmission – April 1914 – heißt es u.a.: „In den Regimentsmessen hatten die japanischen Offiziere ganz offen von einem nahe bevorstehenden Kriege gegen Österreich-Ungarn und Deutschland reden hören. Man sagte dabei, daß die Armee bereit sei, ins Feld zu rücken, und der Augenblick sei ebenso günstig für die Russen, wie für ihre Verbündeten, die Franzosen.“

5. Nach den in der *Revue des Deux Mondes* 1921 veröffentlichten Denkwürdigkeiten des damaligen französischen Botschafters in St. Petersburg, Herrn Paléologue, haben am 22. Juli 1914 in Tsarskoje Selo die Großfürstinnen Anastasia und Militza zu ihm geäußert: „Ihr Vater, der König von Montenegro, hätte ihnen in einem Chiffretelegramm mitgeteilt, »daß wir vor Monatsende (russischen Stils, also vor dem 13. August neuen Stils) Krieg haben werden... Von Österreich wird nichts übrig bleiben... Ihr werdet Elsaß-Lothringen wiedernehmen... Unsere Heere werden sich in Berlin treffen... Deutschland wird vernichtet werden.«“

6. Der frühere serbische Geschäftsträger in Berlin Boghitschewitsch berichtet in seinem 1919 erschienenen Buche „Kriegsursachen“ eine Äußerung, die der damalige französische Botschafter in Berlin, Cambon, am 26. oder 27.



Der russische Zar Nikolaus II.
Zum Dank für den Kriegseintritt wurde er
und seine Familie von den Kommunisten
ermordet.

Dreibund das nicht zugeben würde, werde daraus ein Krieg gegen Deutschland und Österreich folgen. Italien werde von diesen abfallen; auf Frankreich könne man unbedingt rechnen, auf England wahrscheinlich. Der Zar habe zugestimmt und den Befehl gegeben, die nötigen Vorarbeiten zu beginnen. Der russische Finanzminister Graf Kokowzow hat dagegen eine Denkschrift an



Sergei Dimitrijewitsch Sasonow

Juli 1914 zu ihm getan habe: „Wenn Deutschland es auf einen Krieg ankommen lassen will, so wird es auch England gegen sich haben. Die englische Flotte wird Hamburg forcieren. Wir werden die Deutschen glatt schlagen.“ Boghitschewitsch sagt, er habe von dieser Unterredung die „Gewißheit“ mitgenommen, daß der Krieg, falls nicht schon früher, so doch bei der Begegnung Poincaré's mit dem russischen Kaiser in St. Petersburg beschlossen worden war.

7. Ein hochgestellter Russe, Mitglied der Duma und guter Bekannter von Sasonow, erzählte mir später von dem geheimen Kronrat unter Vorsitz des Zaren im Februar 1914, was mir auch durch andere russische, in meinen „Geschichtstabellen“ aufgeführte Quellen bestätigt worden ist: In diesem Kronrat hielt Sasonow einen Vortrag, in welchem er dem Zaren vorschlug, Konstantinopel zu nehmen. Da der

Zaren gerichtet – diese ist mir nach dem Brester Frieden durch Graf Mirbach mitgeteilt worden –, in der er dem Zaren ein festes Zusammengehen mit Deutschland empfahl und vor dem Kriege warnte, der unglücklich verlaufen und zur Revolution und zum Sturze der Dynastie führen werde. Der Zar ist diesem Rate nicht gefolgt, hat vielmehr den Krieg betrieben.

8. Derselbe Herr erzählte mir folgendes: Zwei Tage nach Kriegsausbruch sei er zu Sasonow zum Frühstück geladen gewesen. Dieser sei ihm freudestrahlend entgegengekommen und habe ihn,

sich die Hände reibend gefragt: „Nun, lieber Baron, Sie müssen doch zugeben, daß ich mir den Moment des Krieges vortrefflich gewählt habe?“ Als der Baron ihn etwas besorgt fragte, wie den England sich dazu stellen werde, schlug der Minister lachend auf seine Tasche und flüsterte dem Baron mit listigem Augenzwinkern zu: „Ich habe etwas in meiner Tasche, was in den nächsten Tagen ganz Rußland erfreuen und die Welt in Erstaunen setzen wird: ich habe die englische Zusage erhalten, daß England mit Rußland gegen Deutschland gehen wird!“

9. Russische Gefange der sibirischen Korps, die in Ostpreußen gefangen genommen wurden, sagten aus: Sie seien im Sommer 1913 mit der Bahn in die Umgegend von Moskau transportiert worden, weil dort ein Manöver vor dem Zaren stattfinden solle. Das Manöver fand nicht statt. Die Truppen wurden aber nicht zurückbefördert, sondern für den Winter in der Umgegend von Moskau disloziert. Im Sommer 1914 wurden sie in die Gegend von Wilna vorgefahren, weil dort ein großes Manöver vor dem Zaren stattfinden solle. In und bei Wilna seien sie aufmarschiert und dann seien plötzlich die scharfen Patronen (Kriegsmunition) ausgegeben und ihnen mitgeteilt worden, nun sei Krieg gegen Deutschland. Warum und weshalb, das wußten sie nicht zu sagen.

10. In einem im Winter 1914/15 in der Presse veröffentlichten Bericht eines Amerikaners über seine Reise im Kaukasus im Frühjahr 1914 wird erzählt: Als er zu Anfang Mai 1914 im Kaukasus eingetroffen sei, seien ihm auf seiner Fahrt nach Tiflis lange Kolonnen aller Waffengattungen in Kriegsausrüstung begegnet. Er habe befürchtet, es sei im Kaukasus ein Aufstand ausgebrochen. Als er bei der Paßrevision in Tiflis sich bei den Behörden danach erkundigte, erhielt er den beruhigenden Bescheid, der Kaukasus sei ganz ruhig, er könne reisen, wohin er wolle, es handle sich nur um Übungsmärsche und Manöver. Nach Abschluß seiner Reise Ende Mai 1914 habe er sich in einem kaukasischen Hafen einschiffen wollen, aber alle Schiffe seien derart mit Truppen besetzt gewesen, daß er nur mit Mühe noch eine Kajüte für sich

und seine Frau erhalten konnte. Die russischen Offiziere erzählten ihm, sie würden in Odessa landen und von da in die Ukraine marschieren zu einem großen Manöver.

11. Der Fürst Tundutow, Ataman der Kalmückenkosaken, zwischen Zaryzin und Astrachan residierend, vor und während des Krieges Adjutant des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, kam im Sommer 1918 in das Hauptquartier in Bosmont, um Verbindung mit Deutschland zu suchen, da die Kosaken keine Slawen und durchaus Feinde der Bolschewiken seien. Er erzähl-



Großfürst Nikolai Nikolajewitsch

te, er sei von Nikolai Nikolajewitsch vor Kriegsausbruch zum Generalstab entsandt gewesen, um den Großfürsten über die dortigen Vorgänge auf dem laufenden zu halten. Auf diese Weise sei er Zeuge des berühmten Telefongesprächs zwischen dem Zaren und dem Chef des Generalstabes General Januschewitsch gewesen. Der Zar habe unter dem tiefen Eindruck des ernstesten Telegrammes des Deutschen Kaisers beschlossen, die Mobilmachung zu inhibieren. Er habe Januschewitsch telefonisch befohlen, die Mobilmachung nicht auszuführen bzw. rückgängig zu machen. Dieser habe diesen klaren Befehl nicht ausgeführt, sondern bei dem Minister des Auswärtigen Amtes Sasonow, mit dem er seit Wochen in Verbindung gestanden, intrigiert und zum Kriege gehetzt habe, telefonisch angefragt, was er nun tun solle. Sasonow habe darauf geantwortet: Der Befehl des Zaren sei Unsinn, der General soll die Mobilmachung nur ausführen, er (Sasonow) werde den Zaren morgen schon wieder herumkriegen und ihm das dumme Telegramm des Deutschen Kaisers ausreden. Daraufhin meldete Januschewitsch dem Zaren, die Mobilmachung sei schon im Gange und nicht mehr rückgängig zu machen. Nun fügte Fürst Tundutow hinzu: Das war eine Lüge, denn ich habe selbst neben Januschewitsch den Mobilmachungsbefehl auf seinem Schreibtisch liegen sehen, er war also noch gar nicht abgesandt.

Bei diesem Vorgange ist psychologisch interessant, daß Zar Nikolaus, der den Weltkrieg vorbereiten half und die Mobilmachung schon befohlen hatte, im letzten Moment noch umschwenken wollte. Es scheint, daß mein ernstes, warnendes Telegramm ihn zum ersten Male die ungeheure Verantwortung deutlich erkennen ließ, die er mit seinen kriegerischen Maßnahmen auf sich lud. Deshalb wollte er die völkermordende Kriegsmaschine, die er soeben in Bewegung gesetzt hatte, stoppen. Das wäre noch möglich, der Friede noch zu retten gewesen, wenn nicht Sasonow (*Anm. v. C.C.: bei den Sasonows soll es sich um russische Juden handeln, die sich im angelsächsischen Sprachraum Sassoon nennen*) die Ausführung vereitelt hätte.



Wladimir Alexandrowitsch Suchomlinow

Auf meine Frage, ob der Großfürst, der als Deutschenhasser bekannt war, sehr zum Kriege gehetzt habe, erwiderte der Fürst: Der Großfürst habe allerdings eifrig für den Krieg gewirkt, aber ein Hetzen sei überhaupt überflüssig gewesen, weil sowieso eine starke Kriegsstimmung gegen Deutschland im ganzen russischen Offizierskorps geherrscht habe. Dieser Geist sei hauptsächlich aus der französischen Armee auf die russischen Offiziere übertragen worden. Man habe den Krieg eigentlich schon im Jahr 1908/09 (Bosnische Frage) machen wollen, aber Frankreich sei



Alexander Petrowitsch v. Iswolski

damals noch nicht fertig gewesen. Auch 1914 sei Rußland eigentlich noch nicht ganz fertig gewesen; Januschewitsch und Suchomlinow hätten den Krieg erst für 1917 geplant. Aber Sasonow und Iswolski sowie die Franzosen waren nicht mehr zu halten. Jene fürchteten die Revolution in Rußland und den Einfluß des Deutschen Kaisers auf den Zaren, durch den der Zar vielleicht vom Kriegsgedanken abgebracht werden könnte (*Anm. v. C.C.: deshalb wurde auch die gesamte Zarenfamilie von den Bolschewiki ermordet, weil der Zar sonst etwas Verhängnisvolles über die elenden Kriegstreiber hätte aussagen können*). Die Franzosen aber, die für den Augenblick der englischen Hilfe sicher waren, befürchteten, England könnte sich später auf ihre Kosten mit Deutschland verständigen. Auf meine Frage, ob denn der Zar die Kriegsstimmung gekannt und geduldet habe, antwortete der Fürst: Es sei bezeichnend, daß der Zar aus Gründen der Vorsicht ein für allemal verboten habe, deutsche Diplomaten oder Militärattachés zum Mittag- oder Abendessen im Offizierskorps einzuladen, an denen er persönlich teilnahm.

12. Beim Vormarsch im Jahre 1914 fanden unsere Truppen in Nordfrankreich und an der belgischen Grenze große Depots (stores) von englischen Soldatenmänteln vor. Nach Aussage der Einwohner sind diese Mäntel schon in den letzten Jahren im Frieden vor Ort und Stelle niedergelegt worden. Die englischen Infanteristen, die im Sommer 1914 von uns zu Gefangenen gemacht wurden, hatten meist keine Mäntel und gaben auf die Frage: warum? ganz naiv an: „We are to find our great coats in the stores at Maubeuge, Le Quesnoy etc. in the north of France and in Belgium – Wir sollten unsere Mäntel in den Depots zu Maubeuge, Le Quesnoy usw. in Nordfrankreich und Belgien finden.“ Ebenso stand es mit den Karten. Es wurden in Maubeuge von unseren Leuten große Mengen englischer Militärkarten von Nordfrankreich und Belgien gefunden, Exemplare sind mir vorgelegt worden. Die Ortsnamen waren auf französisch und englisch gedruckt und am Rande alle Bezeichnungen für den Gebrauch der Soldaten übersetzt, z. B. moulin = mill, pont = bridge, maison = house, ville = town, bois = wood usw. Die Karten stammten aus dem Jahre 1911 und waren in Southampton gestochen (*Anm. v. C.C.: gestochen – eine besondere Art der Druckverfahren*). Die Depots waren seitens Englands mit der Erlaubnis der französischen und belgischen Regierungen schon vor dem Kriege mitten im Frieden angelegt worden. Was wäre wohl in Belgien, dem „neutralen Lande“, für ein Sturm der Entrüstung losgebrochen, und welchen Lärm hätten England und Frankreich darüber geschlagen, wenn wir in

RÉPUBLIQUE FRANÇAISE



DISPOSITIONS CONCERNANT LES ÉTRANGERS

ÉTRANGERS APPARTENANT À DES PUISSANCES ENNEMES
Par Décret du Président de la République :
Les étrangers isolés, de l'un et l'autre sexe, ainsi que ceux qui sont chefs de famille, et qui appartiennent à l'une des Puissances désignées ci-après :

ALLEMAGNE, AUTRICHE-HONGRIE,

devront se présenter, munis de pièces d'identité, à la Mairie de leur résidence, le 1^{er} jour de la mobilisation avant 18 heures, pour y faire connaître leur situation.

Ils sont informés qu'ils ne pourront garder leur résidence durant la guerre.

Ils seront rassemblés en premier lieu au Centre de groupement de *Orléans*, puis ils seront transportés par voie ferrée à l'intérieur de la France.

A ce moment, on leur laissera le choix, soit de séjourner dans le pays, où du travail leur sera donné, s'il y a lieu, soit de gagner une frontière neutre.

Les étrangers susvisés devront quitter leur résidence avec leur famille, de manière à se présenter au plus tard le 2^e jour de la mobilisation avant 18 heures au Commandant militaire du Centre de groupement.

Ils devront retirer à la Mairie avant leur départ, un sauf-conduit (de couleur rouge) qui leur permettra de se rendre au Centre de groupement sans être inquiétés. Ils devront présenter ce sauf-conduit en cours de route à toute autorité civile ou militaire qui en fera la demande et se conformeront rigoureusement aux ordres qui y sont portés, sous peine d'arrestation immédiate.

En aucun cas, ils ne devront faire usage du chemin de fer pour ce déplacement.

Jusqu'au moment où ils quitteront leur résidence pour rejoindre le centre de groupement, ces étrangers ne pourront, sous aucun prétexte, quitter la localité qu'ils habitent. Ils seront mis immédiatement en état d'arrestation s'ils contreviennent à ces dispositions.

ÉTRANGERS APPARTENANT À UNE PUISSANCE NEUTRE
Les étrangers isolés, de l'un et l'autre sexe, ainsi que ceux qui sont chefs de famille, et qui appartiennent à l'une des Puissances désignées ci-après :

Prés de M. Benebould

tiennent à d'autres puissances que celles désignées ci-dessus, devront également se présenter, munis de pièces d'identité, à la Mairie de leur résidence le 2^e jour de la mobilisation avant 18 heures pour y faire connaître leur situation.

Faute de se conformer à cet ordre, ils seront expulsés immédiatement du territoire français.

Ceux qui déclareront vouloir continuer à séjourner dans la localité recevront de la Mairie un permis de séjour. Ils seront tenus de se conformer strictement aux prescriptions portées sur ce document.

Ceux qui désireront rentrer dans leur pays ou gagner l'étranger de la France demanderont un sauf-conduit à la Mairie et devront rejoindre, le 5^e jour de la mobilisation, le centre de groupement qui leur sera indiqué.

NOTA

A partir du 2^e jour de la mobilisation, nul étranger, quelle que soit sa nationalité, ne pourra se déplacer d'une localité à une autre sans être porteur d'un sauf-conduit délivré par le commissaire de police ou, à défaut, par le maire de sa résidence, et de pièces d'identité probantes. Tout contrevenant à cet ordre sera arrêté aussitôt sous prévention d'espionnage (1).

ALSACIENS-LORRAINS

Les Alsaciens-Lorrains non naturalisés français devront également faire connaître à la Mairie, le 2^e jour de la mobilisation au plus tard, leur situation spéciale.

Après constatation de leur identité, ils seront l'objet de mesures particulières qui leur seront indiquées par le Maire.

Le Ministre de la Guerre, Le Ministre de l'Intérieur,

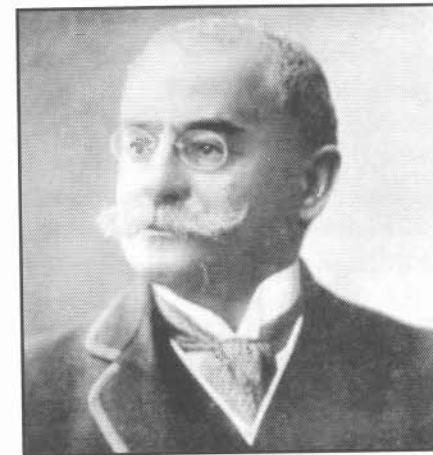



(1) A partir du 5^e jour de la mobilisation, le sauf-conduit sera complété par un laissez-passer qui devra comporter obligatoirement la photographie de l'intéressé.



Ausschnittsvergrößerung des unteren Plakatrandes.
Ganz deutlich ist das Druckdatum zu erkennen: 1913 ! Ein Jahr vor Kriegsbeginn !!!

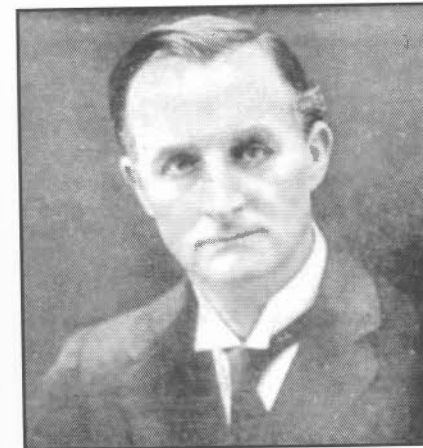
Das Plakatomotiv kann auf CD-ROM zum Unkostenbeitrag von Euro 20,- Vorkasse bzw. Nachnahme zzgl. Euro 4,- beim Verlag angefordert werden.



Théophile Delcassé

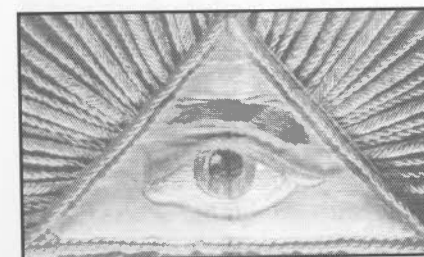
geistige Leiter der „Einkreisung“, die er als „Vermächtnis“ seines verstorbenen Königs (Anm. v. C.C.: Edward VII.) getreulich fort- und durchführte.

Es ist mir mitgeteilt worden, daß eine wesentliche Rolle bei der Vorbereitung des gegen die monarchischen Mittelmächte gerichteten Weltkrieges die



Edward Grey

langjährige, zielbewußte Politik der internationalen „Großorientloge“ (Anm. v. C.C.: siehe „Erde im Würgegriff“ von A. v. Solothurn, „Quo vadis Germania?“ und „Brandstifter“ von Sine Metu im gleichen Verlag) gespielt hätte. Die deutschen Großlogen aber hätten mit zwei



Das freimaurerische Allsehende Auge.

Spa, Lüttich, Namur im Frieden Depots von deutschen Soldatenmänteln und Karten hätten anlegen wollen!

Unter den Staatsmännern, die neben Poincaré besonders zur Entfesselung des Weltkrieges beigetragen haben, dürfte die Gruppe Sasonow – Iswolski an erster Stelle stehen. Iswolski hat, wie man sagt, in Paris stolz an seine Brust pochend erklärt: „Je suis le père de cette guerre – Ich bin der Vater dieses Krieges.“ Delcassé hat großen Anteil an der Schuld für den Weltkrieg, noch größeren Grey als der

großen Grey als der langjährige, zielbewußte Politik der internationalen „Großorientloge“ (Anm. v. C.C.: siehe „Erde im Würgegriff“ von A. v. Solothurn, „Quo vadis Germania?“ und „Brandstifter“ von Sine Metu im gleichen Verlag) gespielt hätte. Die deutschen Großlogen aber hätten mit zwei Ausnahmen, in denen die nichtdeutsche (Anm. v. C.C.: weil jüdische [B'nai B'rith]) Finanz herrscht und die im geheimen mit dem „Großorient“ in Paris in Verbindung stehen (Anm. v. C.C.: Scheidemann etc., siehe auch „Erde im Würgegriff“ von A. v. Solothurn, S. 106) mit dem Großorient keinen Zusammen-

hang. Sie seien, wie mir der angesehene deutsche Freimaurer, der mir diesen ganzen, mir bis dahin unbekannten (Anm. v. C.C.: Wilhelm II. war kein Freimaurer wie etwa sein Großvater Wilhelm der Große [Wilhelm I.] oder sein Vater Friedrich III.) Zusammenhang meldete, versichert hat, durchaus loyal und treu gewesen. Im Laufe des Jahres 1917 habe in Paris eine internationale Tagung der Logen des „Großorient“ stattgefunden, der später noch eine Besprechung in der Schweiz ge-

folgt sei. Auf dieser Tagung sei nachstehendes Programm festgesetzt worden: Zerstückelung von Österreich-Ungarn, Demokratisierung Deutschlands, Beseitigung des Hauses Habsburg, Abdankung des Deutschen Kaisers, Rückgabe Elsaß-Lothringens an Frankreich, Vereinigung Galiziens mit Polen, Beseitigung des Papstes und der katholischen Kirche (*Anm. v. C.C.: es ist gelungen! Der heutige Papst Karl Katz [Karel Woytila] – 2002 – ist ein polnischer Hochgradfreimaurer, Jude?*) wie überhaupt jeder Staatskirche in Europa.

Ich bin von hier aus nicht in der Lage, die sehr garvierenden Mitteilungen über die Organisation und das Wirken der Großorientlogen, die mir nach bestem Wissen und Gewissen gemacht wurden, nachzuprüfen. Geheime und öffentliche politische Organisationen haben im Leben der Völker und der Staaten wichtige Rollen gespielt, solange es Geschichte gibt. Manche haben segensreich gewirkt, die meisten destruktiv, wenn sie geheime Parolen führen müssen, die das Tageslicht zu fürchten haben. Die gefährlichsten dieser Bünde umgeben sich mit dem Vorwande irgendwelcher idealen Bestrebungen, wie der Pflege der werktätigen Nächstenliebe, Hilfsbereitschaft für die Schwachen und Armen u.a.m., um unter solchem Deckmantel ihren eigentlichen verborgenen Zielen zuzustreben. Es ist jedenfalls erforderlich, dem Wirken der Großorientlogen nachzugehen (*Anm. v. C.C.: wie „Erde im Würgegriff“ von A. v. Solothurn*), denn man kann zu dieser Weltorganisation endgültig erst Stellung nehmen, wenn sie gründlich erforscht ist.

Auf die kriegेरischen Operationen will ich in dieser Schrift nicht eingehen. Diese Arbeit will ich umso mehr meinen Offizieren und den Historikern überlassen, als ich, da ich ohne jede Akten schreibe, die Darlegung hier nur in ganz großen Umrissen ausführen könnte.

Wenn ich an die schweren vier Kriegsjahre zurückdenke, mit ihrem Hoffen und Zagen, mit ihren glänzenden Siegen und ihren Verlusten an kostbarem Blute, so steht bei mir im Vordergrund das Gefühl heißen Dankes und unvergänglicher Bewunderung für die unvergleichlichen Leistungen des deutschen Volkes in Waffen. Dieser Dank gilt in erster Linie den genialen Führern in dem furchtbaren Ringen, vor allem dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg, dem getreuen Eckart des deutschen Volkes, und seinem von ihm unzertrennlichen starken Berater, dem General Ludendorff. Mein Dank für jeden einzelnen meiner wackeren Soldaten ist aber nicht minder warm. Besonders gebührt er denen, die ihre Treue für Kaiser und Reich mit ihrem Blute besiegelt haben.

Wie der Heimat kein Opfer des Ausharrens und der Entbehrung zu groß war, so hat das Heer in Abwehr des uns freventlich aufgezwungenen Krieges nicht nur die erdrückende Übermacht von 28 Feindstaaten abgewehrt. Es hat zu Lande, zu Wasser und in der Luft Siege errungen, deren Glanz im Nebel der heutigen Zeit vielleicht etwas verblaßt erscheint, im Lichte der Geschichte aber dereinst um so heller strahlen wird (*Anm. v. C.C.: Die Geschichtsfälscher der heutigen Zeit fühlen sich sehr sicher; aber sie werden es nicht schaffen!*). Und damit nicht genug. Wo immer bei unseren Bundesgenossen Not eintrat – deutsches Eingreifen, oft mit schwachen Truppen, stellte stets die Lage wieder

her und brachte oft namhafte Erfolge. Deutsche fochten auf allen Kampfplätzen des ausgedehnten Weltkrieges.

Führwahr, die heldenmütige Tapferkeit des deutschen Volkes hätte ein besseres Los verdient, als daß sie dem tückischen Dolchstoße von hinten zum Opfer fiel. Es scheint deutsches Schicksal zu sein, daß Deutsche immer durch Deutsche besiegt werden. Jüngst las ich das leider nicht unberechtigte Wort: In Deutschland hat jeder seinen Hödur hinter sich.

Schließlich noch ein Wort über die deutschen „Kriegsgreuel“ und zwei Beispiele dazu!

Nach dem Einrücken in Nordfrankreich habe ich sofort den Schutz der Kunstdenkmäler befohlen. Jeder Armee wurden Kunsthistoriker und Professoren zugeteilt, die umherreisten und die Kirchen, Schlösser, Burgen usw. besichtigten, aufnahmen und beschrieben. Unter anderem hat sich besonders der Konservator der Rheinprovinz, Professor Clemen hervorgetan, der mir im Felde Vortrag über den Schutz der Kunstdenkmäler zu halten hatte. Alle Sammlungen in Städten, Museen und Schlössern wurden katalogisiert und numeriert. Wo sie durch den Kampf bedroht schienen, wurden sie abtransportiert und in Valenciennes und Mauberge in zwei prachtvollen großen Museen zusammengestellt und sorgsam behütet; bei jedem Stück war der Name des Besitzers vermerkt. Die alten Fenster der Kathedrale von St. Quentin wurden von deutschen Soldaten mit Lebensgefahr unter englischem Granatfeuer herausgeholt. Die Geschichte der Zerstörung der Kirche durch die Engländer ist durch einen deutschen katholischen Priester beschrieben, mit Photographien versehen veröffentlicht und auf meinen Befehl an den Papst gesandt worden.

In dem Schlosse von Pinon, das der Prinzessin de Poix gehört, die bei der Kaiserin und mir in Berlin zu Gast gewesen war, lag das Generalkommando III. Armeekorps. Ich besuchte das Schloß und wohnte dort. Vorher waren Engländer einquartiert gewesen. Sie hatten greulich gehaust. Der kommandierende General v. Lochow mit seinem Stabe hatte große Mühe, das Schloß nach der englischen Verwüstung einigermaßen wieder in Ordnung zu bringen. Ich besuchte mit dem General die Privatgemächer der Prinzessin, die bis dahin von unseren Soldaten nicht betreten werden durften. Ich fand die ganze Garderobe der Prinzessin von den englischen Soldaten aus den Schränken gerissen und samt den Hüten auf dem Boden verstreut. Ich ließ alle Garderobenstücke sorgsam säubern, in die Schränke hängen und verschließen. Ebenso war der Schreibtisch erbrochen und die Privatkorrespondenz der Prinzessin lag umher. Auf meinen Befehl wurden alle Briefe gesammelt, eingepackt, versiegelt in den Schreibtisch gelegt und eingeschlossen. Späterhin fand man das ganze Tafelsilber im Park vergraben. Wie die Dorfbewohner gestanden, war das schon Anfang Juli angeordnet worden. Also hatte die Prinzessin schon lange vor dem Kriege Kenntnis von dessen bevorstehendem Ausbruch! Ich befahl sofort die Katalogisierung des Silbers und dessen Aufbewahrung auf der Aachener Bank und Zurückgabe an die Prinzessin nach dem Kriege. Durch den Oberhofmarschall Freiherrn v. Reischach ließ ich der Prinzessin über die Schweiz

Nachricht über Pinon, ihr Silber und meine Führsorge für ihr Eigentum zu kommen. Antwort ist nicht erfolgt. Dagegen hat die Prinzessin in der französischen Presse einen Brief veröffentlicht des Inhalts: Der General v. Kluck habe all ihr Silberzeug gestohlen.

Durch meine Führsorge und die aufopfernde Arbeit der deutschen Kunstgelehrten und Soldaten – teilweise unter Gefahr für ihr Leben – sind den französischen Besitzern und den französischen Städten Kunstschatze im Werte von Milliarden erhalten worden. Das taten die Hunnen, die Boches!

Soweit der Kaiser zu diesem Thema. Bitte lesen Sie auf den nächsten Seiten, was er über die Schuldfrage zu sagen hat.

Die Schuldfrage

Die Geschichte kennt kein Beispiel, das man mit dem Weltkriege 1914/18 vergleichen könnte. Sie kennt aber auch kein Beispiel für die Verwirrung, die über die Ursachen entstanden ist, die zum Weltkriege führten. Das ist umso erstaunlicher, weil der große Krieg eine hochkultivierte, aufgeklärte, politisch geschulte Menschheit vorfand, und weil die Ursachen zum Weltkriege klar und offen liegen. Auch die scheinbare Kompliziertheit in der Julikrise 1914 kann darüber nicht hinwegtäuschen. Der damalige Telegrammwechsel zwischen den Kabinetten der Großmächte und Herrschern, die Tätigkeit der Staatsmänner und der hervorragender Privatmänner bei mündlichen Verhandlungen mit wichtigen Persönlichkeiten der Entente waren gewiß von größter Wichtigkeit durch die entscheidende Bedeutung, die nahezu jedem Worte zukam, das aus verantwortlichem Munde gesprochen, und jeder Zeile, die geschrieben oder gedrahtet wurde. Aber die große Linie der Kriegsursachen wird dadurch nicht geändert, sie liegt fest und man darf sich nicht scheuen, sie immer wieder mit Ruhe und Sachlichkeit von dem verwirrenden Beiwerk der Vorgänge, die den Kriegsausbruch begleiteten, freizulegen.

Die allgemeine Lage des Deutschen Reiches hatte sich in der Vorkriegszeit immer glänzender und infolgedessen außenpolitisch immer schwieriger gestaltet. Ein niemals dagewesener Aufschwung in Industrie, Handel und Weltverkehr hatte Deutschland wohlhabend gemacht. Die Kurve unserer Entwicklung blieb nach oben gerichtet. Die damit verbundene friedliche Eroberung eines namhaften Teiles des Weltmarktes, auf den deutscher Fleiß und unsere Leistungen gerechten Anspruch hatten, konnte älteren Weltvölkern, vor allem England, nicht angenehm sein. Das ist ein ganz natürlicher Vorgang dem nichts Verwunderliches anhaftet. Es macht niemandem Freude, wenn sich plötzlich ein Konkurrent etabliert und man zusehen muß, wie die alte Kundschaft zu ihm abwandert. Ich kann also aus der Verstimmung Englands über Deutschlands Fortschritte auf dem Weltmarkte keinen Vorwurf gegen das Britenreich konstruieren.

Wenn es England verstanden hätte, unter Anwendung besserer Handelsmethoden die deutsche Konkurrenz abzuschlagen oder niederzuhalten, so wäre das sein gutes Recht gewesen, gegen das Einwendungen nicht hätten erhoben werden können. Der Tüchtigere gewann eben das Spiel. Es kann im Leben der Völker nicht als verwerflich gelten, wenn im friedlichen Wettbewerb von beiden Seiten mit gleichartigen, also friedlichen Mitteln, aber mit aller Energie, mit Kühnheit und Organisationskunst zum Besten des eigenen Volkes gearbeitet wird. Etwas ganz anderes ist es dagegen, wenn der eine Teil durch den Fleiß und die Leistung, wie durch überlegene Geschäftsmethoden des anderen seinen Aktivposten in der Weltbilanz bedroht sieht und nun, weil er nicht die

Tüchtigkeit des jungen Konkurrenten zu entfalten vermag, mit Gewalt, also nicht mit friedlichen, sondern mit kriegerischen Mitteln gegen den friedlichen Wettbewerb vorgeht, um ihn aufzuhalten oder zu vernichten.

Unsere Lage wurde schwieriger, weil wir genötigt waren, zum Schutze unseres Wohlstandes, der nicht zuletzt auf den 19 Milliarden jährlicher deutscher Ausfuhr und Einfuhr basierte, eine Flotte zu bauen. Die Unterstellung, wir hätten die Flotte gebaut, um die weit überlegene englische anzugreifen und zu vernichten, ist absurd, denn wir hätten bei dem tatsächlichen Kräfteverhältnis zur See nicht siegen können. Wir kamen ja auf dem Weltmarkte wunschgemäß vorwärts; wir hatten über nichts zu klagen. Weshalb also hätten wir den Erfolg unserer friedlichen Arbeit aufs Spiel setzen sollen?

In Frankreich war seit 1870/1871 der Revanchegedanke sorgsam genährt worden. In der belletristischen wie in der politischen und militärischen Literatur, im Offizierskorps, in den Schulen, in Vereinigungen, in den politischen Kreisen wurde er in allen möglichen Variationen gepflegt. Ich kann diese Stimmung verstehen. Vom gesunden nationalen Standpunkt aus gesehen ist es schließlich ehrenvoller, wenn ein Volk eine erlittene Schlappe wieder gut machen will, als wenn es diese einsteckt. Elsaß-Lothringen aber ist seit vielen Jahrhunderten deutsches Land. Von Frankreich war es geraubt, wir haben es 1871 als uns gehörig zurückgenommen. Deshalb war ein Revanchekrieg, der die Eroberung urdeutschen Gebiets zu Ziele hatte, unrechtmäßig und unmoralisch. Ein Nachgeben unsererseits in diesem Punkte hätte unserem nationalen und rechtlichen Empfinden ins Gesicht geschlagen. Da Deutschland Elsaß-Lothringen niemals freiwillig an Frankreich zurückgeben konnte, war also der französische Revanchetraum nur durch einen siegreichen Krieg zu verwirklichen, der die französischen Grenzpfähle bis an das linke Rheinufer vorschieben sollte. Deutschland hingegen hatte keinen Anlaß, die Errungenschaften von 1870/71 aufs Spiel zu setzen, es mußte also darauf hinwirken, den Frieden mit Frankreich zu erhalten, um so mehr als die Konstellation der Mächte gegen den deutsch-österreichischen Zweibund immer deutlicher hervortrat.

In Rußland lagen die Dinge so, daß das gewaltige Zarenreich nach einem Zugang zum südlichen Meer drängte. Dieses Streben ist natürlich und nicht zu verurteilen. Ferner bestand der russisch-österreichische Gegensatz, hauptsächlich um Serbien, der insofern Deutschland mitbetrif, als Deutschland und Österreich-Ungarn im Bunde waren. Außerdem befand sich das zaristische Rußland in einer andauernden inneren Gärung, und jede zarische Regierung fand es nützlich, eine Möglichkeit für äußere Konflikte bereit zu halten, um durch äußere Schwierigkeiten jederzeit von den innern ablenken zu können, ein Ventil für den inneren Konfliktstoff zu besitzen. Es kam hinzu, daß der enorme Anleihenbedarf Rußlands fast ausschließlich in Frankreich gedeckt wurde. Über 20 Milliarden französischer Goldfranken, über deren Verwen-

dung Frankreich teilweise verfügte, wanderten nach Rußland. Es handelte sich dabei ausnahmslos um strategische und kriegsvorbereitende Maßnahmen. An der goldenen Kette der französischen Milliarden wurde das Zarenreich nicht nur finanziell an Frankreich gekettet; es wurde dem französischen Revanchegedanken dienstbar.

So ergab es sich, daß England, Frankreich und Rußland, allerdings aus verschiedenen Gründen, ein gemeinsames Ziel hatten, nämlich: Deutschland niederzuzwingen. England aus handelspolitischen, Frankreich aus revanchepolitischen, Rußland als Trabant Frankreichs sowie aus innerpolitischen Gründen und um an das südliche Meer zu gelangen. So mußten sich diese drei Großstaaten finden. Den Zusammenschluß dieser Bestrebungen zu gemeinsamem planmäßigen Handeln nennen wir die Einkreisungspolitik.

Hinzu kommt noch das erst kürzlich bekannt gewordene ‚Gentleman’s agreement‘ von dem ich während meiner Regierungszeit überhaupt keine Kenntnis gehabt hatte. Als ich von ihm erfuhr, habe ich mich sofort bei Herrn v. Bethmann danach erkundigt. Er schrieb mir einen etwas gewundenen Brief: Irgendetwas sei wohl in den Akten des Auswärtigen Amtes darüber vorhanden; der damalige deutsche Botschafter in Washington, v. Holleben, hätte darüber vertraulich wohl etwas berichtet, aber er hätte die Quelle nicht angegeben; deshalb wäre vom Auswärtigen Amte der Sache keine Bedeutung beigemessen und sie nicht an mich weitergegeben worden. Jenes Agreement hat also tatsächlich auf die Politik Deutschlands keinen Einfluß gehabt. Aber es beweist nachträglich, **daß die angelsächsische Welt sich schon im Jahre 1897 gegen uns zusammengeschlossen hat**, und deckt dadurch manche Schwierigkeiten der deutschen Politik auf. Es erklärt auch die Haltung Amerikas während des Krieges.

„DAS GENTLEMAN’S AGREEMENT“

Dieser Vorgang, der mir zu jener Zeit nicht bekannt gewesen ist, dürfte geeignet sein, jetzt Licht in die Angelegenheit zu bringen. In einer Publikation „The Problem of Japan – Das Problem Japans (Leipzig 1920)“, die im Jahre 1918 anonym im Haag erschienen ist und von einem „Exdiplomaten aus dem fernen Osten“ geschrieben sein soll, wird ein Auszug aus einem Werke des Professors der Geschichte an der Washington Universität in St. Louis, Roland Usher, veröffentlicht. Usher ist, wie sein früherer Kollege, Professor John Bassett Moore von der Columbia-Universität in New York, des öfteren vom State Department in Washington als Ratgeber auf dem Gebiete auswärtiger Beziehungen herangezogen worden, da er wie wenige Männer in Amerika eine eingehende Kenntnis der internationalen Fragen, die auf die Vereinigten Staaten Bezug haben, besitzt. Professor Usher hat in seinem 1913 erschienenen Werke zum ersten Male das Vorhandensein und den Inhalt eines „Agreement“ oder „Treaty“ (Abkommen oder Vertrag) geheimer Natur zwischen *England*, *Amerika* und *Frankreich* aus dem Frühjahr 1897 bekannt gegeben. In diesem

Agreement war vereinbart, daß, falls Deutschland oder Österreich oder beide einen Krieg um des „Pangermanismus“ (Alldeutschtums) willen beginnen würden, die Vereinigten Staaten sich sofort für England und Frankreich erklären und alle Kräfte aufbieten sollten, diesen beiden Mächten beizustehen. Professor Usher führt des längeren alle Gründe, auch kolonialer Natur an, die es für die Vereinigten Staaten zwingend machten, sich unbedingt auf Seiten Englands und Frankreichs an einem Kriege gegen Deutschland zu beteiligen, den Professor Usher 1913 als bald bevorstehend voraussagt!

Der ungenannte Verfasser von „The Problem of Japan“ hat sich der Mühe unterzogen, die Abmachungen zwischen England, Frankreich und Amerika 1897 tabellarisch zu rubrizieren und dadurch das Maß der gegenseitigen Verpflichtungen in greifbarer Gestalt darzulegen. Das Kapitel ist äußerst lesenswert und gibt einen guten Einblick in die Vorgeschichte und die Vorbereitung des Weltkrieges seitens der „Entente“, die sich damals schon gegen Deutschland vereinigte, wenn sie auch noch nicht unter dem Namen „Entente cordiale“ auftrat. Der Exdiplomats bemerkt hierzu: „Hier hat man einen Vertrag, von dem Professor Usher behauptet, er sei schon Anno 1897 geschlossen worden, in welchem jede Phase der Anteilnahme und Betätigung Englands, Frankreichs und Amerikas bei zukünftigen Ereignissen schon vorgesehen ist, einschließlich der Eroberung der spanischen Kolonien (Anm. v. C.C.: *Die Amerikaner haben nach diesem ‚Agreement‘ nicht lange gefackelt und bereits 1898 blutig den Spaniern die Philippinen und 1899 Kuba abgejagt. Alles nur wegen der Menschenrechte und -würde*), der Kontrolle über Mexiko und Zentralamerika, der Öffnung Chinas und der Annexion von Kohlenstationen. Professor Usher will uns nun glauben machen, daß alle diese Maßnahmen getroffen wurden, um die Welt vor dem ‚Pangermanismus‘ zu schützen.“

„Es ist überflüssig,“ fährt der Exdiplomats fort, „Professor Usher daran zu erinnern, daß, wenn wir wirklich annehmen wollen, daß das Gespenst des ‚Pangermanismus‘ überhaupt existiert, doch 1897 bestimmt noch niemand etwas davon gehört hatte – denn zu dieser Zeit hatte Deutschland noch nicht einmal sein großes Flottenprogramm aufgestellt, das überhaupt erst 1898 verlautbart wurde. Wenn es also wahr ist, daß England, Frankreich und die Vereinigten Staaten die gemeinsamen Pläne hegten, die Professor Usher ihnen nachsagt, und daß sie ein Bündnis zu deren Durchführung schlossen, so wird es kaum angehen, die Konzeption zu diesem Gedanken und den Antrieb zu seiner Durchführung einem so schwachen Vorwand wie dem Aufkommen des ‚Pangermanismus‘ zuzuschreiben.“ Soweit der Exdiplomats.

Man muß staunen. *Ein direkter Aufteilungsvertrag gegen Spanien, Deutschland usw. wird von Gallieren und Angelsachsen im tiefsten Frieden bis in die Details geregelt, abgeschlossen, ohne jede Gewissensbisse, zum Zwecke Deutschland-Österreich zu zertrümmern und ihre Konkurrenz vom Weltmarkt auszuschließen! 17 Jahre vor Beginn des 1. Weltkrieges ist dieser Vertrag von den vereinigten Gallo-Angelsachsen geschlossen und sein Ziel systematisch durch diese ganze Zeitperiode hindurch vorbereitet wor-*

den! Nun begreift man auch die Leichtigkeit, mit der König Edward VII. seine Einkreisungspolitik betreiben konnte; die Hauptakteure waren schon lange einig und bereit. Als er den Pakt „Entente cordiale“ taufte, war diese Erscheinung für die Welt, zumal für die deutsche, ein unangenehmes Novum, für drüben war es nur die offizielle Anerkennung der dort längst bekannten Tatsachen.

Angesichts dieses Agreements versteht man nun auch den Widerstand Englands im Jahre 1897 gegen ein Abkommen mit Deutschland über Kohlenstationen und den Ärger darüber, daß es Deutschland mit russischem Einverständnis gelungen war, festen Fuß in China zu fassen, über dessen Ausnutzung ohne Deutschlands Mitwirkung man sich eben zu dritt geeinigt hätte. *Usher hat aus der Schule geplaudert und schlagend bewiesen, bei wem die Schuld am 1. Weltkrieg wirklich liegt. Es ist der gegen Deutschland gerichtete Vertrag – „Gentleman’s agreement“ zuweilen genannt – vom Frühjahr 1897, der die Grundlage, den Ausgangspunkt bildet und von den Ententeländern durch 17 Jahre systematisch ausgebildet wurde. Als es ihnen gelungen war, auch Rußland und Japan für sich zu gewinnen, schlugen sie los, nachdem Serbien den Mord von Sarajewo inszeniert und damit die Lunte in das sorgfältig gefüllte Pulverfass geschleudert hatte.*

Professor Usher’s Mitteilungen bedeuteten aber auch eine glatte Abfertigung für all jene Leute, die während des Krieges in einzelnen militärischen Handlungen seitens Deutschlands, wie z.B. dem Lusitaniafall (Anm. v. C.C.: *siehe „Quo vadis Germania?“ von Sine Metu, Seite 92*), der Verschärfung des U-Bootkrieges usw., den Grund für die Teilnahme der Vereinigten Staaten am Kriege suchen zu müssen glaubten. Nichts von alledem ist richtig. Das jüngst erschienene Buch von John Kenneth Turner „Shall it be again?“ weist auf Grund überzeugenden Beweismaterials nach, daß Wilsons angebliche Kriegsgründe und -ziele nicht die wirklichen gewesen sind. Amerika – oder richtiger sein Präsident Wilson – war wohl von Anfang an, jedenfalls seit 1915, entschlossen, gegen Deutschland Stellung zu nehmen und zu fechten. Das letztere tat es unter dem Vorwand des U-Bootkrieges, in Wirklichkeit unter dem Einfluß mächtiger (Anm. v. C.C.: *weil jüdischer – als Dank an die Engländer für die Balfour-Deklaration*) Finanzgruppen und auf das Drängen und Bitten seines Partners Frankreich, dessen Menschenmaterial sich mehr und mehr erschöpfte. Amerika wollte das geschwächte Frankreich nicht allein mit England lassen, dessen Annexionsgelüste auf Calais, Dünkirchen usw. ihm wohlbekannt waren.

Es ergab sich für Deutschland aus der Gruppierung England, Frankreich und Rußland, also dreier sehr starker Mächte, nur eine politische Konsequenz: Die von außen drohende Entscheidung über die Zukunft Deutschlands mit Waffengewalt mußte vermieden werden, bis wir wirtschaftlich, militärisch, zur See und nationalpolitisch uns eine derartige reale Weltstellung erworben hatten, daß es unseren Gegnern ratsam erscheinen mußte, von dem Risiko machtmäßiger Entscheidung abzusehen und uns an der restlichen Aufteilung

und der Bewirtschaftung der Welt den unserem Können entsprechenden Anteil zu lassen. Wir wollten und durften unseren mühsam erarbeiteten Wohlstand nicht aufs Spiel setzen. So entstand der Gegensatz: **Die Ziele der Entente konnten nur durch einen Krieg, die Ziele Deutschlands nur ohne Krieg erreicht werden.**

Unsere Lage ist von uns richtig erkannt worden. Wir haben entsprechend gehandelt.

Noch eine Anekdote von Wilhelm II.

Interessant war mir [bei meinem letzten Besuch im Vatikan, bevor der Pontifex verstarb] (Anm. v. C.C.: Wilhelm II. war Protestant), daß er [der Papst Leo XIII.] mir bei dieser Gelegenheit sagte, Deutschland müsse das Schwert der katholischen Kirche werden. Ich wendete ein, daß das alte römische Reich deutscher Nation doch nicht mehr bestehe, daß die Voraussetzungen andere geworden wären. Aber er blieb dabei.

Dann fuhr der Papst fort, er müsse mir wiederum warmen Dank dafür sagen, daß ich unablässig um das Wohl auch meiner katholischen Untertanen bemüht sei. Er habe das von so vielen Seiten gehört, daß er Wert darauf lege, mir persönlich zu sagen, wie dankbar sowohl er wie seine deutschen Katholiken für diese Fürsorge seien. Er könne mir versichern, daß meine katholischen Untertanen in guten wie in bösen Tagen in absoluter Treu zu mir stehen würden. „*Ils restorent absolument et infailliblement fideles – Sie werden sich in jeder Lage als unbedingt treu erweisen.*“

Die Frage drängt sich dem Leser auf: **Was wußte bereits der Papst, was der Deutsche Kaiser nicht wußte?**

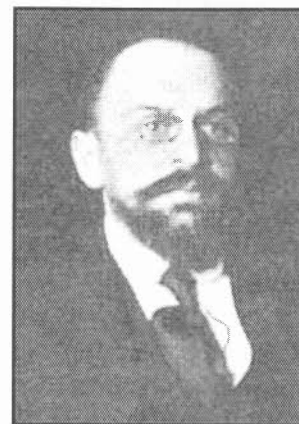
Die Frontsoldaten retten die Novemberregierung

Mit diesem Aufsatz erleben wir den Ablauf der Geschichte am Ende des Jahres 1918:

Aus der Abdankungsurkunde Kaiser Wilhelms II:

„... Ich erwarte von ihnen (Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften), daß sie bis zur Neuordnung des Deutschen Reiches den Inhabern der tatsächlichen Gewalt in Deutschland helfen, das deutsche Volk gegen die drohenden Gefahren der Anarchie, der Hungersnot und der Fremdherrschaft zu schützen.

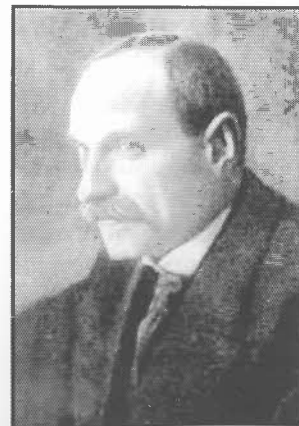
28. November 1918 in Amerongen.“



Adolph Joffe

Im Zug Berlin – Moskau wird ein zerknülltes Stück Papier gefunden. Als 21 Rechnungen, datiert vom 21. September 1918 bis 31. Oktober 1918, stellt sich der Knäuel heraus, bezahlte Waffenlieferungen für den Sowjetdiplomaten Joffe. Der Russe hat sich in Berlin versorgt mit: 159 Mauserpistolen, 28 Brownings, 23 Parabel-lumpistolen, 27.000 Patronen für 105.000 Mark.

Am 9. Dezember 1918 verkündet Joffe: „Die Zahl der angekauften und dem jetzigen Minister Barth (deutscher Volksbeauftragter) übergebenen Waffen ist viel höher. Herrn Barth sind seinerzeit zum Zwecke der Beschaffung von Waffen nicht 105.000 Mark übergeben worden, sondern mehrere 100.000 Mark. Indem ich das feststellen möchte, rühme ich mich, durch diese meine Tätigkeit, die im Einvernehmen mit den unabhängigen Ministern Haase (deutscher Volksbeauftragter), Barth und anderen geschah, auch für meine Person zum Siege der deutschen Revolution nach Kräften mitgewirkt zu haben.“



Hugo Haase

Der USPD-Mann Haase sagt darüber: „Mein Kollege Barth hat, wie mir bekannt ist, für den erwarteten Moment des Ausbruchs der Revolution Waffen für das deutsche Proletariat besorgt.“

Und der Unterstaatssekretär und bekennende Zionist im Reichsjustizamt, Dr. Oskar Cohn (צוהן = hebr. Priester; ein jüd. Familienname, auch in der Form von Cohen, Kohn, Cahen, Kahn. Die Männer der C.-Familien haben im jüd. Gottesdienst einige Vorrechte [werden als erste z. Tora-vorlesung aufgerufen, segnen an den Feiertagen die Gemeinde], aber auch verschärfte Reinigungsvorschriften [Nichtbetreten des Leichenzimmers u.

des Friedhofes]; sie unterliegen ferner einem besonderen Eherecht [Verbot der Ehelichung einer geschiedenen Frau]. Aus: Lexikon für Theologie und Kirche), der Mann, der in einem Untersuchungsausschuß später den Generalfeldmarschall von Hindenburg, Ludendorff und Helffrich verhört hat, rechtfertigt am 27. Dezember 1918 die Annahme von Sowjetgeld zum Zwecke der Erdolchung des deutschen Kriegsheeres folgendermaßen: „Bedarf es umständlicher Erklärung und Begründung, daß ich die Geldmittel, die mir die russischen Parteifreunde durch den Genossen Joffe für die Zwecke der deutschen Revolution zur Verfügung stellten, gern entgegengenommen habe... Ich habe das Geld seinem Zwecke zugeführt, nämlich der Vorbereitung des Gedankens der Revolution, und bedauere nur, daß es mir die Umstände unmöglich gemacht haben, die ganze Summe schon aufzubrauchen.“

Wieviel Geld es war, darüber hat Joffe die folgenden, keineswegs erschöpfenden Angaben gemacht: „Ich möchte... dem Rechtsbeistand der russischen Botschaft in Berlin, Herrn Reichstagsabgeordneten Oskar Cohn mitteilen, daß jene 550.000 Mark und 150.000 Rubel, die er von mir in der letzten Nacht vor der Ausweisung, und zwar als Mitglied der USP zur Förderung der deutschen Revolution erhalten hatte, in jener Nacht, als er gemeinsam mit uns im Botschaftsgebäude verhaftet wurde, daß er diese Summe zur Zeit nicht an die USP auszuzahlen braucht. Das gleiche gilt von den in Deutschland deponierten zehn Millionen Rubeln, worüber ich Herrn Dr. Cohn Dispositionsrecht im Interesse der deutschen Revolution eingeräumt habe... Was endlich die Summe von 350.000 Mark und 50.000 Rubel anbetrifft, die Herr Dr. Cohn von mir zur Hilfeleistung an die in Deutschland zurückgebliebenen russischen Staatsangehörigen (*Sowjetagenten*) erhalten hat, so bitte ich ihn, über diese Gelder auftragsgemäß zu verfügen...“

... und Otto Wels ruft nach der Wachtparade

Die Berliner Schutzmannschaft ist entwaffnet und entlassen; im Polizeipräsidium herrscht der Unabhängige Eichhorn. Er hat den „Wachtmann“ als Polizisten erfunden, der jetzt ohne Waffe Dienst tut. Dafür läßt Eichhorn am 6. und 7. November von Erich Prinz, dem Kommandanten seiner Sicherheitswehr, Waffen an die Schwartzkopffschen Arbeiter verteilen. Noske schreibt in sein Revolutionsbuch: „Aus verschiedenen Waffenfabriken sind wiederholt große Mengen Waffen auf Veranlassung des Polizeipräsidiiums geholt und an kommunistische Hauptquartiere zur Verteilung an ihre Anhänger geliefert worden.“ Das gibt Prinz – der sich Jahre später als gewöhnlicher Krimineller entpuppte – auch zu.

Als Berliner Stadtkommandant spielt sich der Sozialdemokrat Otto Wels auf. Über die militärische Macht des Berliner Revolutionskommandanten sagt der spätere sozialdemokratische Reichswehrminister Noske, der selbst nie Soldat war: „Alle Regimenter der Berliner Garnison (er meint natürlich die Ersatzbataillone junger Rekruten, die erst Soldaten werden sollten; denn die



Otto Wels

Regimenter waren an der Front) haben in den ersten Revolutionstagen den sechs Volksbeauftragten ihre Ergebenheit bekundet. Nach wenigen Tagen zeigte es sich jedoch, daß mit den führerlosen Leuten nichts anzufangen war: wenn sie gebraucht wurden, kamen sie nicht. Bei einem Alarm waren noch nicht 100 Mann mit einem Gewehr zur Stelle.“

Die sogenannten Volksbeauftragten sitzen in diesen Tagen vollkommen fest; die Straße terrorisiert sie sowie ganz Berlin. Seitdem es keine Offiziere, keine Truppe, keine Polizei mehr gibt, seitdem, von Liebknecht, Luxemburg und Lebedour bis zur Siedehitze aufgepeitscht, der Mob seine Verbrüderungsorgien mit „befreiten“ Zuchthäuslern, Deserteuren, geschlechtskranken Lazarettinsassen und mit hergelaufenem Matrosengesindel durch Plünderungen, Schießereien, Haussuchungen und Verhaftungen feiert, seitdem jeden Tag ein anderer Streik die Berliner Betriebe und Verkehrsmittel lahmlegt, – da schreit die Novemberbonzokratie plötzlich nach Soldaten.

In der Reichstagssitzung des Soldatenrates am 15. November 1918 gebärdet sich Otto Wels stramm „militaristisch“. Er fordert die alte Berliner Wachtparade, Soldaten, die „in straffer Ordnung mit klingendem Spiel auf Wache ziehen, damit Berlin sieht, daß es noch Soldaten gibt.“ Es ist ein bezeichnendes Stück und bedarf keines Kommentares: **sechs Tage nach dem Novemberverrattstag bereits!** Wels, dessen Partei Gegner der Todesstrafe ist, weiß kein anderes Mittel mehr gegen die Spartakusschützen als: „...an die Mauer mit dem Kerl!“, der mit einer Flinte die Straße unsicher macht. Die Praxis des sozialdemokratischen Berliner Stadtkommandanten wirft alle theoretischen Grundsätze des SPD-Programmes vom 15. November 1918 über Bord.

Ein Säulenanschlag in Potsdam gibt bekannt: „Ich bitte die Kameraden der Garnison Potsdam, sich der neuen Regierung zur Verfügung zu stellen. Wir alle wollen nur das Wohl unseres Vaterlandes. Prinz Eitel Friedrich.“ Der Kaisersohn, und zwar der zur Zeit älteste in Deutschland, also der Familienchef des „fluchwürdigen“ Hohenzollernhauses, sucht selbstlos für die Novemberregierung in Kreisen zu werben, gegen die jahrelang bis auf diesen Tag von der Sozialdemokratie in wüstester Weise gehetzt worden ist. Das ist am 17. November 1918.

Am gleichen Tage liest man folgende Veröffentlichung: „Ich habe mich mit dem Kommandeur der Potsdamer Garnison dem Arbeiter- und Soldatenrat Potsdam zur Verfügung gestellt. von Treskow, General der Kavallerie.“

Und Wels selbst sucht am selben Tage Truppen, er ruft nicht mehr „klassenbewußte Proletarier“, er sagt: „...Bildet aus euren Reihen eine republikanische Bürgerwehr, die Ordnung, Freiheit und Ruhe aufrecht erhält. Eure Soldatenräte haben Listen aufgelegt, in die sich alle einzeichnen können, welche sich dieser hohen und dringend notwendigen Aufgabe widmen wollen. Ihr erhaltet

ausreichend Löhnung und Verpflegung. Allen voran ihr Berliner Kameraden, laßt eure Vaterstadt nicht der Plünderung und dem Bruderkrieg anheimfallen. Ihr müßt an erster Stelle in diese Wehr eintreten.“

Jetzt rächt sich die Hetze gegen den Offizier

Die Sozialdemokratie hat jahraus jahrein gegen jede Wehrvorlage gestimmt, sie hat in engstirnigem Parteifanatismus den Wehrwillen zu untergraben und in blutigen Imperialismus umzulügen versucht. Sie hat gegen das Offizier- und Unteroffizierkorps gehetzt, die Chargen als Leuteschinder gegen die Untergebenen und diese als Bornierte des „Kadavergehorsams“ gegen die Vorgesetzten ausgespielt.

Jetzt erntet die Novemberregierung Sturm, nachdem sie Wind gesät hat. Das jahrzehntelang künstlich genährte Gift gegen den Offizier tut seine Wirkung.



Karl Liebknecht

Die Meuterer in der Heimat entledigen sich zuerst der Offiziere. Damit gibt es aber auch keine verwendungsfähige Truppe mehr. Will man jetzt also Truppen haben, so geht es ohne den Offizier nicht. Die Meuterer denken aber gar nicht daran, sich wieder von Offizieren führen zu lassen, die ihnen doch gerade die Parteiredner und Parteipresse der jetzt im November 1918 Regierenden als wahre Scheusale immer hingestellt haben. Der sozialdemokratische Fluch gegen den Offizier beginnt sich zu rächen. Die Bolschewisten funken: „Soldaten und Matrosen! Gebt die Waffen nicht aus der Hand! Es gilt, mit den Waffen in der Hand

wirklich die Macht überall zu übernehmen und eine Arbeiter-, Soldaten- und Matrosenregierung mit Liebknecht an der Spitze zu bilden. Lasset euch keine Nationalversammlung aufschwätzen!“ Das ist verständlicher für die Meuterer in Deutschland als der plötzliche Angstschrei von Otto Wels nach der Berliner Wachtparade, nach Bürgerwehr und Offizieren.

Denn diese braucht nun Wels. Er war so naiv, anzunehmen, er könne als Kommandant von Berlin alles einfach kommandieren. Er war nicht so gerissen wie Noske in Kiel, der in der Ostseestation nach seinem eigenen Eingeständnis sich nur so behaupten konnte: „Die Herren (Offiziere im Stationsgebäude) wurden von mir (Noske) eindringlichst gebeten, auf ihren Posten zu verbleiben, weil ich mir darüber vollständig klar war, daß ein heilloses Durcheinander entstehen müsse, wenn die eingearbeiteten und sachkundigen Leute von den Geschäften weggingen.“ Als Noske dann Gouverneur in Kiel wird, behält er diese Taktik bei: „...ich ersuchte sie (die Offiziere des Kieler Gouvernements), im Interesse des Landes, der 60.000 – 80.000 Soldaten sowie der Bewohner von Kiel, für deren Wohlergehen zu sorgen sei, sich mit Würde in das



Gustav Noske

Unabänderliche zu fügen und mir bei der Leitung der Geschäfte nach Kräften helfend zur Seite zu stehen.“

Und doch hat Noske die Früchte der Hetze gegen den Offizier in Kiel zu spüren bekommen. Er schreibt: „Regelrechter Dienst wurde auf den Schiffen nicht getan. Offiziere, die auf Ordnung sahen, wurden an Bord nicht geduldet... Eigentlicher Dienst wurde nicht getan. Selbst die Erstellung der erforderlichen Wachen machte Schwierigkeiten... Nur in einigen Formationen, wo alte Feldwebel oder Deckoffiziere einige Autorität hatten, sah es äußerlich leidlich militärisch aus.“

Berlins Revolutionskommandant hat sich 2000 „zuverlässige“ Matrosen aus Kiel für Berlin verordnet. Sie werden der Grundstock für die berüchtigte Volksmarinedivision. Ihre Führer wechseln ständig: Trost, Neumann, Metternich, Dorenbach usw. Auf sie ist kein Verlaß, sie wird bald zu einer Gefahr. Der Berliner Polizeipräsident Eichhorn hat zwar eine Sicherheitswehr geschaffen, Noske charakterisiert sie aber: „Sie taugt nichts und sollte von Anfang an zu einem Machtinstrument der Unabhängigen gemacht werden.“ So bleibt noch übrig die „Republikanische Soldatenwehr“, eine Gründung von Wels – mit Unterstützung mehrerer Offiziere – aus gedienten Mannschaften. Aber unter den gewählten Führern darf kein Offizier sein! Noske sagt über die Kampffähigkeit dieser Republikaner: „Für etwas Wacht- und Patrouillendienst langten sie notdürftig aus.“

Die Militärische Macht und die Sicherheitstruppe in Berlin bis Ende des Jahres 1918 ist geradezu klassisch von Noske geschildert worden: „Als man mich nach Berlin berief (Weihnachtszeit 1918) verfügte man über 20.000 Mann revolutionärer Truppen. Aber diese Leute waren nicht zu haben, wenn ein Schuß fiel. Nur dann waren sie auf dem Posten, wenn es gegen die Regierung ging.“

Den hohen Blutzoll hat die Sozialdemokratie zu verantworten – und diese Schuld kann niemals abgewaschen werden !

Wie es in Berlin zugeht, so ist es im ganzen Reich. Überall Plünderung, Gewalt, Schießerei und Mord; überall völlige Machtlosigkeit der neuen Regierung. Wenn es nicht so schmachvoll, schandvoll und verbrecherisch wäre, könnte man dieses Stück deutscher Geschichte als Satire schreiben. Ein Vollzugsausschuß, Rat, eine Neuner- oder Siebenerkommission nach der anderen tut sich auf. Diese Leute fassen Beschlüsse, protestieren, fordern, stimmen ab und kommen sich ungeheuer wichtig vor, da irgendwer von der Regierung mit ihnen verhandelt, ihr ödes und wüstes Gequatsche – übrigens oftmals von komisch-feierlicher Geschwollenheit – ernst zu nehmen scheint.

Nicht ein Mann von Format ist in dem Sauhaufen, der heute höhere Löhnung, besseres Essen erpreßt, morgen die Auszahlung von angeblich versprochenen Geldprämien verlangt, – wenn die Regierung nicht will, daß ihre eigene Truppe zu Spartakus übergeht und sie selbst festsetzt. Daß diese „Soldaten“ ihre Kothaufen auf die Läufer im Reichstagsgebäude und in die Prachtsäle des Berliner Kaiserschlosses setzen, ist durchaus im Stile des Neuen Errungenschaftsgeschmackes, der mangels eigener Leistungskraft und überquellend von marxistischen Neid- und Minderwertigkeitsinstinkten alles besudelt, zerstört und beschimpft, was eine andere Zeit Großes geschaffen hat. Noske schreibt 1920 rückschauend auf diese Ereignisse: „In der Schicksalsstunde des deutschen Volkes versagte ein großer Teil des sozialdemokratisch gesinnten Proletariats und seiner Führer, zeigte es sich den zu lösenden Aufgaben nicht gewachsen.“

Das ist milde und sehr beschönigend ausgedrückt, aber verständlich, denn auch Noske ist im allgemeinen bei weitem überschätzt worden. Er ist der typische SPD-Bonze auch in jenen Tagen geblieben, der immer verhandelt und abstimmt, bis es zu spät ist. Erst wenn ihm die Wogen über dem Kopf zusammenzuschlagen drohen, erst wenn Blut fließt und in sein durch Gewerkschaftspraktiken stehengebliebenes Unvermögen Spartakus so groß geworden ist, daß es nunmehr auch den Volksbeauftragten persönlich im nächsten Augenblick an den Kragen geht, dann bekommt Noske den Mut der Verzweiflung und handelt, d. h. er läßt die Frontoffiziere die Fehler der Regierung ausbaden. Wie klein in Wahrheit der Mann ist, zeigt sein Entschuldigungsbuch „Von Kiel bis Kapp“. Was da aus Eitelkeit und Selbstgefühl zusammengetragen ist, um die eigene Person mit echtem SPD-Phrasenschwall in das rechte Licht zu setzen, ist ein mindestens ebenso wirkungsvoller Kommentar für vieles, was damals geschehen beziehungsweise unterblieben ist, wie eine vernichtende Wahrheit für die anderen Novemberlinge, die Noske rücksichtslos preisgibt.

Von wie kleinen Gesichtspunkten Noske gewesen ist, zeigt er – unvergleichlich humorvoll für unsere Tage –, wenn ihm z. B. mitten in dem Durcheinander der damaligen Ereignisse von Wichtigkeit zu sein scheint, daß „eine Mitgliederversammlung der sozialdemokratischen Partei in Tilsit, Magistrat und Stadtverordnetenversammlung die Reichsregierung telegraphisch auffordern, keine neuen Truppen nach Tilsit zu legen.“ Die Tilsiter Arbeiterschaft würde sonst den Generalstreik erklären. Noske berichtet mit tiefem Ernst: „Diese Entschließung wurde auch in der Stadtverordnetenversammlung in Tilsit mit 18 gegen 15 Stimmen, bei einer Stimmenthaltung, angenommen.“ Diese in solchen Zeiten doppelt zum Lachen zwingende, bürgerlich-korrekt anmutende Spießigkeit, die durch das Maulheldentum der SPD nach außen schamvoll verkleistert wird, ist im Grunde genommen ausschlaggebend an der sozialdemokratischen Blutschuld der Novembertage beteiligt. Die in pazifistisch-antimilitaristische Ideengänge verrannten Phraseure sind es ausgerechnet und folgerichtig, die auf das eigene Volk schießen lassen, was kein „fluchwürdiges“ kaiserliches Regime in Deutschland vor ihnen getan hat.

Die theoretische Wirklichkeitsfremdheit der Sozialdemokratie ist praktisch in blutige Straßenkämpfe umgeschlagen und hat in bestialischen Mordtaten an den sogenannten Regierungssoldaten ihr tatsächliches Dokument gefunden.

Jetzt sollen die Frontsoldaten helfen

„An Generalfeldmarschall von Hindenburg. Wir bitten, für das gesamte Feldheer anzuordnen, daß die militärische Disziplin, Ruhe und straffe Ordnung im Heer unter allen Umständen aufrechtzuerhalten sind, daß daher den Befehlen der militärischen Vorgesetzten bis zur erfolgten Entlassung unbedingt zu gehorchen ist, und daß eine Entlassung von Heeresangehörigen aus dem Heere nur auf Befehl der militärischen Vorgesetzten zu erfolgen hat. Die Vorgesetzten haben Waffen und Rangabzeichen beizubehalten. Wo sich Soldatenräte oder Vertrauensräte gebildet haben, haben sie die Offiziere in ihrer Tätigkeit zur Aufrechterhaltung von Zucht und Ordnung rückhaltslos zu unterstützen.

Ebert, Scheidemann, Dittmann, Landsberg, Barth.“

Die Volksbeauftragten – einschließlich der USPD-Mitglieder! – wissen keine anderen als den letzten „wilhelminischen“ Kriegsminister und den kaiserlichen Generalfeldmarschall, die mit den Offizieren des Feldheeres die Riesenaufgabe der Zurückführung der Truppen in die Heimat und die Demobilisierung lösen können. Jetzt ist es auch in der Reichshauptstadt selbst soweit, daß die tausendfach bewährten Eigenschaften des Frontsoldaten und darum nicht zuletzt des deutschen Offiziers und Unteroffiziers dringend von denen benötigt werden, die aus dem Spott darüber und aus der Hetze dagegen einen einträglichen Beruf gemacht haben.

Plötzlich ist das Leben dieser Spötter und Hetzer nicht mehr „immun“. Die Sache fängt zunächst unorganisiert und verzettelt an. Erst knallt es hier und da, ballert besonders nachts von den Dächern, dann geht es schon in Banden und Haufen an einzelnen Stellen der Stadt gleichzeitig los. Am Brandenburger Tor schießt man in die Straße unter den Linden hinein und von da in den Tiergarten hinaus. Am 20. November 1918 putscht Liebknecht gegen das Polizeipräsidium. Jetzt gibt es täglich und nächtlich Tote und Verwundete. Bald ist es am Anhalter Bahnhof, bald in der Invalidenstraße, bald auf den Stadtbahngleisen zu gewissen Stunden regelmäßig nicht mehr sicher. Ein Putsch gegen den „Vollzugsrat“, Demonstrationen, gewaltsame Requisitionen, Beraubungen von Eisenbahngütern usw. legen bereits den Verkehr in erheblichem Umfang lahm. Laternen brennen des Nachts schon lange nicht mehr, die Gas- und Wasserversorgung setzt urplötzlich hier und da aus. Keiner weiß, wie er am nächsten Morgen an seine Arbeitsstelle kommt, denn ein Verkehrsmittel streikt immer, neue Absperrungen tauchen über Nacht auf, Drahtverhaue schließen ganze Stadtteile ab, und an einer Straßenecke liest der Bürger das Schild: „Vor-

sicht, hier wird geschossen!“ Blutlachen, beschädigte Gebäude und aufgerissenes Pflaster bezeugen die Wahrheit der plakatierten Warnung.

Da heißt es mit einem Mal: die ersten Fronttruppen rücken morgen in Berlin ein. Am 9. Dezember 1918 hat Ebert im Steglitzer Rathaus den einziehenden General mit seinen Offizieren „vereidigt“. „*Wir geloben, zugleich im Namen der von uns vertretenen Truppenteile, unsere ganze Kraft für die einigende deutsche Republik und ihre provisorische Regierung, den Rat der Volksbeauftragten, einzusetzen.*“ Diese Eidesformel ist immerhin nicht ganz ohne Komik, sowohl wegen der „einigen“ deutschen Republik als auch wegen des Eides überhaupt. Hatten doch die Sozialdemokraten früher verkündet: „*Eide sind Zwirnsfäden, über die wir nicht stolpern.*“ Mit einem Mal gilt ihnen der Eid der anderen als eine recht begehrenswerte Lebensversicherung.

Und doch macht sich Fritz Ebert umsonst wichtig. Man hat für diesen Volksbeauftragten und späteren ersten Reichspräsidenten, dem ein deutsches Gericht „im Namen des Volkes“ urkundlich Landesverrat attestiert hat, eine Rednertribüne unweit des Brandenburger Tores zur Empfangsparade für die heimkehrenden Truppen errichtet. Die Absperrung der von Wels gegründeten republikanischen Soldatenwehr ist am Einzugsstage sofort durchbrochen, alles flutet wild durcheinander, ein Offizier meldet Ebert: die Truppe könne nicht einziehen, wenn nicht Ordnung geschafft würde. „Herr Offizier, ich muß doch meine Rede halten“, jammert Ebert. Und er hält sie, als die Frontsoldaten dann mit dröhnender Marschmusik kommen, aber – keiner hört hin. Man singt „*Deutschland, Deutschland über alles*“, jubelt und marschiert an dem ein-

sam plappernden Regierungsmitglied vorbei, den keiner kennt, keiner beachtet, ja nicht einmal sieht. Endlich verläuft sich alles; Ebert verläßt die Kanzel, von der ihn niemand hören wollte, und wandert, „von einem Matrosen untergefaßt, hutschwenkend dem Palais eines Bismarck zu“, wie es der tapfere Oberst Reinhard in seinen Erinnerungen anschaulich schildert.

Es ist die Leutseligkeit der Verlegenheit, die der erste Volksbeauftragte zur Schau trägt. Schon am 14. Dezember 1918 kreischt seine Regierung: „Die Errungenschaften der sozialistischen Revolution sind in Gefahr! Schützt eure Revolution!“

Das letztere ist unwahr, gemeint ist vor allem: schützt die Volksbeauftragten!, denn jetzt führen Liebknecht, Rosa Luxemburg, Lebedour, Dr. Levy, Nowakowski und einige Männer in Sowjetblusen unter der russischen Parole „*Alle Macht den Arbeiter- und Soldatenräten! Nieder mit der Regierung Ebert-Scheidemann!*“ ihre Spartakusbanden und Matrosenhorden vor den Augen der Regierung selbst auf die Straße.

Am 23. Dezember 1918 ist die Reichskanzlei von der Volksmarinedivision zeitweise besetzt; – die Matrosen verlangen die Kleinigkeit von 80.000 Mark,

dann wollen sie wieder abziehen –. Der Stadtkommandant Wels und sein „Adjutant“ werden im Marstall von Matrosen gefangen gehalten, mißhandelt und bedroht. „*Tatsache ist, daß die Regierung eine Zeitlang festgesetzt war*“, sagt Ebert.

Ein Frontoffizier wird Berliner Stadtkommandant

Im Verlauf aller dieser Ereignisse greift am Weihnachtsfeiertag 1918 Generalleutnant Lequis mit der Garde-Kavallerie-Schützendivision und einigen anderen in Berlin eingezogenen, aber durch das Wirken der Soldatenräte und der Entlassungsbefehle der Obersten Heeresleitung ziemlich schwachen Truppen Schloß und Marstall an. Oberst Reinhard berichtet darüber: „Nach einigen Artilleriesalven wollten die Matrosen kapitulieren. Man verhandelte, und während dieser Gefechtspause wurden der Truppe durch den Freund Liebknechts, den Polizeipräsidenten Eichhorn, viele Tausende von Arbeitern, mit Frauen und Kindern vorneweg, auf dem Schloßplatz in den Rücken geführt. Sie drängten sich in Scharen in die Truppe hinein, umstanden Waffen, Geschütze, Maschinengewehre. Ehe man sich versah, war die Truppe nicht mehr kampffähig. Die Menge hatte sich mit den Soldaten verbrüderet. Die Matrosen und Liebknecht hatten das Heft in der Hand und setzten sich wieder in Schloß und Marstall fest. Nach diesem Kampf, der immerhin einige Verluste gekostet hatte, und nach dieser Verbrüderung hatten die Matrosen tatsächlich die Macht.“

Die Garde-Kavallerie-Schützendivision war entwaffnet, eine irgendwie brauchbare Truppe gab es in Berlin nicht mehr. Der General Lequis wurde in jenen Tagen verabschiedet. Die Matrosen aber, denen sein Angriff am 24. Dezember 1918 galt, feierten ihren Sieg im Marstall. Als sie der Kommandant Otto Wels nach Berlin holte, hielt er sie für zuverlässiger als die Berliner Ersatz-Bataillone. Doch dabei hatte er tief in den Kothaufen gegriffen. Mitten in der Weihnachtsnacht 1918 erreichte mich ein Telegramm des Kriegsministers, Generalleutnant Scheüch, nach dem ich mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Kommandanten von Berlin betraut worden war.“

Damit wird ein Frontoffizier, der letzte Kommandeur des 4. Garde-Regiments zu Fuß, der Moabiter „Blauen Veilchen“, Kommandant von Berlin.

Amtlich verbreitet die Regierung aber folgenden schwächlichen Ukas: „Das Eingreifen der Truppen in die gestrigen und heutigen Unruhen in Berlin diente lediglich dem Zweck, die Regierung Ebert-Haase gegen die meuternden Matrosen zu schützen. Treu ihrer Verpflichtung, die sie vor Einrücken in Berlin für die Regierung übernommen hatten, haben sich die Truppen eingesetzt, zu verhindern, daß die Erfolge der Revolution durch das unberechtigte Eingreifen von aus selbstsüchtigen Gründen meuternden Angehörigen der Marine in Frage gestellt werden.“

7 Tote, 5 Schwerverletzte, darunter 4 hoffnungslose Fälle, und 26 Leichtverletzte bilden das blutige Ergebnis der Wiederherstellung der „Erfolge der Revolution“. Als Folge davon scheiden die Unabhängigen Haase, Dittmann



Rosa Luxemburg

und Barth aus der Regierung, – Noske kommt, auf den Ebert-Scheidemann ihre letzte Hoffnung setzen. „Da es in der Wilhelmstraße Tumult geben konnte, hatten die Regierungsmitglieder sich zu einer Zusammenkunft an anderer Stelle verabredet“, sagt Noske. Nun geht es Schlag auf Schlag: „Eichhorn wurde von der preußischen Regierung seines Amtes als Polizeipräsident entsetzt, weigerte sich aber, den Posten aufzugeben. Bald darauf kam eine Meldung, das Vorwärts-Gebäude sei von Spartakusleuten besetzt worden. Etwas später wurde die Besetzung anderer Zeitungen berichtet.“ Noske fährt fort: „In gedrückter Stimmung saßen wir beieinander. In die Wohnung zu gehen war wegen der fortgesetzten Drohungen nicht ratsam. Zum Abendessen ein Lokal zu besuchen, war unmöglich, denn die Kellner streikten. Darauf rief ich einen Bekannten an, der uns stärkte. In seiner Wohnung trafen spät abends dann noch Scheidemann und Baake (sozialdemokratischer Unterstaatssekretär in der Reichskanzlei) ein. Es wurde viel gesprochen, doch war zu keinem Resultat zu kommen, da gar nicht vorauszusehen war, wie wir am nächsten Morgen Berlin finden würden.“

Marxistische Chronisten haben später mit breitem Behagen behauptet, die Offiziere hätten sich in jenen Tagen nicht auf der Straße zu zeigen gewagt; hier ist das Zeugnis Noskes, daß sich die Regierung verkriechen muß, Angst hat, sich blicken zu lassen. Und sie hat Grund dazu: „Fast alle Zeitungen waren von Spartakusleuten und Unabhängigen besetzt, ebenso Wolffs Telegraphisches Bureau. Dagegen war im Augenblick nichts zu unternehmen. Die Eichhornsche Sicherheitswehr war selbstverständlich nicht zu haben. Die Kommandantur erklärte, daß auch sie nicht in der Lage sei, mit der republikanischen Soldatenwehr zu helfen. Diese Leute machten nicht mit. Von den Soldaten in den Kasernen redete man gar nicht.“ Dieses Bild, das der Sozialdemokrat und Volksbeauftragte Noske entrollt, zeigt nur eines: völliges Versagen aller republikanischen Formationen.

Rettung für Berlin: Die Fronttruppen

„Mir ist in den letzten Monaten (1920) heftig zum Vorwurf gemacht worden, daß ich die Truppen in die Hand der alten Offiziere gegeben habe. Die Kieler, die bis auf wenige Kapitulanten sämtlich Unteroffiziere und Deckoffiziere waren, aber ohne Ausnahme den feldgrauen Mannschaftsrock trugen, forderten damals Offiziere von mir, da sie nur in erfahrenen Führern einen Schutz vor unnötigen Verlusten sahen. An die Spitze sämtlicher Kompagnien traten Frontoffiziere, nur die Zugführer stellten die Leute aus den eigenen Reihen.“

Noske weiß, was er den Frontsoldaten schuldet.

„In einem Zimmer des Generalstabsgebäudes fanden sich bei mir (dem damaligen Oberbefehlshaber Noske) die Generalstabsmajore von Hammerstein und von Stockhausen ein, die von nun an meine pflichteifrigsten Mitarbeiter waren und sich außerordentlich verdient gemacht haben. Gegen Abend

schickte der Kriegsminister den Major von Gilsa zu meiner Unterstützung, der mir bis zum Ausscheiden aus dem Amte ein ebenso eifriger wie gewandter und treuer Mitarbeiter geblieben ist.“ Und in dem pazifistischen Roman „Regiment Reichstag“ schreibt der linksstehende Verfasser die folgenden bezeichnenden Sätze:

„Die (Offiziere) brauchte man, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Darüber waren die Volksbeauftragten und der Zentralrat sich einig... Scheidemann hatte für Blark, der den Obersten verschwinden lassen wollte, beruhigende Worte. Darüber ließe sich sprechen, wenn man etwas weiter wäre, zunächst habe man die Offiziere nötig. Ohne sie gehe es nicht.“ Der sozialdemokratische preußische Justizminister Heine hat später in der preußischen Landesversammlung über die Kämpfe am Alexanderplatz gesagt: „Da standen Offiziere, die, nachdem sie alles Grauen dieses Krieges kennengelernt haben, sich auch jetzt noch freiwillig gemeldet haben, ihre Pflicht zu tun, um das Vaterland zu verteidigen.“

Der Frontoffizier – im besonderen der Oberst Reinhard – wird der Retter Berlins; die vom Felde heimgekehrten Truppen, die in Dahlem, Potsdam und Zossen stehen, sollen die Spartakisten niederwerfen und der Regierung die Freiheit bringen. „Meine Regierungskollegen waren nicht viel besser daran als in der Mausefalle. In begreiflicher Unruhe wurde ich jeden Tag gedrängt, schleunigst mit den vorhandenen Truppen einzurücken,“ bekennt Noske; er schreibt weiter: „Es wurde mit fabelhaften Eifer und großer Schnelligkeit gearbeitet. Einer der eifrigsten Offiziere war der Hauptmann Pabst, Generalstabsoffizier der Garde-Kavallerie-Schützen-Division, von der Generalleutnant von Hoffmann Restbestände nach Berlin herangeführt hatte. Im Zossener Lager war General Maercker mit den Landesjägern eingetroffen. Studenten, Angestellte, Arbeiter zogen den Waffenrock wieder an.“

Im September 1919 hat Noske in Dresden erklärt: „Dank der Politik der Unabhängigen war bis zur Zeit, da ich mein Amt antrat, überhaupt keine Schutzmacht für die Regierung vorhanden. Die Massen der organisierten Arbeiter stellten sich mir nicht zum Heeresdienst, obwohl ich sie dringend darum bat.“ Vor den Berliner Funktionären hat Noske im gleichen Monat und Jahr gesagt: er hätte sich die alten Offiziere und die Beamten in Kiel wieder herangeholt und mit ihnen das Schlimmste verhütet: „**Und ebenso war es hier in Berlin. Es war der Träger eines der bekanntesten deutschen Namen, der mir unter tausendfacher Lebensgefahr die Gewehre und die Munition für meine ersten Freiwilligen aus den Kasernen zusammengestohlen hat. (Zurufe: Wer?) Wenn Sie es wissen wollen, ein Graf Bismarck. Wenn sie ihn erwischt hätten, hätten sie ihn totgeschlagen. Und ich sollte jetzt vergessen, was diese Offiziere für die Rettung des Landes geleistet haben?**“

Das kann in mancher Beziehung mit dem Menschen Noske versöhnen. Er hat durch die Zusammenarbeit mit der Fronttruppe und ihren Offizieren ein so starkes, eindrucksvolles und wahres Bild von den Männern erhalten, die man in seiner Parteipresse dem Volke als anmaßend, dumm, bildungslos, sadist-

isch und viehisch hingestellt hat, daß er im Februar 1919 der Nationalversammlung voll ehrlicher Empörung zuruft: „*Ich habe seit der Revolution mit vielen Offizieren zusammengearbeitet und müßte mich vor mir selber schämen, wenn ich nicht sagen würde, daß diese Männer mit einem außerordentlichen Maß von Selbstüberwindung für das deutsche Volk Hervorragendes geleistet haben.*“

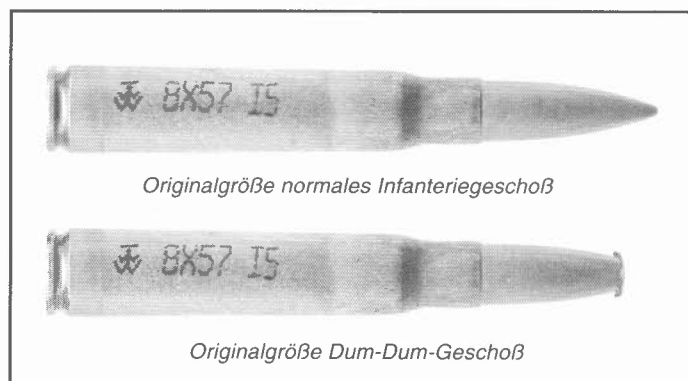
Damit trifft er den Nagel auf den Kopf: „ein außerordentliches Maß von Selbstüberwindung gehörte für die Fronttruppe und den Offizier besonders dazu, die Novembermänner herauszuhauen. Dabei war keine äußere Ehre zu gewinnen und kein eigener Vorteil zu erwerben. Es war aber im Sinne des letzten Wunsches des Obersten Kriegsherrn, wie er ihn in seiner Abdankungs-urkunde niedergelegt hatte, es war für Deutschland und es war schlechthin heroisch von jedem einzelnen Kämpfer, denn es war ja auch für die, die das Frontheer von hinten erdolcht hatten, die, die persönlich den größten Nutzen vom Frontheer bisher in der Heimat gehabt hatten und nunmehr weiter auf Kosten der Blutopfer des Frontheeres haben würden.

Das Frontheer aber würde man immer mißtrauisch als „nicht republikanisch“ betrachten, als „monarchistisch“ verdächtigen und als Dank nach seinem Sieg über die spartakistischen Mordbanditen entlassen. Tausende standen dann vor dem Nichts.

Es ist höchste und letzte Befolgung des Kant'schen Imperativs, der Impuls edelster Leidenschaften, der die Feder geführt hat zu dem schlichten Befehl: „1. Am 11.1., 8.15 Uhr vormittags setzt sich das Regiment (Potsdam) in den Besitz des Vorwärts.“

„– das Regiment setzt sich in den Besitz“ wie wenn das selbstverständlich ist. Das ist alter preußischer Stil, wunderbar klar, eindeutig, heldenhaft. Dafür

ist dieser Befehl auch unterschrieben: „Für die Richtigkeit: Albrecht Hohenzollern, Oberleutnant und Ordonnanzoffizier.“ Das hört sich anders an, als wenn Noske folgende persönlich geschriebene Anweisung



Originalgröße normales Infanteriegeschosß

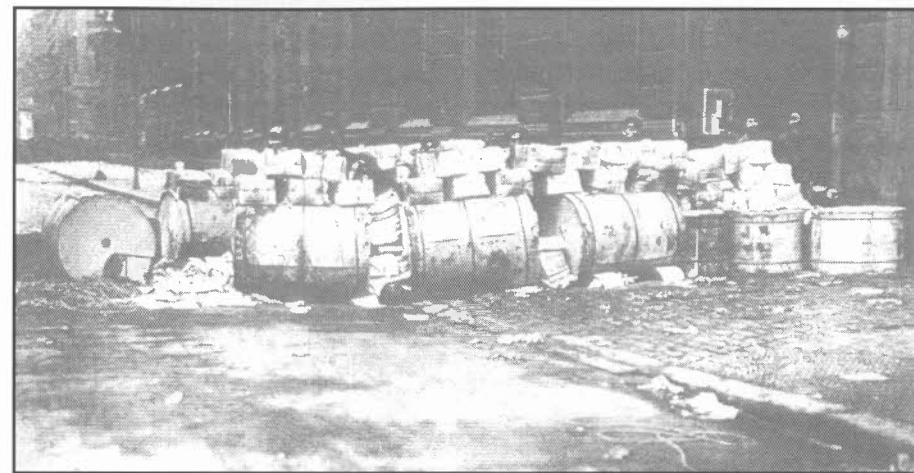
Originalgröße Dum-Dum-Geschosß

Patronen mit abgeplatteter Spitze wurden von den kommunistisch-russisch-jüdischen Mörderhorden verwendet.

schickt: „Ich ersuche Sie dringend, veranlassen zu wollen, daß keinerlei Ungehörigkeiten vorgenommen werden.“ Und die folgende Unterschrift des Oberbefehlshabers lautet: „Hochachtungsvoll G. Noske.“ Der preußische Stil, der Frontsoldatenstil ist aus Ideellem; es paßt wie die Faust auf das Auge, wenn

Noske nach einem Demonstrationmarsch Dahlem – Berlin rühmend erwähnt: „Den Teilnehmern, denen eine große Marschleistung zugemutet wurde, ließ ich eine Extrazulage zahlen.“

Dafür – für materiellen Vorteil – rückt Major von Stephani mit seinen Potsdamer Truppen nicht gegen den Vorwärts. „Beim Aufmarsch hatte man, namentlich unter der Geschützbedienung, Verluste. Die meisten tödlichen Schüsse zeigten tellergroße Ausschüsse, die durch abgeplattete Munition, sogenannte



Hinter Zeitungs-Rotationspapierrollen verbarrikadierten sich die Spartakusmeuchelschützen.

Dum-Dum-Geschosse, herbeigeführt waren. Stephani brach den erheblichen Widerstand unter Benutzung aller Waffen. Die Besatzung des Vorwärts zeigte schließlich weiße Fahnen. Heraustretende Führer wurden von den wütenden Angreifern untersucht und erschossen, weil sie abgeplattete Munition bei sich führten. Ihre Banden ließ ich (Oberst Reinhard, dem Stephani bei der Aktion unterstand) in das Moabiter Zellengefängnis abführen. Der junge Liebknecht und mancher andere bekannte Kommunist waren darunter; aber auch etwa 250 russisch-polnische Juden mit fanatischen Gesichtern und etwa 50 bis 60 Russen in Uniform oder einzelnen Teilen von ihr.“

Der Sowjetagent Radeck erklärte in der Vossischen Zeitung später, daß seit dem Kampf um den Vorwärts mit der Berliner Arbeiterschaft – er meint natürlich Kommunisten und Spartakisten oder von diesen beeinflusste Kreise – nichts mehr zu machen gewesen sei. Drei Freiwilligen-Offiziers-Kompagnien werden nach der Wegnahme des Vorwärts „zu Sonderaufträgen und zum Halten aller möglichen Außenposten verwendet.“ Oberst Reinhard sagt von ihnen: sie „bewährten sich glänzend, haben nie versagt und jeden Kampf ehrenvoll bestanden.“

Aus welchen Beweggründen heraus diese viel angefeindeten Freiwilligen-Kompagnien – die bald Freiwilligen-Regimenter aus Frontkriegern werden – ihren Dienst tun, zeigt am besten eine Ansprache des Generals Maercker an sein Freiwilliges Landesjägerkorps, der folgendes entnommen sei: „*Ich bin*

ein alter Soldat. Ich habe 3 Kaisern 34 Jahre lang treu gedient. Ich habe in 5 Kriegen und 3 Weltteilen für sie gekämpft und geblutet. Gefühle, die man 34 Jahre lang getätigt hat, die wirft man nicht fort, wie man ein altes schmutziges Hemd fortwirft. Ich liebe und verehere Wilhelm II. Aber er ist heute nicht mehr mein Kaiser und Kriegsherr, sondern nur noch ein Privatmann. An die Stelle der Kaiserlichen Regierung ist die des Reichskanzlers Ebert getreten. Sie ist gegenwärtig in schwierigster Lage, denn sie hat keinerlei Machtmittel. Sie braucht aber Machtmittel – zum Kampf an den Reichsgrenzen wie zum Kampf im Innern. Vor allem wird die Regierung Ebert bedroht durch die Gruppe der Spartakusleute, durch Liebknecht und Rosa Luxemburg. Die Rosa Luxemburg ist ein Teufelsweib und Liebknecht ein Kerl, der aufs Ganze geht, und der genau weiß, was er will. Rosa Luxemburg kann das Deutsche Reich heute straflos zu Grunde richten, denn es gibt keine Macht im Reiche, die ihr entgegentreten kann. Da wollen wir einspringen, sei es um die Reichsgrenzen zu beschützen, sei es um im Innern für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Treue gegen Treue soll unsere Parole sein, – wir wollen fest zusammenstehen, – einer für alle, alle für einen, – sei es, was für Aufgaben immer an uns herantreten mögen.“

Blut und Sieg der Frontsoldaten für die Novemberregierung

Es ist nicht immer so abgegangen wie in Moabit beim Oberst Reinhard – der am 2. Februar 1919 seine Stellung als Kommandant von Berlin endgültig niedergelegt hatte –, daß durch den einzigen Abschluß einer Manövergranate, die natürlich keinen Menschen verwundet, geschweige denn getötet hat, der Spartakistenanstorm zur Straßenschlacht umgehend entschieden worden ist. Noske berichtet: „Bei den Märzkämpfen sind rund 1200 Personen getötet worden.“

Der Hauptgrund dafür liegt an der fortwährend schwankenden Haltung der Regierung, die nicht durchzugreifen oder eine Verantwortung zu übernehmen wagt. Oberst Reinhard sagt: „Die Angst vor den wenig tausend aus dem Kriege zurückgekommenen alten Offiziere überwog bei Noske; das Gefühl des alten Offiziers, aus ehrlichem Streben dem unglücklichen Lande zu helfen, erkannte er schließlich, weniger aber seine Parteigenossen.“

Die Regierung sitzt jämmerlich zwischen zwei Stühlen: links die Spartakisten, die ihr an das Leder wollen, rechts die Offiziere, die sie braucht, für die sie aber keine Liebe hat wegen des bösen Gewissens vom 9. November 1918 und wegen der namenlosen Angst vor „Reaktion“ und Restauration der Monarchie, wenn diese Offiziere mit ihren Fronttruppen siegen. Noske ist in der wenig beneidenswerten Lage des Puffers. Es ist klar, daß sich daraus immer stärker ergeben muß, was Reinhard schreibt: „Sie (die Regierungs-Sozialdemokraten) konnten sich bei ihrem Schwanken und Handeln gegen Deutschlands Wehr daher auch nicht wundern, daß sie in Soldatenkreisen unbeliebt waren, das Vertrauen bald verloren und so Gegenwirkungen selbst hervorrie-

fen.“ Zu was diese sogenannten Volksbeauftragten die Fronttruppe aber mit am liebsten gebraucht hätten, dafür ein einzigartiges Dokument, das Reinhard der Nachwelt erhalten hat: „Im Februar 1919 wurde ich eines Tages zu ihm (Noske) berufen und gebeten, in Berlin eine Judenschutztruppe aufzustellen, weil die reichen Juden des Kurfürstendamms radikale Strömungen der Bevölkerung fürchteten.“ Der geradezu preußische Oberst bemerkt sachlich dazu: „Ich lehnte ab, weil ich einmal der Truppe mit dieser Gründung einen nicht zu ertragenden Spott zuzumuten hatte, andererseits auch die gewünschte Einzelverlegung der Mannschaften in die Wohnungen der jüdischen Mitbürger bald militärisch unhaltbare Zustände schaffen mußte und die ganze Sache auch höchstens Aufgabe der Polizei sein konnte.“ Aber: „Dies verschnupfte. Was bewog Noske zu dieser Forderung? Man war wohl derart von dem sozialistischen Kriegsgewinnler Parvus-Helphand (*ein überaus dubioser Geselle, der seine Hände auch im Umsturz in Rußland hatte und dabei ebenso kräftig verdiente*) und anderen abhängig, daß er sich jedem Wunsche fügen mußte.“

Das mutet man der Truppe nach der am 16. Januar 1919 erfolgten Tötung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg zu! Es ist überwiegend bezeichnend für die „amtlichen Stellen“, wie die Nachricht davon dort wirkt. Noske sagt: „Als ich vormittags ins Kanzlerhaus kam, fand ich den Unterstaatssekretär Baake und meinen Kollegen Landsberg ganz verstört vor. Beide waren der Ansicht, das sei überhaupt nicht zu überstehen.“ Vernichtender hat sich wohl selten die Schwäche einer Regierung offenbart: sie jammert und ist entsetzt über den Tod ihrer eigenen Metzger! **Das Widernatürliche ist eben sozialdemokratische Natur.** Sie hat nicht über den Tod tausender braver Frontsoldaten gejammert, die für sie in den Straßen starben, zu Krüppeln geschossen oder bestialisch ermordet worden sind: Oberstleutnant Klüber wird in Halle teuflisch hingeschlachtet, in Dresden wird der Kriegsminister Neuring (Sozialdemokrat) in scheußlicher Weise ermordet.

Noske erzählt selbst: „Man drang in das Ministerium ein und stürzte sich auf die Sicherheitswache. Ein Trupp holte den Minister Neuring heraus und mißhandelte ihn mit Gummiknüppeln und Kolbenschlägen. Darauf ertönte der Ruf: Ins Wasser mit dem Hund! Man zog mit dem schwer mißhandelten Mann auf die Augustusbrücke und warf ihn von dort in die Elbe. Der Minister kam wieder an die Oberfläche und versuchte, das Ufer schwimmend zu erreichen, wurde aber erschossen.“

Und Liebknecht und Luxemburg? „Das Mitgefühl mit den Toten gewann wieder die Oberhand“, sagt Noske mit tränenerstickter Stimme. Der Oberst Reinhard schildert einen Frontsoldaten, dem kein Sozialdemokrat öffentlich nachgeweiht hat: „Ich habe einen Verwundeten (aus dem Berliner Straßenkampf) meiner Brigade gesehen, dem man Ohren und Nase abgeschnitten und versucht hatte, die Augen auszustechen.“ (*Frei nach dem biblischen Motto „Auge um Auge...“*) Noske gibt selbst amtlich die schandbare Folterung und Ermordung eines Frontsoldaten zu, der in der Schönauer Allee bei einem Patrouillengang von seinen Kameraden abgeschnitten wird: „Ein Schneider

Dill hetzte die Menge. Man schlug ihn (den Soldaten) zu Boden, trampelte mit den Stiefeln auf seinem Körper und seinem Gesicht herum, so daß er blutüberströmt dalag. Zwei beherzte Männer nahmen den Mißhandelten auf die Schultern und trugen ihn nach dem Lazarett in der Brauerei Königstadt.

Dort sollte er eben von einem Lazarettgehilfen in Empfang genommen werden, als die nachstürmende Menge ihn wieder herauszerzte. Man rief ihm zu, er solle sich auf die Bordschwelle setzen, denn er solle erschossen werden. Der Soldat gehorchte, er wurde aber nicht erschossen, man schleppte ihn vielmehr weiter und stellte ihn an die Wand eines Hauses am Senefelder Platz, wo er von einem Zivilisten niedergeschossen wurde. Drei Schüsse gingen über ihn hinweg, einer traf ihn und streckte ihn nieder. Vorher hatte das Opfer der Blutgier noch um sein Leben gebeten, ohne Gnade zu finden. "Frontsoldatenblut für die Novemberregierung! – sie aber glaubt, der gewaltsame Tod der Mordhetzer und Schlächter Liebknecht und Luxemburg „sei überhaupt nicht zu überstehen.“

Das Ekelhafte einer solchen Gesinnung wird nicht dadurch gemildert, wenn sie Heuchelei gewesen sein soll; *sie ist sogar für Liebknecht und die Luxemburg zu schlecht, die immerhin eine Überzeugung hatten und danach handelten.*

Berlin ist durch den in drei Marschsäulen am 15. Januar 1919 erfolgten Einzug der Truppen in der Hand der Frontsoldaten; die Generäle von Wissel, von Roeder, Maercker, von Hoffmann, von Hülsen und von Held halten es unter dem Generalkommandeur von Lüttwitz an den entscheidenden Stellen seitdem besetzt. Truppenverschiebungen und -verringerungen können nichts daran ändern, daß der Berliner Märzaufruf das letzte blutige Aufflackern der kommunistisch-spartakistisch-jüdischen Bewegung ist. Die Kraftprobe eines Generalstreiks seitens der Kommunisten hat die Erklärung des Belagerungszustandes durch die Regierung zur Folge und bringt die völlige Klärung der Machtverhältnisse in der Reichshauptstadt.

Geschütze, Minenwerfer und Sturmtruppen der Frontsoldaten erobern einen Stadtteil nach dem anderen. Oft muß der einzelne Soldat selbständig schwerste Entschlüsse sofort fassen, z. B.: die Erschießung von 29 Angehörigen der Volksmarinedivision, die nachher Noske „mit keinem Wort verteidigen“ kann. Zum Dank für diese Verantwortungsfreudigkeit des Frontsoldaten in schwerster Zeit wird er vor Gericht gestellt; und auch als er freigesprochen wird, beschimpfen und verfolgen ihn die, für die er gekämpft und gelitten hat.

In Selbstloser Pflichterfüllung haben die Frontsoldaten die Novemberregierung gerettet, das ist die geschichtliche Wahrheit jener Tage. Das Blut und der Kampf der Frontsoldaten in der Reichshauptstadt und im ganzen Reich fällt mit der ganzen Schwere der Verantwortung dafür der Novemberregierung zur Last. Die Novembermänner aller Schattierungen können den Fluch nicht von sich abwälzen, Deutsche gegen Deutsche gehetzt und Bruderblut vergossen zu haben, um danach vierzehn Jahre lang als Schmarotzer und Bonzen die Herrschaft über das deutsche Volk auszuüben, bis endlich die Reichstagswahlen sie hinwegfegte.

*

Wenn man das Geschehen auf unsere heutige Zeit überträgt so ist nachfolgender Aspekt doch einer Überlegung wert:

Wenn tatsächlich ein klein wenig Realität an den Gerüchten ist – und Gerüchte haben immer einen wahren Kern – daß wir schon seit einigen Jahren eine sogenannte provisorische Reichsregierung haben, die von den Amerikaner eingesetzt wurde, so sollte es uns doch nicht verwundern, wenn für die heutigen Regierenden bereits Haftbefehle ausgestellt worden sind deren Vollstreckung bis zu einem günstigen Augenblick aufgeschoben wurde.

Wenn schon nicht die ganz offensichtlich gegen Deutschland und die Deutschen gerichtete Politik „unserer Regierenden“ der Grund sein sollte, so könnte man vermuten, daß die Verschleuderung von Sondervermögen des Deutschen Reiches wie Post und Eisenbahn genügen sollten, diese Personen zur Rechenschaft zu ziehen. Schließlich ist dies ein krimineller Akt und, wie man so schön sagt: Der Hehler ist wie der Stehler! Wem fällt da nicht die zugrunde gerichtete Telekom unter dem Juden Aaron (Ron) Sommer ein? Nach einigem Nachdenken kommt man doch unweigerlich zu dem Schluß, daß er in irgendeinem Auftrag handelte. Zu welchem Zweck? Damit ein ausländisches Unternehmen die kaputte Telekom für ein Butterbrot kassieren könnte?

Besonders dramatisch wird es natürlich, wenn das Deutsche Volk nach der Reichsverfassung – um Schaden vom Deutschen Volke abzuwenden – die Inhaftierungen selbst vorzunehmen hätte!

Denn eines muß ganz klar festgestellt werden: Das Deutsche Reich ist niemals untergegangen! Es ist nur mangels Organisation zur Zeit nicht handlungsfähig. Das ist gültige Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts. Kapitulierte haben nur die Wehrmachtsverbände Luftwaffe, Heer und Marine. Nicht die staatsrechtliche Institution Deutsches Reich!

Das sollte an dieser Stelle nur einmal erwähnt werden.

Diese vorstehende Abhandlung war der allgemeine Abriß des Geschehens in jenen denkwürdigen Tagen.

Auf den folgenden Seiten sehen wir uns die einzelnen Protagonisten – es kann naturgemäß nur eine Auswahl sein – etwas genauer an. Beginnen wollen wir mit Friedrich Ebert.

Friedrich Ebert

1871 – 1925

Während die Hindenburgfront unter den Schlägen der Millionenheere der Entente schwankt, zu stürzen droht, während die Armeekommandobefehle den Mut zur Wahrheit haben und in entsetzlicher Aufrichtigkeit ihre Verbände nennen, wie sie genannt werden müssen, etwa „Bataillon erstes Garderegiment“,



Friedrich Ebert

„Regiment zweite Gardedivision“, während rotbewimpelte Matrosen in Lastkraftwagen die Küste der Nord- und Ostsee entlang fegen, während die Soldaten an der Front ihr Leben lassen und Admiral Hipper, um seine völlige Macht- und die daraus entspringende Entschlußlosigkeit zu bemänteln, mit aufrührerischem Pack verhandelt, fordert in Berlin am 6. November 1918 der Staatssekretär Scheidemann mit bebender Stimme die Abdankung von Kaiser Wilhelm II.

Die Mitglieder der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion hören die schmetternden Worte ihres erregten Parteigenossen, aber es mag nichts in ihnen mitschwingen, sie haben keinen Sinn, diese Worte, sie vermögen keine Vorstellungen zu formen, sie verwehen kalt in dem nüchternen Raum, in dessen Fenstern ein noch nüchterner Novembertag steht.

Sie haben bereits viel dazugelernt, die Sozialdemokraten, haben gelernt, aus der Theorie der Reichstagsreden, der Versamlungsreden in die Praxis der Minierarbeit in den Munitionsbetrieben zu schreiten, sie haben den Unabhängigen viel abgeguckt

von ihrer Streiktechnik und ihren Sabotagetendenzen, sie haben sich blitzschnell anzupassen vermocht, haben von gestern auf heute ihr unscheinbares Ziegelrot in brennendes Feuerrot verwandelt, führen heute schon alle Artikel, die ihre Konkurrenz, die USPD (Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands) führt, man kann die beiden kaum mehr unterscheiden, ja dem Arbeiter, der eine Stube voll unmündiger Kinder zu Hause sitzen hat, ihm paßt der Wortbrand der SPD zunächst noch besser als die eine Höllenhitze verbreiende Fackel der Unabhängigen.

Sie haben viel gelernt, die Herren Abgeordneten der SPD, aber das Stürzen einer Dynastie, das Umlegen einer Säule, so schimmernd und ragend zum Himmel wie die der Hohenzollern, das war noch nicht geübt worden, das war im Programm nicht einmal recht vorgesehen, davon schwärmte man im bes-

ten Falle, aber man sah doch, den Kopf tief im Nacken, mit bescheiden zugegebener Achtung an dieser Säule empor.

Man war gewöhnt, im Schatten eben dieser Säule Revolutionen vorzubereiten, sie bereitete sich angenehm und ungefährlich vor, man glaubte selbst nie recht an den „vollen Sieg“... wie die Mitglieder der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, Ebert an der Spitze, nicht minder entsetzt und aus allen Wolken gefallen waren, wie ihre bürgerlichen, ihre konservativen Kollegen, als Freiherr von dem Busche seine Wahrheiten in die Parlamentarier warf: „Die Front hält nicht mehr...“

Jetzt schrie Scheidemann seinen Antrag in den aufgescheuchten Saal: „...ein kurzfristiges Ultimatum an die Regierung, in der die sofortige Abdankung Wilhelm II. gefordert wird“!

Durften sie das?

Die Sozialdemokraten erschranken über den eigenen Mut. Da war es ein Leichtes für Ebert, den ruhigen, ausladenden, mit beiden Beinen fest in der Realität stehenden, den Antrag Scheidemann hinwegzukehren wie eine auf dem Boden liegende Zigarettenkippe.

*

Zu Fuß stampfte Ebert durch die Straßen von Berlin, ging schwer unter der Last seiner Gedanken. Denn diese Gedanken hatten nichts von dem Schwung und der Leichtigkeit Scheidemanns, sie waren weitaus nüchterner und ließen sich deshalb besser ordnen.

Und mag man hundertausendmal gegen die Hohenmzollern zu Felde gezogen sein – mit wehenden Fahnen: War nicht alles, was hier stand, unter der Sonne des alten Reiches erstanden, des Reiches, das man stürzen wollte?

Was heißt schon Reich, was heißt schon Dynastie: Aber was setzte die Revolution an ihre Stelle?

Ein paar Soldaten mit offenen Mänteln, salopp selbst für einen deutschen Arbeiterführer, schlidderten vorbei... wenn die Hohenzollern fielen, was geschah dann mit der Armee? Wo war die Brachialgewalt, ohne die sich am allerwenigsten in diesen Zeiten regieren ließ?

Mit den heruntergekommenen Kerlen von den Ersatzbataillonen etwa? Mit Arbeiterbataillonen, von denen Liebknecht, Barth und Konsorten schwärmten? Ebert gab sich nicht einen Augenblick Illusionen hin.

Ebert erinnerte sich an den Ausspruch Lloyd Georges: „Ein demokratisches Deutschland ist für uns kein Verhandlungspartner.“ Und ein revolutionäres würde es noch viel weniger sein!

Er dachte nicht daran, Scheidemann in flammender Rede entgegenzutreten. Dazu war er ein viel zu alter Parteihase: Er fand hundert Fußangeln im Reglement der „parlamentarischen Versamlungsleitung“, tausend Ausflüchte

„formeller Art“, um das Ultimatum Scheidemanns immer wieder um einen Tag – und wenn’s auch nur ein Tag war – hinauszuschieben.

Wenigstens sollte die SPD nicht die volle Verantwortung dafür tragen, zumindest nicht als einzige Partei! Man überließ der USPD den Vortritt. Man mußte ihr auf dem Fuße folgen, um sie, wenn’s denn sein muß, mit ein paar Sätzen zu überholen.

*

Vor dem Kanzler steht Groener, der neue Generalquartiermeister. Er weiß nichts anderes zu sagen als: „Waffenstillstand! Wir brauchen augenblicklich Waffenstillstand. Nicht in acht Tagen, nicht in sieben oder sechs – sondern sofort!“

Zwischen Groener, einem deutschen Fürstenson und Kanzler, und dem Chef der SPD Ebert wird ein geheimes Gespräch geführt. Thema: Rettung der Monarchie! Ebert weiß, daß die Tage Wilhelm II. vorüber sind. Daß er als Kaiser und König abtreten muß. Er muß verschwinden von der Bühne, dann wird es vielleicht ruhiger sein.

Und gegen die Prinzen? Man hat nichts gegen sie.

„Setzen Sie eine Regentschaft ein, betrauen Sie einen kaiserlichen Prinzen mit dieser Regentschaft... ich glaube, daß dies der einzige Weg ist, die Dynastie zu retten“, mahnt Ebert.

Aber Groener, das ist derselbe, der ein paar Tage später die Treue zum angestammten Königshause als eine Schimäre bezeichnet, fährt auf: „Weder der Kaiser noch die Prinzen sind für so etwas zu haben.“ Ebert geht und ist um ein paar neue Sorgen reicher.

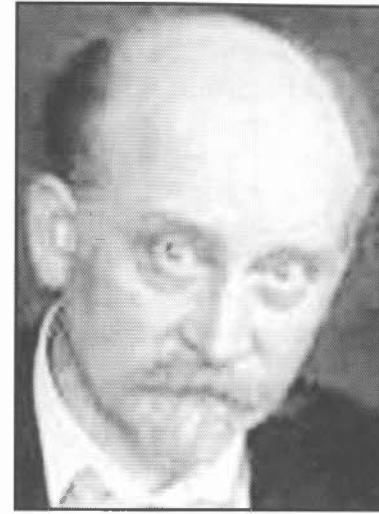
*

In der Nacht vom 7. auf den 8. November 1918 hat Eisner (*Kurt Eisner hieß eigentlich Salomon Kosmanowsky und war ein galizischer Jude*) in Bayern die Republik ausgerufen. Am 8. November 1918 stürzt Scheidemann zu Ebert: „Wir können nicht gegen den Strom schwimmen.“

Es kommen die gleichen Meldungen: Die Bewegung läßt sich nicht mehr eindämmen, nicht die Monarchie, nicht das Reich, die Sozialdemokratische Partei Deutschlands ist in Gefahr, von der USPD beiseitegeschoben zu werden. Es zündet kein Argument: Für den 9. November werden die Arbeiter auf die Straße geschickt, der Generalstreik wird proklamiert: für die Republik!

*

Man trifft sich wieder im selben Zimmer. Alle sind da – nur Groener fehlt. Ebert fordert die Übergabe der Macht an die SPD. Kein Wort mehr für die Monarchie. Nur der Prinz fragt Ebert. Es ist, wie wenn er alle seine Gedanken



Philipp Scheidemann

kennt: „Haben Sie die Macht?“ Nur Philipp Scheidemann springt auf und jubelt in seiner Torheit: „Alle Regimenter Großberlins sind zu uns übergegangen.“

Der Prinz weiß genaueres. Es handelt sich nicht um Regimenter, sondern um Ersatzkader in wenig vertrauenserweckendem Zustand. Man kann also hier nicht von „Macht“ sprechen. Doch der Prinz, die Regierung, hat nicht einmal diese Regimenter.

Ebert wolle selbst das Reichskanzleramt übernehmen. Und zwar im Rahmen der Verfassung.

„Der monarchischen?“, fragt der Prinz prüfend. Er ist schließlich kein Dummer.

Ebert zuckt zusammen. Hatte er doch ein paar Tage zuvor in diesem Raum über die monarchische Verfassung gesprochen.

„Die Frage der Regentschaft, Herr Ebert?“. Der Prinz läßt nicht locker.

„Dafür ist es doch jetzt bereits zu spät“, entgegnet Ebert. Als der Prinz das Palais verlassen hatte, stürmen die USPD-Leute herauf. Sie kommen zu spät. Ihr Führer hieß Oskar Cohn – ein Jude. Nun wollten sie Ministerposten. Einen natürlich auch für Liebknecht.



Joseph Jacques Césaire Foch,
französischer General.

Ebert hat einen schlechten Stand. Der erste Entschluß, der die Regierung, wenn sie gebildet sein wird, erwartet, ist die Annahme der Waffenstillstandsbedingungen von Versailles.

„Sie müssen jede Bedingung annehmen“, höhnt Foch, „sie haben die Revolution im Lande.“

*

„Im Namen der Verfassung“, hatte Ebert dem Prinzen versprochen. Im Namen der Verfassung wollte er die Regierung übernehmen. Aber man schrieb den

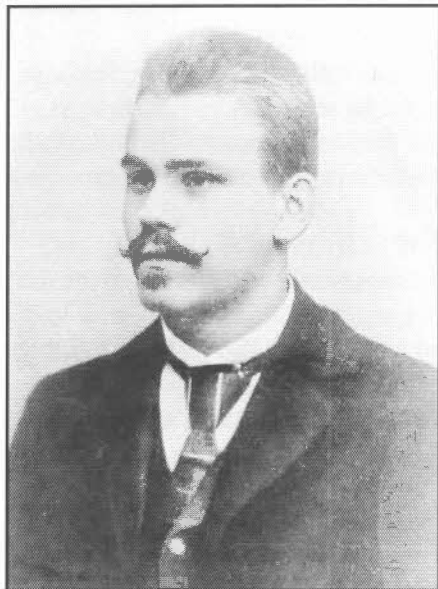
9. November 1918 und was er mittags versprochen hatte, konnte er am Abend nicht mehr halten. Denn draußen regierte nicht Ebert sondern Barth und Liebknecht. Und diese streuten in vollen Zügen Revolution ins Volk.

Man vergab Ebert und der SPD vielleicht den „Verrat an der proletarischen Sache“, aber nicht die Tatsache, daß sie um Stunden früher in das Reichskanzlerpalais eingedrungen waren.

Da war plötzlich Scheidemann im Saal, in dem man eine Regierung zusammenschusterte. Man fand eine Übereinkunft, von der sich Ebert und Scheidemann nicht träumen lassen konnte: „Alle Legislative, alle Exekutive beim Arbeiter- und Soldatenrat“.

Die SPD wollte diesen Sturm mit allen Mitteln bannen, aber überall wehte der Hauch Moskaus und der Bolschewikies.

Ebert hatte sich am Mittag selbst zum Kanzler designiert. Am Abend war es nicht mehr, es gab keinen Kanzler mehr, es gab nur mehr „Volksbeauftragte“, und die Gesellschaft, in der sich Ebert nach seiner kurzen Kanzlerschaft wiederfand, schien ihm bedenklich genug: Haase, Dittmann, Barth... ihm graute vor dieser neuen Zeit.



Wilhelm Dittmann

Doch die Disziplin der Partei saß ihm tief in den Knochen. Wenn er nicht auf dem Posten blieb, war die SPD verdrängt, für immer aus dem Rennen um Deutschlands Zukunft. Was er benötigte war ein Bataillon. Ein königlich preußisches, mit dem er Berlin erobern und regieren konnte. Doch wo war es? Natürlich an der Front!

Wer sich des Heeres versichert, ist der Herr Deutschlands. Wer sich der O.H.L. (*Oberste Heeres-Leitung*) versichert, ist ebenfalls der Herr Deutschlands. Doch neben Ebert sitzen diese roten Halunken, so kleine Napoleons wie dieser Barth und Haase, der alte Scheidemann und Dittmann.

Und noch einmal an diesem 9. November 1918 wandelt sich Ebert. Er

nimmt den Hörer ab und spricht mit Groener und empfängt ein paar Forderungen des Marschalls. Den Rücktransport betreffend, das klaglose Arbeiten der Bahnen betreffend, die Aufrechterhaltung der Ordnung und Disziplin.

„Das Offizierskorps erwartet, daß die Reichsregierung den Bolschewismus bekämpfen wird.“ Ebert verspricht alles. Hinter dem Rücken der USPD und begeht in den Augen der Proletarier glatten Verrat: Er verbindet sich mit den kaiserlichen Offizieren. Obwohl seine SPDler ihren Ohren nicht trauen über diese Politik; aber die SPD ist gerettet.

*

„Geben Sie scharfe Befehle, sorgen Sie für Zucht und Ordnung, und Sie werden die Armee zurückgewinnen“, wendet Weygand immer wieder ein, wenn

von Winterfeld die Bedingung, Räumung Frankreichs, Belgiens und dem Elsaß binnen vierzehn Tagen, für unerfüllbar hält.

Die deutsche Armee schafft es, die Truppen marschieren, sie vollbringen Unmögliches. Aber Ebert marschieren sie immer noch zu langsam. Zu weit entfernt ist das Heer für seine Rettung. Und die USPD wittert weiter Verrat. Sie läßt jetzt Ebert auch noch ausspionieren.

Der Schreiber der 18. Armee richtet seinen Rapport an die Regierung, in dem es heißt, daß die besten Divisionen von Infiltrationseuren gereinigt ist und nur die schärfsten Offiziere in diese Divisionen versetzt werden und alles Unsichere verschwindet. Scheidemann bekommt diese Depesche auf den Tisch und – läßt es unter den besagten fallen. Er sagt davon nicht einmal etwas zu Barth.

Barth rennt in Eberts Zimmer. Er wittert Verrat und randaliert: „Dieser Groener ist ein Hochverräter, ich habe es schwarz auf weiß, daß die »Freiwilligen«, die für den russischen Grenzdienst geworben wurden, sich verpflichten müssen, auch im Innern zu fechten. Gegen wen, frage ich? Verhaften Sie augenblicklich Groener!“

Ebert läßt zunächst Barth den Atem ausgehen. Dann fragt er hin und her und sagt dennoch nichts – wie später ein Willy Brandt. Und er würde es schon machen.

„Wir müssen aktive Offiziere werben“, tönt Barth. „Unsere revolutionäre Armee braucht aktive, ausgebildete Offiziere.“ Unsere?

Ebert rechnet und rechnet. Schärfer und unbarmherziger als Weygand, als Nudant. Die deutsche Armee marschiert für ihn viel zu langsam.

Nun, es gibt für Barth eine solche „Brachialgewalt“ in Berlin. Aber Ebert würde der von seinem Freund Otto Wels befehligten „republikanischen Soldatenwehr“ nicht einmal seine gute Stube zur Bewachung anvertrauen.

*

Am 5. Dezember 1918 platzen die Soldatenräte der Marinefliegerabteilung in das Reichskanzleramt. Es gibt Tumult: Für morgen sei eine militärische Demonstration geplant, die Ebert zum Reichspräsidenten ausrufen wolle. War er das denn nicht schon?

Ebert sei nicht anwesend, bedauern die Sekretäre.

Die Mariner toben weiter: „Und der Berliner Vollzugsausschuß soll verhaftet werden.“ Man schüttelt die Köpfe. Das ist doch alles blanker Unsinn.

„Das ist kein Unsinn“, trotzen die Mariner. Am Ende aber können sie niemanden verhaften, können Ebert nicht zur Verantwortung ziehen, sie müssen, nachdem sie ihre Sprüchlein aufgesagt haben, gehen.

Als dann plötzlich der vom Feldwebel Spiro geführte Haufen Metternichs auftaucht, ist Ebert zur Stelle. Er erscheint wie ein Monarch auf dem Balkon. Die Deputation stürmt die Treppen und Ebert empfängt sie. Und wird zum Präsidenten Deutschlands ausgerufen! Ebert meinte, daß das nicht so einfach

ginge und spürt, daß heute noch manche Dummheit begangen würde. Im gleichen Augenblick wird im Abgeordnetenhaus der Vollzugsausschuß verhaftet.

Und der „Bund ehemaliger Deserteure“, Liebknechts Garde, wird in der Chausseestraße von den Gardefüsiliern auf Befehl des Stadtkommandanten Wels aufgehalten. Dabei liegen bald 16 Tote auf dem Asphalt. Berlin ist ein Brandherd. Wann marschieren endlich die Hindenburgdivisionen in die Hauptstadt ein?

Sie kommen nicht. Aber ein Verbindungsoffizier der O.H.L. namens Harbou. Wann will sich Ebert dieses Instruments bedienen und endlich wieder Ordnung schaffen, fragt Hindenburg?

Trotz der Gegenwehr Barths marschieren die Fronttruppen in Berlin ein. Ebert spricht vor armselig bekränzter Tribüne und spricht von Freiheit. Die Soldaten sind enttäuscht, sofern sie überhaupt etwas von der Rede mitbekommen. Dann spricht Haase von Gleichheit, Brüderlichkeit und Menschenwürde. Den Soldaten ist zum Kotzen. Und dann sehen die Soldaten die Kerle vom „Vollzugsrat“. Das sind jene, die früher in irgend einer Küche gestanden und gestohlen haben und die jetzt den deutschen Brei verderben. Am liebsten spuckten sie aus vor diesem Empfang.

Hindenburg ist empört und auf das tiefste beleidigt. Es ist der Augenblick, da der Marschall es bedauert, sich dem „neuen“ Deutschland zur Verfügung gestellt zu haben.

Ebert ist ratlos. Er tut, was ein Parteimann tut, weil er nichts anderes gelernt hat: er handelt nicht, er verhandelt. Und zwar mit den Argumenten der USPD. Die Armee ist enttäuscht, die SPD hat sich damit aller äußeren Machtmittel entledigt und steht so schlecht da, wie wohl nie in ihrer Geschichte.

General Lequis handelt auf eigene Faust. Er erklärt, die Matrosendivisionen auflösen zu wollen. Es gibt Truppenverschiebungen. Barth will darüber viel wissen, Ebert sagt, er weiß von nichts. Und dann schießt eine Batterie auf den Marstall, daß das Explosionsfeuer der Granaten nur so in die morgendliche Berliner Ruhe knallt.

Es folgt ein neues Chaos, neue Beteuerungen Eberts, ein neuer Verrat an den Offizieren, die Preisgabe Posens, die Unterzeichnung des Friedensvertrages...

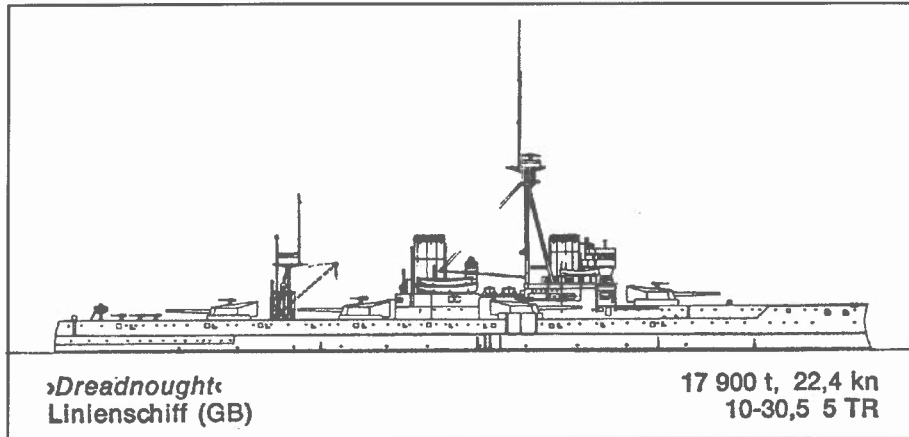
Gustav Noske

1868 – 1946

Mehr als vier Jahre lagen zwischen den folgenden beiden Nächten.

Der Nacht, da die Kommandanten zweier britischer Überdreadnoughts an Churchill Zeter und Mordio funkten: „Die »Goeben« dampft vor uns. Gebt Feuererlaubnis... sie entkommt uns noch!“

Churchill funkt zurück: „Die »Goeben« beschatten.“



Zwischenzeitlich redigiert man in London die Kriegserklärung an Deutschland, schickt sie ab; überlegt sich's und erklügelt eine zweite Fassung.

„Feuererlaubnis“ funken die Überdreadnoughts verzweifelt. Die Kapitäne stehen auf den Brücken. Geschüttelt wie von Fieber, von Wut: Diese Goeben spurtet, die Distanz wurde immer größer!

Als sie die Feuererlaubnis bekommen, hatte die Nacht die Goeben verschluckt. Am nächsten Morgen war sie weg und erreichte Sizilien. Ihr Kommandant hieß Souchon!

Eine andere Nacht, die vom 2. zum 3. November 1918 in der Festung Kiel. Der Kommandant dieser Festung heißt Souchon. Vor ihm steht Admiral Kraft, der Führer des III. Geschwaders.

„Ich sehe keine Gefahr; die Meldungen meiner Kommandeure sind durchaus beruhigend. Ein paar Tage ausspannen lassen, das ist alles... ich warne vor vorzeitiger Inanspruchnahme der Altonaer Garnison.“ Souchon resigniert. Er hatte einen Fehler gemacht, indem er das verseuchte III. Geschwader von Schilligs-Reede hat einlaufen lassen.

Kraft will wegen der morgen stattfindenden Matrosenversammlung Stadtalarm blasen lassen. Doch niemand schert sich darum. Vielmehr formt sich ein langer Zug aus Arbeitern und Matrosen, mit der Marsaillaise auf den Lippen. Ein Leutnant wird hinterrücks erschossen und die Festung brennt.

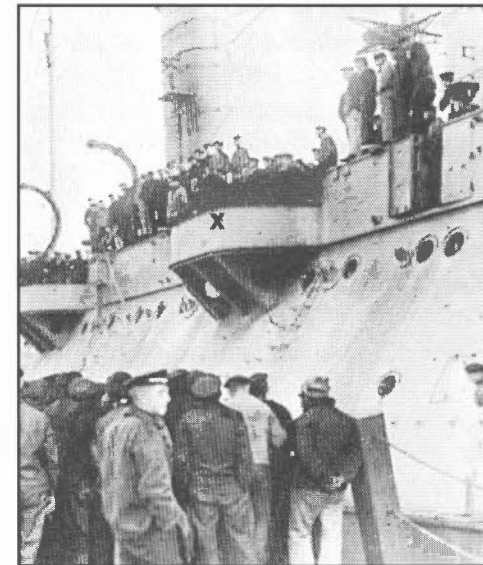
Am nächsten Morgen geht das III. Geschwader in See, aber die Mannschaften gehorchen den Offizieren nicht mehr.

Zu der Zeit steigt ein Matrose namens Artelt aus einem rotbewimpelten Auto und bahnt sich eine Gasse zum Gouverneur. Es wird verhandelt. Den verblüfften U-Bootoffizieren wird der Befehl überbracht: „Es wird nicht geschossen!“

Eine merkwürdige Runde sitzt zusammen: Der Admiral, Artelt, Matrosen- und Arbeiterräte, der sozialdemokratische Abgeordnete Noske. Ein Staatssekretär ist da, Hausmann, erhebt sich und eröffnet die Stammtischrunde: „...meiner Genugtuung und Freude Ausdruck zu geben, daß weiteres Blutvergießen vermieden wurde...“

Am nächsten Tag wird Leutnant Zenker an der Kriegsflagge der „König“ erschossen. Am Ende verteidigt der Kapitän selbst die Fahne, von drei Kugeln durchsiebt. Über seiner Leiche geht die Kriegsflagge nieder und die rote der Revolution wird aufgezo-gen.

Hausmann fährt nach Berlin zurück, als wäre alles in schönster Ordnung. Noske bleibt in Kiel und schaut sich die Entwicklung an. Man muß nur verstehen, mit der Masse zu verhandeln, es ist nicht schwer, das Ganze in ruhigere Bahnen zu lenken.



Gustav Noske spricht in Kiel (Kreuz).

Maschinengewehren wegmähen.

„Die Regierung sichert euch völlige Straffreiheit...“

Aber während Noske verhandelt, Gnadenakte austellt, brennt schon Bremen. Voller Sorge sieht er durch die Brillengläser: *Es geht nicht um die Rettung oder Nichtrettung der Flotte, es geht darum, daß diese Bewegung nicht den Händen der Mehrheitssozialisten entwunden wird!* Ein Wettrennen mit der USPD im Guten. Auch im Bösen: das ist alles. Noske von damals, Noske von später anders verstehen zu wollen, wäre ein Kunstfehler. Im Anfang, am Ende: Nur die Partei!

Aber während er verhandelt, lodert die Revolution in Lübeck auf, in Brunsbüttel, in Hamburg.

Die O.H.L. befiehlt Anwendung von Gewalt: General Falk hat Kiel vom Lande, von Hipper von der See her einzuschließen. Unter roter Flagge fahrende Schiffe sind zu torpedieren.

Von der Reichsregierung in Berlin kommt: Kein Blutbad. Noske ist beauftragt, sich mit den Meuturern zu verständigen: er findet blitzschnell den richtigen Ton. Und er spürt, daß diese ganzen Revolutionshelden die Angst gepackt hat, irgendein paar Kompanien könnten ihnen die Herrlichkeit mit

*

Dämpfen und beruhigen wo es geht, daß die Meuterer nicht hinüberliefen zu den Unabhängigen, das wollte Noske. Das war sein Ziel. Nur langsam, ganz langsam und im Unterbewußtsein ballte sich in diesem einfachen Mann die Erkenntnis: Diese Matrosen, die Soldaten sind eine Waffe, *wir werden sie noch benötigen!*

Der Ton Noskes ist freilich anders als der der Offiziere von einst. Überall ist dieser Noske. Den ganzen lieben, langen Tag hat er zu tun. Und immer dasselbe: Deputationen zu empfangen, Beschwerden entgegenzunehmen.

Da ist das Essen der Offiziere zu gut.

„Mußt du immer ans Fressen denken, Junge?“ schimpft Noske und die Deputation lacht den eigenen Sprecher aus.

Dann ist es der Dienst, dann ist es die Unterkunft, die Löhnung.

„Villa kann ich euch keine bauen, jedem von euch, und faul seid ihr bereits ohnehin schon genug!“

Es ist wahrlich nicht gut zu verhandeln mit diesem Noske. Da hat man sich in der letzten Versammlung die schönste Revolution zusammengezimmert, vor einem Witz dieses Mannes fällt alles zusammen wie ein Kartenhaus. Das ist Gustav Noske!

Die Hafenarbeiter sind schärfer, denn die Unabhängigen haben sie gegen Noske aufgehetzt. Wenn er durch die Werft geht, brüllen sie ihm die wüstesten Verwünschungen nach.

Noske geht, begleitet von Offizieren, weiter, als ob ihn das Ganze nicht betreffen würde.

Es jöhlt weiter hinter ihm. Da dreht sich Noske um, entschuldigt sich bei den Offizieren und geht zu den Arbeitern.

Die stehen verdutzt und sehen den riesigen Mann auf sich zukommen. Sie kriegen es mit der Angst. Der erste nimmt Reißaus, der zweite, am Ende laufen sie wie die Hasen.

Noske ruft ihnen nach: „Wie soll ich den mit euch verhandeln, wenn ihr vor mir davonläuft?“

Aber genauso wie er den Ton mit den Matrosen und Arbeitern findet, findet er ihn überraschend schnell mit den Offizieren. Die sind zurückhaltend, tragen einen Panzer von Unnahbarkeit um sich. Aber bald wird der Panzer brüchig.

„Noske ist eigentlich nicht der Schlechteste“, finden die Seeoffiziere.

*

Der Umgang mit Kriegsschiffen färbt ab. Man wandelt nicht ungestraft unter den riesigen Türmen, steht nicht ungestraft auf den Brücken, sieht sie nicht umsonst vorüberziehen mit hochaufschäumender Bugwelle, diese Giganten der See. Trinkt nicht ohne Folgen den Anblick eines vorbeischießenden

Hechtes der Meere, eines Hochseetorpedobootes, das seinen Rauch auf die Wellenkämme wirft.

Auch Noske konnte sich nicht diesem Fluidum entziehen, das diese subtilen Instrumente des Seekampfes ausstrahlten. Und er taumelte in tiefer Niedergeschlagenheit durch jene Tage, da schließlich die Ablieferung der deutschen Hochseeflotte bevorstand: 6 Panzerkreuzer, 10 Linienschiffe, 8 kleinere Kreuzer, 50 Torpedoboote mußten England ausgeliefert werden: Albion – der Häßliche – hatte damit sein Kriegsziel erreicht: Das zweite – die Kolonien, hatte es *via facti* schon eingestrichen.

Am 18. November übernimmt Admiral von Reuter den Befehl.

Aber es stimmt plötzlich etwas nicht. Die Leute von den U-Booten erbeteln sich, weil die Überfahrt – bei Waffenruhe – besonders gefährlich sei, 400 Mark Sonderprämie.

Wie ein Lauffeuer ging es durch die ganze Flotte: Wie sie sich beeilten, die Matrosen der dicken Schiffe, nun auch zu ihren 400 Mark zu kommen.

Noske wütete lautstark. Nein und wiederum nein! Waren das die ganzen Eindrücke, die ganzen Gefühle, die die deutschen Matrosen von der Ablieferung ihrer Flotte empfangen?

Aber die Soldatenräte blieben hart: Es geht ums Geld!

Plötzlich ist helle Freude auf allen Schiffen gehißt: Die Zulage ist bewilligt! Jetzt fahren wir los.

Erst später stellte sich heraus, daß ein Telefonist des Soldatenrates diese Prämie auf eigene Faust „bewilligt und allen Schiffen mitgeteilt“ hatte!

Noske sagt den abgehenden Schiffen letztes Lebewohl. Die Rührung steckt ihm in der Kehle. Von der Reeling winken die Matrosen müde zu. Nur auf den dicken Schiffen klingendes Spiel: Man unterhält sich gut.

Noske wendet sich an die ihn begleitenden Offiziere. Er begegnet ihren Blicken.

„Pfui Teufel“, sagt er.

Zum ersten Male versteht man sich ganz.

*

Die Entwicklung geht blitzschnell. Die Schwenkung nach links ist im Handumdrehen vollbracht: „Nun haben wir eine kommunistische Partei in Deutschland!“

Die Arbeiter stecken die Köpfe zusammen: Liebknecht?

Liebknecht und die Luxemburg. Das Programm ist ein einziges Wort und heißt: Moskau!

Klarer umrissen kann es nicht mehr sein: Moskau! Und nieder mit dieser pseudosozialistischen Regierung Ebert, die sich auf die alten Regimenter stützt. Die die Fronttruppen auf die Arbeiter losläßt. „Nieder mit Ebert!“

„Nieder mit Ebert“, dieser Schrei flankiert die Särge der bei den Kämpfen um den Marstall gefallenen Matrosen. Aus dem kaiserlichen Marstall die Pferde,

das Geschirr, die Lakaian, die kutschieren. Hunderttausend Arbeiter folgen dem langsamen Zug, hunderttausend Menschen denken, fluchen, brüllen: „Nieder mit dem Matrosenmörder!“

Hunderttausend Arbeiter. Gegen einen kleinen Knäuel von Mehrheitssozialisten, die sich trotzig und doch ein wenig eingeschüchtert um die Regierungsgebäude scharen.

Ebert ist in keiner guter Stimmung. Dieser Kampf um den Marstall war ein Debakel. Das Kommando Lequis ist nicht mehr, mußte verschwinden. Was ist aber jetzt noch da an Truppen? Pabst hatte recht, als er warnte: Man führt keinen Kampf mit sechshundert Männchen. Da muß es doch schiefgehen.

Die Kasseler O.H.L. ist sehr zurückhaltend: „Die Freikorps sind noch nicht so weit...“

Im Regierungsviertel frieren ein paar hundert Mehrheitssozialisten. Den toten Matrosen aber folgen hunderttausend: „Nieder mit der Regierung der Arbeitermörder!“

Über Berlin schwebt ein rotes Sternenbild. Der Schlachtruf Liebkechts und der Luxemburg ist wieder: Moskau !!!

Ohne Schutz ist nun die Regierung. Von allen ihren Mitgliedern, die einander in ihrer Nervosität zur Pein werden, ist ein einziges ruhig: Der nach dem Ausscheiden Haases, Dittmanns und Barths eingetretene Noske. An ihn klammert sich Ebert.

Beruhigend sagt Noske: „Nun, wir wollen uns mal ansehen, was da ist.“

Und er setzt Ebert in ein Fahrzeug und rast hinaus nach Zossen, wo im Lager das Freikorps des Generals Maercker liegt.

Die „Weißen“ empfangen das Staatsoberhaupt mit Respekt und Neugier. Der Eindruck, den Noske mit nach Hause nimmt, ist ein durchaus beruhigender. Nun wäre es an der Zeit, Berlin zu reinigen. Vor allem von Eichhorn, dem „unabhängigen“ Polizeipräsidenten. Solange der hier mit seiner republikanischen Sicherheitswehr regiert, war man nie sicher, daß man nicht eines Morgens erwachte und lauter Eichhornleute im Zimmer hatte.

Eichhorn bekommt seine Entlassung.

„Ich lasse mich weder von der Regierung noch von sonst wem absetzen“, schreit Eichhorn, schreit es auf die Straße, die aufhorcht. Im Nu hat er alle Führer der Unabhängigen um sich im Polizeipräsidium versammelt. Auch die Kommunisten sind da. Man kam zu keinem Entschluß, man redete aneinander vorbei, kein Mensch hatte die Parole ausgegeben, ganz von allein war es gekommen, niemand hatte es erwarten können: „Die Arbeiter haben die Ullsteinbetriebe besetzt!“

Hundertmal muß es der Mann wiederholen, der diese Meldung in die Beratung im Polizeipräsidium geworfen hatte.

„Auch Mosse ist besetzt, der Vorwärts...“

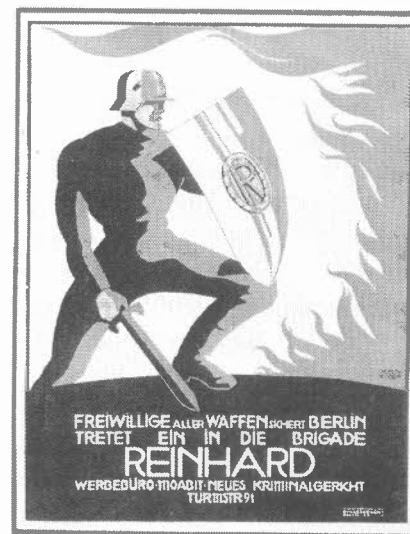
„Und das Wolffsche Telegraphenbüro...“

Berlin ist ein aufgerührter Ameisenhaufen. Barrikaden wachsen aus den Straßen, Maschinengewehre werden in Stellung gebracht...



kämpfen, es gäbe keinen anderen Ausweg mehr. Man möge doch General von Hofmann, den Kommandanten der Gardekavallerieschützendivision, mit der Niederwerfung betrauen.

Ebert will keinen General. Will nicht seine Macht aus den Händen eines preußischen Generals empfangen. Eher müßte einer seiner Freunde...



Noske ist sehr einverstanden. Freut sich plötzlich an seiner neuen Rolle. Er würde sie anders spielen als seinerzeit in Kiel. Er hat viel dazugelernt.

Noske grüßt kurz und geht zu Fuß durch die brüllende Stadt.

Aber wie er dann mit den Offizieren zusammensitzt, sieht die Sache doch viel schlimmer aus, als er dachte. Den Aufstand niederwerfen? Womit? Was noch da ist in den Berliner und Potsdamer Kasernen, ist nicht eben vertrauenswürdig. „Wir werden Berlin räumen müssen... die Regierung vielleicht nach Weimar oder sonstwohin verlegen.“

Währenddessen leitet Liebkecht im Marstall die Mobilmachung. Munition wird ausgegeben und Maschinengewehre, Mäntel und Schuhe, es geht sehr militärisch zu. Im Zeitungsviertel werden die dicken Papierrollen in die Fenster gerollt und auf die Straße, Schützendeckungen aus Papier werden errichtet, Maschinengewehre in Stellung gebracht... ein paar Schritte weiter fließt das Berliner Leben, als wenn nichts wäre.

Hilflos ist die Regierung, abwartend sind die Reste der Truppen in den Berliner Kasernen.

Einen Tag um den andern poltern die Lastwagen durch die Straßen, bringen Munition und Verpflegung, Krankenwagen schaukeln einher... aber es

„Wir lassen uns nicht länger von Irrsinnigen und Verbrechern terrorisieren“, rufen die Proklamationen der Regierung in diesen Lärm.

Aber man verlacht diese Regierung, die nicht ein und nicht aus weiß. Der neue Kriegsminister, Oberst Reinhard, rät zu sofortigem energischen Vorgehen. Man müßte



zeigen...“

Ein baum langer Kerl hat jetzt das große Wort: „Wenn erst die andern, die Freikorpsler kommen, und wir liegen noch immer auf der faulen Haut, dann ist es aus mit uns!“

Zur rechten Stunde kommt der Abgesandte Noskes, der Generallastabshauptmann Marks. Es taucht auch Major von Stephani auf: „In der Nacht von heute auf morgen greifen wir an.“

Plötzlich sind die Leute wie umgewandelt. Brennen lichterloh. Stürzen durch die Gänge, stürzen zu den Geschützen, zu den Minenwerfern, grüßen einander mit lachenden Blicken: *Sie würden es schaffen, sie, die Berliner Regimenter, nicht die von den Freikorps.*

Bunt genug, dieses Regierungsheer. Das Potsdamer Regiment aus aller Herren Truppenkörper zusammengewürfelt, dann das Regiment „Reichstag“, das aus Arbeitern besteht, die ein Redakteur führt, die Maikäfer, bei denen der Feldwebelleutnant Schulze der Maßgebende ist...

Das war ein merkwürdiges Berlin. Man erwachte früh mit einem schweren Kopf, es dämmerte gerade. War der Wecker zu früh abgelaufen? Da weckte er noch einmal und noch einmal: Man nahm seine Gedanken zusammen: *Das waren ja Kanonenschüsse?*

Wieder, wieder: Bumm.... sss sss iii ooo uuu... wölbte sich die Parabel über den Himmel. Dann fiel eine ungeheure Panzertüre ins Schloß. Die Menschen anfangs verstört, später neugierig, schlichen sich an den Belle-Alliance-Platz heran, auf dem die Kanonen standen, feuerten, als ob man mitten in Flandern wäre. Stacheldraht wuchs aus dem Asphalt und große Tafeln warnten „Achtung, hier wird geschossen!“

mangelt an einem richtigen Gegner. Es geschieht das Merkwürdige, daß die Hilflosigkeit der Regierung zu ihrer Rettung wird.

Die Spartakisten sitzen im Zeitungsviertel, sitzen im Marstall, aber sie wissen mit ihren Maschinengewehren nichts Rechtes anzufangen. Der Gegner stellt sich nicht, weil er dazu nicht die Kraft besitzt.

In den Berliner Kasernen hat man gute Laune: Die Soldaten liegen auf den Matratzen und debattieren: „Laßt mal Noske erst mit den Freikorps Fühlung nehmen. Laß man Lüttwitz erst richtig anrücken... die Spartakisten haben ja keine Ahnung von gar nichts!“

„Man müßte es den Kerlen doch

In der Alten Jakobstraße bellten die Minenwerfer, Granaten fauchten durch den Morgen.

„Weitergehen“, warnen die Soldaten. In feinem Singen sprühen die Maschinengewehrgarben vom Vorwärtsgebäude heran, schaben den Mörtel von den Häusern. Die Menschen nehmen die Aktentaschen fester, trollen sich nun doch davon. Die Dächer sind lebendig geworden. Stahlhelme sitzen darauf, Maschinengewehrgräte kriechen wie lange Schlangen, aus den Verschlägen, die Maschinengewehre beginnen jetzt gefährlich zu tanzen und zu rattern. Schlachtenbummler verfolgen das Spiel aus den Dachluken... im unteren Stock hört man in den Pausen des Maschinengewehrfeuers einen Anwalt seiner Schreibkraft diktieren...

„Vorwärts!“ brüllt der Redakteur Kuttner, das Regiment Reichstag setzt zum Sturm an. In kleinen Gruppen brechen sie vor. Aber das Feuer aus den Rotationspapierballen wird plötzlich zum Orkan, es ist nicht vorwärts zu kommen. Der Sturm ist abgewehrt.

Da steigt mitten aus dem Vorwärtsgebäude eine riesige Rauchsäule hoch.

„Volltreffer“, konstatieren die Schlachtenbummler.

„Zwei Strich rechts“, korrigiert der Artilleriebeobachter auf dem Dach, macht sich hinter seinem Schornstein kleiner, denn eine Maschinengewehrgarbe sucht ihn schon lange.

Wieder bellt die Batterie, wieder steigt eine Rauchsäule, steigen zwei, drei, vier mitten aus dem Vorwärtsgebäude.

„Haben die noch nicht genug?“ fluchen die Kanoniere.

Näher, näher der Gürtel der Maschinengewehrschützen in den Nachbarhäusern. Hinter Türen, hinter Ecken ballen sich plötzlich die Stahlhelme. Die grauen Säcke voller Handgranaten.

Plötzlich ist die Batterie rasend geworden, sind die Maschinengewehre rasend geworden. Es regnet auf die Vorwärtsfront.

Dann verstummen die Batterien, nur die Maschinengewehre spritzen die Fenster ab. Über die Straße rennt ein Menschenhaufen. Erreicht die Vorwärtsseite, schiebt sich blitzschnell die Front entlang. Ist bei der ersten Papierballenstellung. Da peitschen die Handgranaten, scharf, häßlich und böse ist der Knall.

Was ist in diese verlotterten Regimenter gefahren? Lag man an der Somme? Gings durch Flandern? Mit namenloser Wut, namenlosem Haß stoßen die Sturmtruppen in das Vorwartshaus. Da springen die Verteidiger auf, schwenken weiße Tücher. Fünfzig Karabinerschüsse zugleich sind die Antwort... sie liegen wie umgemäht. Im Innern ergeben sich weitere Mannschaften.

„Kommt, stellt euch hier auf“, schreien ihnen die Soldaten ihre Wut ins Gesicht. Schon fliegt ein Maschinengewehr auf den Boden und ein Gurt wird eingezogen...

„Wir machen keine Gefangenen“, heißt die Parole. Vielleicht ist sie von niemandem ausgegeben worden, aber der Gedanke springt von Hirn zu Hirn. Zu Dutzenden werden die Spartakisten an die Wand gestellt.

tiges Militär mit Straffheit und Strammheit hält jeden Widerstand gegen die sozialdemokratische Regierung nieder. Die Regierung ist diesen Truppen Dank schuldig. Und die Truppen fordern diesen Dank energisch.

General Reinhard setzt es Noske immer wieder auseinander: „Auf die Dauer geht das nicht, das mit den Soldatenräten. Diese »politische Beaufsichtigung der Offiziere« ist in einer Armee ein Nonsens. Und ein Nonsens ist es, von den Freiwilligenverbänden zu verlangen, sie sollten gegen ihre Überzeugung einen Soldatenrat wählen. Wer hat Ihnen geholfen? Militär? Oder die Revoluzzer, die Marinedivision? Die Wahlen sind für Sie günstig ausgefallen, Berlin ist in Ihrer Hand... auf was warten Sie noch?“

Aber Noske wiegt den Kopf hin und her. Es geht ihm immer noch nicht um die Truppe, noch immer nicht. Sie hat das ihre geleistet, wo wäre er selbst, hätte ihn die Truppe nicht herausgehauen. Aber es steht Wichtigeres auf dem Spiel: *Es darf nichts geschehen, was die Massen den Händen der Mehrheitssozialisten entgleiten lassen könnten.*

Lieber ein Unrecht an der Truppe. Diese Offiziere, diese alten Mannschaften waren das Parieren gewöhnt. Sie trugen ein Unrecht leichter.

Und Reinhard immer wieder: „In Gottes Namen sollen sie in den alten Formationen, die ja doch auf dem Aussterbeat stehen, ihre »Beaufsichtigung« ausüben. Aber in den Freiwilligenkorps will ich nur Vertrauensleute haben! Die können sich in untergeordnete Dinge mischen, in Dinge wie Urlaubsgewährung und in Disziplinarfälle...“

Noske ist nicht sehr erbaut, gibt aber schließlich nach. Willigt in die Forderung des preußischen Kriegsministers und der O.H.L. ein.

Der Erlaß kommt heraus, die Empörung ist namenlos: „Die Achselstücke werden abgeschafft, das Tragen von Waffen außer Dienst ist verboten.“

Das ging doch geradezu gegen die Offiziere? Das war eine Illoyalität sondern gleich. Mit solchen Erlässen wollte Noske sich das Offizierskorps versichern?



„Mit diesem Erlaß will Noske das Regiment der Weißgardisten sanktionieren“, randalierten auf der anderen Seite die Soldatenräte. „Die Reaktion en marche! Oh, man würde schon fertig werden mit diesen alten Kaiserlichen.“

In Königsberg rottet sich ein Haufen zusammen und zieht vor das Generalkommando. Die Türen werden aufgerissen, plötzlich stehen die Soldatenräte vor dem kommandierenden General, der die Eindringlinge erstaunt nach ihren Wünschen fragt.

„Sie sind verhaftet“, schreit ein Mann mit wehendem Soldatenmantel.

Nicht viel anders ist es in Allenstein. Um die deutsche Grenze streichen die polnischen Reiter wie Hyänen, aber den Soldatenräten ist das gleich. Sie sind ja so viel klüger als die Offiziere: „Glauben Sie, wir wissen nicht ganz genau, daß das Ganze mit dem Grenzschutz nur ein Schwindel ist für eure Gegenrevolution?“

Da schlägt Noske dem Faß den Boden aus: Schickt die Marinebrigade und eine Landeschützenbrigade – eine „weiße“ Formation nach Bremen.

Die Bremer Soldatenräte drahten ein Ultimatum nach Berlin: „Wenn die weißen Truppen nicht augenblicklich zurückgezogen werden, mobilisieren wir das gesamte neunte Armeekorps. Dreißigtausend Werftarbeiter werden zu den Waffen greifen...“

Aber die zwei Brigaden bleiben in Bremen.

Hamburg droht: „In der Stärke eines Korps werden die Arbeiter...“

„Die Belegschaft des gesamten Essen-Ruhr-Bezirktes wird...“

Noske spricht mit Lüttwitz.

„Es ist alles in schönster Ordnung“, sagt der knapp.

In der Regierung hat man aber Bedenken: „So geht das nicht! Nur wegen der Sonderwünsche alter kaiserlicher Offiziere...“

Jetzt ist Noske endlich einmal aufrecht: „Diese alten kaiserlichen Offiziere haben uns in den schlimmsten Tagen herausgehauen. Wir müssen sie respektieren, wir müssen auch den Spartakisten endlich eine starke Hand zeigen. Ich falle nicht mehr um!“

Da verzeihen ihm die Offiziere beinahe die Schweinerei mit den Achselstücken und dem Säbel.

7. Extraausgabe. Sonntag, den 10. November 1918.

Vorwärts
Berliner Volksblatt.
Zentralorgan des sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Die Einigung
zwischen den beiden sozialdemokratischen Parteien ist vollzogen.

Ebert, Haase
Scheidemann, Dittmann
Landsberg und Barth
werden die neue Regierung bilden.

An die Arbeiter- und Soldatenräte!
Das Volk muß beruhigen, wenn der Bahntransport gehandhabt wird. Das geschieht aber durch jeden Eingriff unabhängiger Stellen in den Bahnbetrieb und die Bahnverwaltung.
Es sind an verschiedenen Orten von Arbeitern und Soldatenräten solche Eingriffe vorgenommen worden, z. B. in dem Betrieb von Rangierbahnhöfen und in der Absperrung von Bahnhöfen.
Das darf nicht wieder vorkommen! Wiederholungen müssen zur Arbeitsverweigerung unserer eigenen Eisenbahn und zum Stillstand jedes geregelter Bahnverkehrs führen.
Berlin, am 10. November 1918.
(ggg.) Ebert.

„Wollt ihr die Schächte versauern lassen?“

„Jawohl, das wollen wir.“ Und ein paar Pistolen treiben die Arbeiter von den Pumpen weg.

„Jetzt haben wir mal Zeit, etwas einzukaufen“, lachen die Horden, die durch Düsseldorf hetzen, sich durch zerschlagene Schaufensterscheiben aus den Geschäften holen, was ihnen beliebt.

„Wir sind mindestens zwanzigtausend, verstanden?“ brüllen die Führer und teilen dann die Gewehre aus. „Soll'n sie nur kommen, die Weißen, wir werden sie mit nassen Fetzen davonjagen!“

Um Bottrop liegen die Roten und bringen Geschütze in Stellung. Sie haben Gott sei Dank Geschütze, und die verfluchten Landesschützen haben keine. Sind stellen auch nur 2000 Mann, die „Weißen“.



Generalstreik, mit Waffen ertrotzt, ist zu Ende. Die Reichsregierung atmet auf. Sie hat sich schon nicht anders zu helfen gewußt als mit einem Gesetz über die „konstitutionelle Fabrik“ aufzufahren.

Da geht es plötzlich in Mitteldeutschland drunter und drüber. Gotha erklärt – nanu? – feierlich seinen Austritt aus dem deutschen Staatsverband und ist nun eine Insel auf dem weiten deutschen Meer.

Nun wird Maercker vorgeschickt. Er marschiert in Halle ein, an der Spitze der Truppen. Aber ihm peitschen Flüche, Steine, Pistolenschüsse entgegen und wird im Nu gegen die Hauptpost abgedrängt. Die Menge belagert das Haus, macht Zielübungen auf die Fenster.

Die Soldaten schielen nach den Offizieren. Aber die Offiziere warten auf Maercker: Feuererlaubnis?

„Verhandeln – nicht Deutsche gegen Deutsche!“

„Verhandeln? Mit diesem Gesindel von Soldatenräten?“

In der Nacht zeigten sich die Folgen des Verhandels. Die Kaufläden in den schönen Straßen sind völlig ausgeplündert.

Oberstleutnant von Klüver von der O.H.L. wagt sich in Zivil auf die Straße, um die »Volksstimmung zu studieren«. Schon auf Meilen erkennen die Revoluzzer den Offizier: „Fangt doch den Kerl!“

Der Oberstleutnant wird vor den Soldatenrat gebracht: „Führt das Schwein ab“, befiehlt der. Draußen warten Tausende auf den Spaß. Reißen den paar Begleitsoldaten den Mann aus den Händen, schlagen ihn, daß ihm die Kleider in Fetzen vom Körper fliegen.

Entsetzen stiebt durch die Gassen: „Die Roten ermorden die Bürger...“ Denn denen wollten sie es schon immer einmal zeigen.

Dann rückt Watter an. Watter macht ganze Arbeit und kehrt das Ruhrgebiet aus. Verfolgt die Aufständischen bis hinüber ins besetzte Gebiet.

„Watter hat augenblicklich seine Operationen einzustellen“, befiehlt das französische Oberkommando.

„Aber wir schützen doch nur unsere Bürger vor Räubern und Banditen!“

„Augenblicklich einstellen“, befiehlt Frankreich.

Nun haben es die Roten gut und laufen straflos auseinander. Aber die Bewegung bricht in sich zusammen, auch der

Da reißt sich der Verzweifelte los und flieht in ein Haus.

„Holt ihn raus!“ jöhlt die Menge. War das ein Spaß, als man ihn an allen Vieren heraustrug.

Irgendeiner hat es gerufen und nun flog es von Mann zu Mann: „In die Saale mit ihm!“

Einen Augenblick sehen die vertierten Menschen einen Körper in der Luft.

Dann klatscht es unten im Wasser auf. Mit dem Oberkörper hängt der Pöbel über dem Brückengeländer: „Dort, dort ist er...“

„Er schwimmt an Land!“

„Stoßt ihn zurück, laßt ihn nicht heraus!“

Aber es scheint doch, als wollte sich der Mann retten. Da zieht ein „Sicherheitssoldat“ seine Pistole, feuert. Da ist der Kopf verschwunden.

Endlich entschließt sich Maercker zum Waffengebrauch. In ein paar Stunden ist dann Ruhe.

Kaum ist in Mitteldeutschland Ordnung, flammt der Aufstand sozusagen im Rücken auf: Die Berliner Arbeiter- und Soldatenräte proklamieren den Generalstreik. Das Programm ist deutlich: Nieder mit Noske und seinen Offiziersgarden, nieder mit der Blutherrschaft, Anschluß an Sowjetrußland!

Als Antwort überträgt die Reichregierung Noske vollziehende Gewalt. Noske verhängt den Belagerungszustand über Berlin.

Die Freikorps sind verlässlich. Aber sie sind schwach. Die Volksmarinedivision aber und die republikanische Soldatenwehr sind mehr als unzuverlässig.

„Sie haben bei der Jannowitzbrücke auf uns geschossen“, toben die Matrosen. Sie sprechen die Wahrheit, eine Abteilung war durch einen Irrtum tatsächlich in die Garbe der Garnisonstruppen geraten. Im Augenblick entbrannte eine Straßenschlacht. Es ratterten die Maschinengewehre. Es fauchten die Handgranaten.

Die Regierungstruppen spürten die eigene Schwäche. Der Befehl wurde weitergegeben: „Zurück ins Polizeipräsidium.“

Es wird von der Volksmarinedivision eingeschlossen. Barrikaden werden errichtet, aus den Nachbarhäusern spucken die Maschinengewehre ihr Mündungsfeuer...

Aber das rote Ziegelhaus hält sich.

Näher schieben die Angreifer ihre Barrikaden, ihre Sandsäcke.

Plötzlich ist ein fremder Ton in der Luft. Er spannt sich in hohem Bogen über dem Alexanderplatz. Dann steht eine schwarze Wolke da und verzieht sich nur langsam: Granaten.

Gleich darauf weiße Wölkchen über dem Platz: Schrapnellregen.

Wieder stehen tiefschwarze Rauchsäulen mitten auf dem Platz. Diesmal sind es schwerere Detonationen. 15 cm-Haubitzen sind in Stellung gebracht worden. Das Polizeipräsidium ist befreit. Aber aus jeder Dachluke, aus jedem Fenster regnet es Projektilen. Haus um Haus muß gesäubert werden, bis hinauf auf den Dachboden.

„Hierher... hier muß der Schütze stecken...“, die Soldaten hasten durch den Dachboden, plötzlich ein Schrei, ein Hieb, ein kurzes Ringen.

„Ich hab' das Schwein...“

Da steht noch das Maschinengewehr an der Dachluke. Der Schütze aber schreit lang und gedehnt und fürchterlich. Wenn die Soldaten das Fürchten nicht längst verlernt hätten, jetzt würden sie es lernen! Mit blutigen Fingernägeln klammert sich der Spartakist an den Boden, an die Balken, es nützt ihm nichts, er muß hinaus aus der Dachluke, aus der er geschossen hat.

Unten birst ein Menschenleib auf den Asphalt. Blut, Gehirn spritzt...

Es geht den ganzen Tag weiter, es geht die ganze Nacht weiter, Scheinwerfer tasten, fühlen die Häuserfronten ab, Maschinengewehrserien, ganz kurze, befühlen die Nachbarschaft.

„Ach wat, ick jehe in meine Kaschemme.“ Vergebens bittet die Frau, diesen Wahnsinn zu lassen. Manche kommen heim von diesem Schoppen, andere liegen plötzlich röchelnd auf dem Pflaster.

„Armer Hund“, sagen die Soldaten, „warum hat er sich auch hierher getraut.“

Der Alexanderplatz sieht wild aus. Mit seinen Barrikadenresten und den herumliegenden Leichen, seinen zerschlagenen Minenwerfern und den Granattrichtern, seinen Stacheldrahtverhauen und den Tafeln: „Nicht weitergehen, hier wird geschossen...“

Über tausend Menschen haben das Leben gelassen, genug Unschuldige darunter. Als ob das zornige Gesicht eines Arbeitgebers Grund genug wäre, sich einen Umweg zu ersparen und geradewegs in den Tod zu rennen...

Draußen, in Lichtenberg, da brennen sie noch die Polizeiwachstuben aus, dort gibt es noch Barrikaden, die lassen nicht locker dort. Wehe dem Freischärler, den sie erwischen!

Er wird fürchterlich geführt, dieser Kampf. Auch von Seiten der Freikorps. „Weitersagen... die Leute von der aufgelösten Volksmarinedivision können sich den noch ausstehenden Sold in der französischen Straße, Nummer Soundso holen.“

Es kommen etwa siebzig und geraten mitten in ein Streifenkommando.

„Wir wollen bloß unsere Löhnung holen.“

Der Oberleutnant lacht ihnen merkwürdig ins Gesicht: „Gleich werdet ihr den Lohn bekommen, den ihr verdient.“

Aber es kommt kein Zahlmeister, es werden nur die Türen geschlossen.

„Antreten!“ brüllt der Offizier.

Da treten die Matrosen an. Er geht die Front ab. Sieht in trotzige, freche Gesichter. Bezeichnet die Trotzigsten, Frechsten: „Der da... der da... Die Bezeichneten bleiben stehen, die anderen machen, daß sie fortkommen!“

Dann wird ein Maschinengewehr auf den Boden geworfen und ehe die Matrosen begriffen haben, liegen sie in kleinen Häuflein da. Niedergemäht. Deutsche gegen Deutsche! Dank sei der Sozialdemokratie, Kommunisten/Russenjuden.

*

Im Norden ist Ruhe. Im Süden erlebt Deutschland seine erste Räterepublik. Aus Schwabing kommt das Licht, das Heil. Die Mehrheitssozialisten, völlig unfähig, der Bewegung Herr zu werden, werden ein Weilchen mitgespült, dann gehen sie unter. Es regieren Toller und Mühsam, Dr. Lipp schickt ein Telegramm voller Un- und Wahnsinn nach Moskau, die Theater werden „kommunisiert“, die Wohnungen, die Fabriken: „Jeder arbeitet nur, was er für gut und richtig hält.“

Die Bürger sehen verzweifelt Hoffmann nach, der sich nach Bamberg geflüchtet hat um dort eine Gegenregierung auszurufen.

Noske bietet Hoffmann seine Truppen an.

„Ich dulde nicht, daß auch nur ein preußischer Soldat bayerischen Boden betritt.“

Noske ist nicht beleidigt, er hat Zeit zu warten. Bis Hoffmanns „republikanische Schutztruppe“ den Versuch unternimmt, die Roten zu beseitigen. Was folgt, ist ein Chaos. In jeder Kaserne gibt es vier verschiedene Richtungen, die einander beschießen, in Schwabing gibt es eine Regierung, es gibt noch eine zweite und eine dritte, man kennt sich nicht mehr aus. Lastwagen, starrend von roten Fahnen und Maschinengewehrläufen, jagen durch die Straßen, feuern in die Menschen, bewaffnete Trupps holen sich die Bourgeois aus den Kaffeehäusern, aus den Wohnungen, holen sich die Uhren aus den Auslagen und die Würste!

Neue Namen tauchen auf, man weiß nicht, mit welcher Würde sie sich verbinden: Axelrod, Leviné, Levien – Russenjuden!

Es gibt eine Räterepublik, da sind Toller und Mühsam die Führer, und es gibt eine „wirkliche Räterepublik...“ Die Brauhäuser werden kommuniziert und die weiblichen Hilfskräfte der neuen Ämter. Sehr unbayerisch aussehende galizische Intellektuelle stehen plötzlich in den Amtslokalen und halten in sehr schlechtem Deutsch Reden...

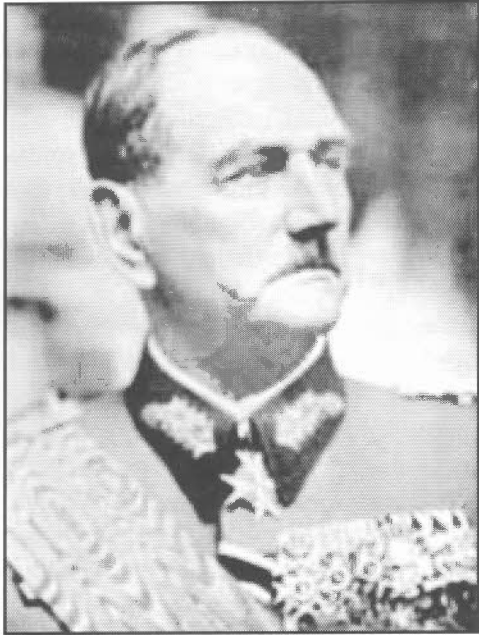
Indes schnappt sich der fünfundzwanzigjährige „Volksbeauftragte für Finanzen“ Manner, was er schnappen kann: Die Banken werden überfallen und ausgeraubt, die Fabriken, die Gastbetriebe müssen ihre Tageseinnahmen abliefern, die Zimmervermieterinnen ihren Wohnzins. Aber bald ist alles Geld verbraucht, da läßt Manner Papiergeld drucken.

Dann ist München aufgefressen, es gibt keine Butter mehr und kein Bier mehr und kein Brot...

Da meldet sich Hoffmann zum zweiten Mal bei Noske.

„Ich habe das Freikorps Epp zur Verfügung. Das könnte kurzfristig zu Ihrer Entlastung...“

„Ausgeschlossen“, lehnt Hoffmann ab und wirbt selbst eine Armee an. Marschier gegen München. Plötzlich hat dieser Student Toller ein Betätigungsfeld. Er bewaffnet seine Gardien, bläut ihnen wiederum etwas militärische Begriffe ein: „Disziplin ist alles, Disziplin... proletarische Disziplin...“



Franz Ritter von Epp

Bei Freising und Dachau stellt sich Toller. Aber die Bauernbur-schen der republikanischen Armee Hoffmanns haben sich die Sache überlegt. Sie sind in Oberbayern zu Hause und sie gehen lieber in ihre Heimatdörfer. Heim zu Mutter, Vater, Frau und Kindern.

Was übrig bleibt wird von ein paar Fanatikern – etwa Tausend von den zwanzigtausend Rotarmis-ten, die in den Münchener Kaser-nen faul vor sich hinstinken – überfallen und zerstreut.

Im Triumph bringt Toller ein paar Kanonen heim. Er heißt ab heute der „Sieger von Dachau“.

Nun kommt Hoffmann ein drit-tes Mal zu Noske. Der ist auch jetzt noch bereit Hoffmann zu helfen.

Aber er führt selbst den Oberbefehl!

Je näher Noske den Bayern ist, desto wirrer wird München. Die roten Füh-er knurren einander an wie Bestien.

„Ich fordere die augenblickliche Verhaftung der Russen Leviné, Axelrod und Levien“, schreit Toller.

Der Jude Leviné erhebt sich schwächig, kreischt mit giftiger Stimme: „Ich bestehe auf der sofortigen Erschießung Tollers!“

Mitten in diesem Streit der Ausländer der Schrei: „Die Vortruppen Noskes stehen zehn Kilometer vor München.“ Da verschwinden die Russen!

Noch ehe die Gardekavallerieschützen, noch ehe Ehrhardt und Epp ein-marschieren, ermordet Eglhofer die von ihm ausgehobenen Geiseln der Bour-geoisie im Luitpoldgymnasium...

*

Die deutsche Delegation in Versailles verläßt ihr Quartier und tritt auf die Straße. Sie sieht einen Augenblick lang die Stacheldrahtverhaue, die spani-schen Reiter. Doch die Automobile mit französischen Offizieren warten. Die Deutschen steigen ein. Da gellt das erste Johlen zum Himmel und wird stär-ker. Jetzt tobt die ganze Gasse.

Die Deutschen sitzen im Fond, der Anlasser singt und plötzlich fliegen die ersten Steine!

Endlich poltert der Zug mit den Deutschen hastig über die Weichen, eine Station geistert vorbei. Wieder auf offener Strecke. Der Zug rast und schwingt

und singt sein gleichmäßiges Lied. Graf Brockdorff-Rantzau hat vor sich eine Mappe ausgebreitet. Er blättert in einem dicken Buch: Den Friedensbedin-gungen. Macht sich Notizen.

Bisweilen blickt er müde durch die Fenster seines Schlafabteils: Es ist im-mer dieselbe französische Landschaft, es sind immer dieselben trostlosen Ka-näle, die wenigen Rohziegeldörfer, dieselben Laubwälder, dieselben schlecht bebauten Flächen.

Gegen Morgen ist das Konzept seines Berichtes an die Reichsregierung fertig: *Er fordert die Ablehnung des Vertrages!*

Brockdorff-Rantzau ist müde und geschlagen und hoffnungslos. Er sieht sich im Kreise um, sieht Erzberger mit seiner Geschäftigkeit, mit seinem ewi-gen, unausstehlichen, allzu billigen Optimismus, sieht Ebert, der ein wenig unbeholfen von einem zum andern geht. Erblickt Noske – und gibt die Hoff-nung auf.

Er fährt plötzlich hoch: Hatte er sich geirrt? Was sprach da Scheidemann vor dem Fichtebild in der Aula der Berliner Universität? „Verdorren soll die Hand...“

War Deutschland endlich aufgewacht?

Erzberger stürzt sich sofort in die Arbeit: „Sie werden Deutschland zerfet-zen, werden im Ruhrgebiet einmarschieren, werden die Schwarzen auf unsere Frauen loslassen... das Reich wird zerfallen...“

„Das Reich wird zerfallen“, sagt auch Noske. Und er hat mit einem Mal Format, dieser Noske! Er denkt nicht daran, daß es durch die Franzosen zer-fallen würde, das alte Reich. *Es mußte zerfallen, weil die Armee, weil das Rückgrat dieser Armee, das Offizierskorps, zerfiel, wenn man den Schmach-paragraphen annahm.*

War aus dem sozialdemokratischen Gewerkschaftler über Nacht ein Staats-mann geworden?

Am 19. Juni hatte Noske alle wichtigen Generale um sich versammelt. Auch Groener ist da und sein Gegenpol Reinhard. Dieser Reinhard hat tat-sächlich den Teufel im Leib. Er ist für bewaffneten Widerstand. Für ihn gibt es keine Annahme des Vertrages!

Groener widerspricht einmal wieder: Widerstand ist ein Unding. Das Reich wird von den Franzosen überschwemmt werden. Auch der Marschall sei im wesentlichen dieser Ansicht.

Die Generale stutzen, aber sie bleiben in ihrer Mehrheit trotzig: „Es gibt keine Annahme des Schandparagraphen, eher gehen wir alle...“

Noske tastet sich langsam vor: „Wenn – man erwägt das tatsächlich – wenn ich die Kanzlerschaft übernehme, würden Sie dann zu mir stehen? Würden Sie zu mir stehen, auch wenn der Vertrag – natürlich ohne der Schuld Klausel – angenommen würde?“

Die Offiziere sind überrascht. Dann springen sie vor, einer nach dem an-dern: Mit Noske? Warum nicht?

„Die O.H.L. ist mit Ihnen !!!“

*

Aber im Kabinett gibt es ein Tohuwabohu. Scheidemann, längst scharf gerügt für seine „verdorrte Hand“, bleibt für seine Person bei dem, was er einmal gesagt hat. Noske ist für Annahme des Vertrages – wenn man bloß diese Schuld-klausel ausradieren könnte.

Brockdorff-Rantzau streitet mit Erzberger. Aber seine Waffen sind zu geistig für den vierschrotigen Mann, der immer wieder, wie oft noch zum Verderb Deutschlands, mit seinen berühmten-berüchtigten Informationen aufwartet: „Meine Informationen lauten ganz anders...“

Sie haben auch in Compiègne anders gelautet!

„Wenn wir bloß ein paar Wochen durchhalten...“, wendet müde der Graf ein.

„Wenn die Deutschen, fest entschlossen, sich bis zum Äußersten zu verteidigen und bis zum letzten Mann zu fechten, sich an ihren Grenzen aufgestellt hätten, nachdem alle eroberten Gebiete geräumt waren, so wäre für England und Amerika jeder Kriegsgrund weggefallen. Es wäre Deutschland viel erspart geblieben.“ Diese seine Meinung schrieb in den Tagen, da das Weimarer Kabinett in Hader und Zerfahrenheit zerfiel, **Churchill!**

*

Noske geht zu Maercker: „Was werden die Offiziere tun, wenn der Vertrag bedingungslos unterzeichnet wird?“

Maercker wird eisig: „Ich für meinen Teil werde quittieren und so wie ich werden die meisten Offiziere handeln.“

Noske weiß nicht ein noch aus. Maercker arbeitet sich rasch vor: **„Sie wissen, daß die Reichswehr wie ein Mann hinter Ihnen steht. Kehren Sie diese Regierung aus. Machen Sie sich mit unserer Hilfe zum Diktator. Nehmen Sie jetzt die Geschicke Deutschlands in die Hand.“**

Noske wirft den Kopf hoch. Da beschließt Maercker das Eisen zu schmieden, solange es heiß ist. Geht zu den Demokraten, zu den Zentrumsleuten: „Wir gehen alle, wenn dieser Schandparagraph im Vertrag bleibt.“

Erzberger stürzt sich auf den General: „Das ist unerhört, was Sie sagen!“

Und dann läuft Erzberger zu Noske: „Ich verbitte mir...“

Aber er muß gerade hören, wie Noske seinen Parteifreunden erklärt, auch er ginge augenblicklich, wenn man den Vertrag unterzeichnen würde. Da wird auch das Zentrum umgestimmt.

Erzberger ist allein und rennt augenblicklich zu Ebert. Der spricht mit Kolberg. Und Groener sagt seine historischen Worte ins Telefon: „Nicht als erster Generalquartiermeister, als Deutscher halte ich mich auch in dieser Stunde für verpflichtet...“

Und er rät, den Frieden unter den vom Feinde gestellten Bedingungen anzunehmen.

Um 16 Uhr telegraphiert die Reichsregierung die Annahme des Diktats. Ein paar Tage später wird der Vertrag unterschrieben.

Als Erster legt Hindenburg sein Amt nieder.

„Noske?“ fragen die Offiziere – und ersparen sich die Antwort. *Er hätte – einen einzigen Augenblick war es soweit – ein deutscher Gambetta werden können. Aber es reichte nur zu einem Parteiminister der Ära Weimar.*

*

Noske eilt nach Berlin und spricht mit Lüttwitz.

„Sehen Sie denn nicht ein, daß ich mich in einer Zwangslage befand, daß ich doch nicht anders handeln konnte? Daß ich an Händen und Füßen gebunden war?“

Lüttwitz überragt in diesem Augenblicke Noske um Haupteslänge: „Sie **hatten** das Vertrauen der gesamten Reichswehr, vielleicht das aller national denkenden Deutschen...“

Und etwas müde, mit ferner Stimme fügt er hinzu, daß das Offizierskorps entmutigt worden sei durch solche Geschehnisse. Nein, nein – es müßte in Zukunft schon ganz anders regiert werden!

„Wir brauchen eine Diktatur starker Männer. Sie allein können das Vertrauen wiederbringen.“

Noske ist verletzt und wütend: Es könnte der Armee nicht zugestanden werden, sich in Dinge der Politik zu mischen. Und eine Diktatur würde auch nie die Zustimmung Eberts und der Mehrheitssozialisten finden.

Wenn zwei dasselbe tun: Diesselben Rollen spielten ein paar Wochen früher ein Politiker und ein Soldat in Frankreich: „Ihre Sache, Herr Marschall, ist der Krieg und nur der Krieg. Der Friede ist unsere Sache...“

Aber, der den Träger der deutschen Generalsrolle in die Schranken wies, war kein Clemenceau.

Tausendmal schärfer reagierte Kapitän Ehrhardt. Aus ihm speit ein Vulkan: „Das Offizierskorps hat sich der Regierung Ebert am 9. November 1918 zur Verfügung gestellt und damit bewiesen, daß es sich seiner historischen Aufgabe voll bewußt war. Zum Dank dafür wurde alles, was den Offizieren heilig ist, mit Füßen getreten. Im Friedensvertrag aber hat die Reichsregierung der Welt die Bestätigung überreicht, daß das deutsche Volk ein Volk von Verbrechern und ehrlosen Schurken ist!“

Er schreit es geradezu hinaus: **„In Deutschlands schwerster Stunde haben die jetzigen Führer des Volkes versagt...“**

Da ist auch Pabst hier. Spricht, man dürfe der Vergangenheit nicht allzuviel nachhängen. Aber die Zukunft, die müßte sich anders gestalten, müßte vom Offizierskorps fest geformt werden.

Die Offiziere horchen auf – und auch Noske horcht auf.

*

Seither verstehen sie sich nicht mehr: Die Offiziere und Noske. Und Noske und Lüttwitz.

„Die Entlassungen sind einzustellen“, betont Lüttwitz.

„Und Befehle sind zu befolgen. Die Marinebrigade wird Trotha unterstellt.“

Die Marinebrigade ist Lüttwitz' Kerntruppe. Will man sie etwa seinen Händen entwinden?

Noske poltert los: „Sie irren, wenn Sie glauben, die Mehrheit der Reichswehr stünde hinter Ihnen.“

Lüttwitz hat nichts als eine kurze Verbeugung.

Noske durchschreitet das Zimmer. Der Parkettboden winselt unter seinem schweren Körper. Diese Abrechnung mit Lüttwitz war unvermeidlich. Jetzt hatte er ihn wenigstens los. Nach dieser Unterredung, nach diesem Ton, der eine solche Musik gemacht hatte, konnte Lüttwitz nichts anderes als gehen.

Aber er ging nicht. Er saß in der „Nationalen Vereinigung“, die Noske nicht umsonst beobachten ließ.

„Es ist keine Gefahr“, versichert Noske Ebert, „ich lasse sie kurzerhand alle verhaften.“

In der „Nationalen Vereinigung“, die ihren Sitz in einem Haus im Tiergartenviertel hat, wird an der Tür geklingelt. Ein paar Worte werden gewechselt.

Zehn Minuten später warten die Kriminalbeamten auf die Offiziere, die das Haus verlassen sollten. Aber es muß sich verzögert haben, denn es erscheinen weder Kapp noch Pabst noch Oberst Bauer.

Da dringen die Beamten ins Haus. Sie finden keinen Menschen mehr.

*

Lüttwitz wird nicht verhaftet. Er ist noch immer im Amt. Noske traut sich doch nicht so recht an ihn heran. Aber durch die Türen seines Amtszimmers sickern immer neue Gerüchte.

„Ich lasse Reinhard bitten und von Trotha.“

Er schließt die Tür sehr vorsichtig hinter ihnen. Dann geht er geradewegs aufs Ganze: „Was ist in Döberitz los?“

Die beiden Offiziere winden sich.

„Ist es richtig, daß das Lager abgesperrt ist, daß niemand ein noch aus darf? Daß die Bataillone feldmarschmäßig ausgerüstet sind? Daß sie scharfe Munition übernommen haben?“

Auch sie hätten von diesen Dingen gehört, aber sie wüßten tatsächlich nichts Bestimmtes.

„Dann werde ich selbst hinaus fahren.“

Die Offiziere zucken zusammen. Das wäre Wahnsinn. Vielleicht würde man Noske sogleich dort behalten.

„Gehen Sie doch hin...“, sagte er zu Trotha.

Der jagt im Wagen zum Lager. Dort ist alles schön still und friedlich. Trotha zurück: „Im Lager alles ruhig.“ Dann fügt er hinzu: „Noch alles ruhig.“

Um 22 Uhr kommt die Meldung: Die Brigade Ehrhardt ist auf dem Marsch nach Berlin.

Noske schickt ihm General von Oven entgegen. Der findet Ehrhardt noch im Lager: Ob er denn Reichswehr gegen Reichswehr führen wollte?

„Gewiß“, entgegnet der Kapitän. Dann aber macht er eine militärische Dummheit: Wird sentimental. Schreibt seine „Forderungen“, die des General von Lüttwitz, auf einen Zettel und stellt ein Ultimatum bis 7 Uhr früh. Das ist Unsinn, dadurch stiehlt er sich selbst die Nacht, den Moment der Überraschung.

Ein Uhr in der Nacht bei Noske. Der geht von einem der Generale zum andern. Ist trotzig und sagt: „Ich nehme kein Ultimatum an. Auf Meuterer schieße ich.“

General von Seeckt ist sehr laut: „Davon, daß Reichswehr gegen Reichswehr kämpfen soll, kann gar keine Rede sein. Wollen Sie Berlin das Schauspiel einer Schlacht vor dem Brandenburger Tor bieten? Also.“

„Sie wollen einfach nicht kämpfen, das ist es“, ruft ihm Noske zu. „Aber die Sicherheitspolizei wird kämpfen, wenn Sie es nicht tun.“

Seeckt ist sehr sachlich: „Ich habe Meldung, daß sich Teile der Sicherheitspolizei mit den Aufrührern bereits verständigt haben.“

Noske ballt die Fäuste: „Alle lassen mich im Stich. Sie haben mein Vertrauen mißbraucht. Mit Hilfe des Offizierskorps habe ich Deutschland aufzurichten wollen.“

Die Offiziere sind mit ihren Gedanken weit weg. Sie sind beim Schmachparagraphen, sind bei der widerspruchslosen Annahme des Friedensvertrages, sind bei den Achselstücken und dem Säbel außer Dienst: Sie haben das Vertrauen in diese Regierung längst schon verloren...

Um sieben Uhr rückt die Brigade Ehrhardt durch das Brandenburger Tor ein, die Sicherheitspolizei schließt sich an, **auf den Regierungsgebäuden geht – nach langer Zeit wieder – die alte Kriegsflagge hoch.**

Ebert und Noske verschwinden im Auto südwärts.

*

Maercker ist skeptisch: „Ich werde versuchen zu vermitteln, aber ich sehe die Lage nicht rosig.“

Noske aber fällt mit seiner ganzen Wut über das Offizierskorps her: „So sieht die Treue aus... übrigens kenne ich Dutzende Generale, die den Kampf gegen die Aufrührer gerne organisieren werden.“

Maercker lächelt ein wenig. Dann wird er doch nach Berlin geschickt und er erkennt augenblicklich die Trostlosigkeit der Lage der neuen Regierung. Ihre totale Unfähigkeit. Ihre Unkenntnis. Ihre laienhaften Versuche, des Generalstreiks Herr zu werden. Ein paar Tage gibt Maercker diesem ganzen Putsch.

In Dresden sitzt Noske, wütet, überschüttet das Offizierskorps mit seinen Vorwürfen. Der Putsch bröckelt ab – aber es ist nicht Noskes Verdienst. Von dem starken Mann war nichts mehr zu bemerken in diesen Tagen. Er hat nichts



Gustav Noske hinderte seine proletarische Herkunft nicht, sofort feudale Gewohnheiten anzunehmen.

getan, als die Quittung in Empfang genommen dafür, daß er das Offizierskorps für die mehrheitssozialistische Regierung verwandt hatte, ohne ernsthaft daran zu denken, den Offizieren ihre frühere ehrenhafte Stellung zurückzugeben.

Die Klagen über Vertrauensbruch klangen groteskt genug in Noskes Mund.

Seine militärische Rolle in Deutschland war zu Ende. Sie hätte einmal eine ganz andere sein

können, wenn sie von deutschem Geist, von deutschem Patriotismus durchdrungen gewesen wäre, wenn ihn der Glaube an Deutschland hochgetragen hätte, weit über alles parteipolitische Leben!

So war er geblieben, was er gewesen ist: Ein sozialdemokratischer Minister, für seine Partei brauchbar und verdienstvoll – mehr aber auch nicht!

Leider.

Kurt Eisner

1867 – 1919

Prinz Max von Baden an den Kaiser: „Auf dem Schlosse S. M. Schwieger-
sohn weht die rote Fahne... wann in München die Republik ausgerufen wird,
ist bloß die Frage von Tagen, vielleicht aber auch bloß von Stunden...“

So berichtet der Kanzler am 7. November 1918. Er war den ganzen Tag
über mit dem Hauptquartier verbunden, das Gespräch riß nicht ab, die Ereig-
nisse überstürzten sich. Es ist nicht genau festgestellt, wann während dieser
langen, ununterbrochenen, erregten Berichterstattung gerade diese Mitteilung
erfolgte.

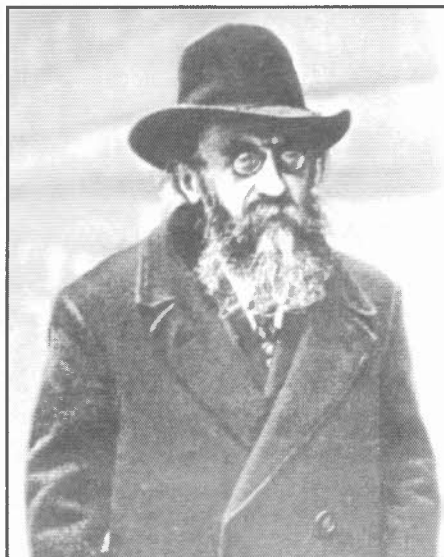
Einen Tag früher saß man im bayerischen Ministerrat beisammen, Sorgen
zogen wie Wolken über die Stirne, es schien doch nicht mehr alles in Ordnung
zu sein in München, man einigte sich, daß man „vor schweren Ereignissen“
stünde.

„Morgen will dieser Eisner einen Demonstrationszug durch München füh-
ren, ich fürchte, daß es zu Zusammenstößen kommen wird.“

Zusammenstöße: Die gab es doch nur zwischen diesen Irregeleiteten und
den Repräsentanten der Ordnung, also zwischen USPD und der Polizei, dem
Militär.

Dem Militär: Die Blicke konzentrierten sich beim Kriegsminister.

Von Hellingrath besann sich einen Augenblick, ehe er es aussprach: „Was
an guter Mannschaft da war, haben wir an die tschechische Grenze werfen
müssen... und nach Nordtirol!“



Kurt Eisner

dem Osten, er rollt noch das galizische R...“

„Und wie sieht es mit den Garnisons-
truppen aus?“

Der Minister ist nicht bedrückt, aber
auch nicht sehr hoffnungsvoll: „Eine
schwere Belastung möchte ich ver-
meiden...“

Man gab sich damit zufrieden.
Schließlich war eine Handvoll Solda-
ten doch einem Zug Arbeiter gewach-
sen, war die Regierung einem Gegner
wie Eisner gewachsen.

Eisner, Eisner, nicht alle Minister-
kollegen kannten diesen Mann. Es er-
hoben sich Fragen.

„Mein Gott, Eisner, einer dieser jüdi-
schen Kaffeehausliteraten. Wie eben
so ein Führer der USPD aussieht...“

„Er stammt, wie alle diese Leute, aus

„Daß in München die Republik ausgerufen wird, ist nur mehr eine Frage
von Tagen, vielleicht auch bloß von Stunden...“

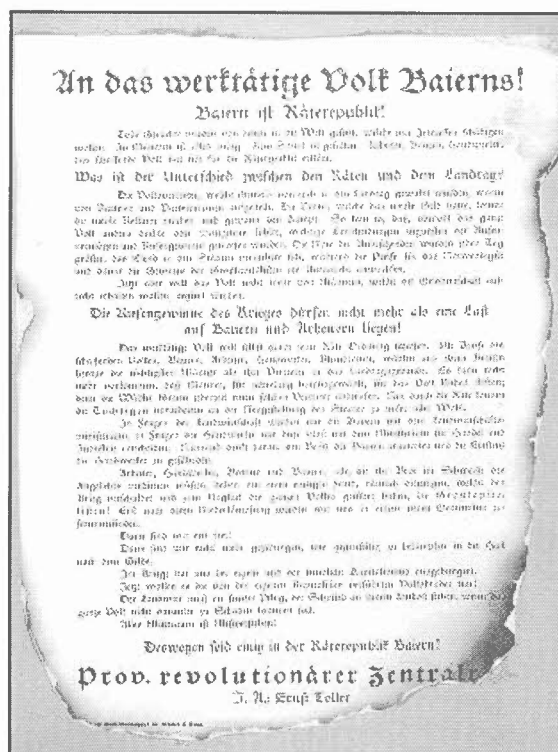
Es war gegen 19 Uhr. Die Spießer hockten hinter ihrem Mathäserbräu, das
auch nicht mehr zu trinken war in dieser elenden Zeit. Da brauste es an die
hohen Fenster.

Regen – oder Sturm?

Es war ein merkwürdiger Sturm, der um das Gemäuer fegte, der an den
Fenstern rüttelte und um die Tore strich. Bis er hineinfuhr zur offenen Tür,
mitten in den Saal, ihn füllte, daß er beinahe überquellte: An der Spitze er-
schienen ausladende Schankknechte und Arbeiter aus den Großbetrieben, un-
ter ihnen ein kleiner Jude mit krausem, ungepflegtem Haar, ungepflegtem Bart,
den schmierigen Schlapphut auf dem Kopf –ungewaschen!

Die Stammtischler sahen auf: Das war wohl dieser berühmte Eisner, wie?

Merkwürdig, wie leicht sich Revolution machen läßt, wenn bloß eine ein-
zige Masche locker ist in dem Netz von Disziplin und Ordnung. Im Netz Militär-
gewalt.



Niemand hinderte diese
Schlapphüte, diese Blau-
mützen in den Saal einzu-
dringen, das Podium zu
stürmen, den kleinen Mann
emporzuheben, und es ihn
sagen lassen, mit guttura-
lem, kaum verständlichen
Deutsch, mit schimmern-
den Augen, mit keuchender
Stimme sagen zu lassen:
„Der Münchner Arbeiter-
und Soldatenrat ist konsti-
tuiert...“

Ein einziges Maschinen-
gewehr, ein einziger Zug
„Franzer“ oder „Leiber“,
der Spuk wäre verscheucht
gewesen.

„Ich habe keine Truppen
mehr zur Verfügung, die
den Schießbefehl ausführen
würden“, spricht um diese

Zeit der bleiche Kriegsminister aus.

Um den kleinen Mann reckt sich Schwabing: Maler und Dichter, niemals
angekauft und niemals gedruckt, Nachtcafé-Weltverbesserer, jene Intellektu-
ellen, die in den ersten Morgenstunden dieses bißchen Erde in ihren Händen
umkneten wollen, es aber dann doch auf morgen verschieben und am Morgen

nicht dazu kommen, die Gesellschaftsordnung zu stürzen, weil sie dazu früher aufstehen müßten!

Diesmal stürzt die Welt zu einer annehmbaren Zeit, diesmal waren sie dabei, standen neben Soldaten in zerfetzten schmutzigen Mänteln, standen neben Deserteuren, standen neben Plünderern und Lumpen. Aus Verbrechen und geistiger Fahrigkeit, aus Habsucht und Faulheit, aus frech sich räkelndem Minderwertigkeitsgefühl, aus ungezügelter Idealismus und aus Rachsucht gegen die Welt, die den Schmutz bis heute verabscheut hatte, hebt Eisner das neue Bayern...

*

Merkwürdig, wie leicht sich eine Revolution machen läßt. Es gehört nicht mehr dazu, als daß ein Haufen von jugendlichen Arbeitern, vermischt mit Journalisten und Schriftstellern und solche die meinten, welche zu sein, sowie Kunststudenten und Berufsdieben vor die Residenz zieht. Jöhlt und lärmt und Steine wirft. Wer den ersten Stein wirft, ist ein Held, hat einen König gestürzt.

„Befehlen Majestät...“ schnaubt der Adjutant, sein Degen klirrt.

„Ich lasse die Wache antreten, die hat scharfe Munition übernommen.“

Der sympathische alte Herr winkt ab: „Ich will nicht auf meine Münchner schießen lassen.“

Da scheint es, als ob der junge Strolch, der den ersten Stein gegen das alte Haus Wittelsbach warf, wirklich Geschichte gemacht hätte...

*



König Ludwig III. von Bayern bei der Verleihung von Auszeichnungen in Frankreich.

Sie kennen ihn alle, den alten Herrn, alle Münchner kennen und verehren ihn. Ziehen den Hut, wenn er, immer ganz bescheiden und beinahe etwas verlegen durch den englischen Garten schreitet, als wäre er irgendein beliebter Universitätsprofessor oder ein großer Maler.

Er zog jedesmal den Hut, dankte für den Gruß. Machte eine Dame den tiefen Hofknicks, mitten auf der Straße, dann ging er ein wenig beschämt auf sie zu und hob sie auf.

Grüßte ein Offizier militärisch, lächelte er und winkte ab...

Er war doch bloß in seinem München ein wenig spazieren gegangen, dieser König, der zuerst Münchner und dann König sein wollte. Ihm gehörte das Schloß, ihm gehörten die herrlichen Sammlungen, ihm gehörte der englische Garten. Aber die gehörten doch auch jedem Münchner.

„Majestät, die Zeiten sind arg, es würde sich vielleicht doch empfehlen, eine Bedeckung...“

Das war doch Unsinn. Allein wollte er durch sein München gehen, es würde ihm schon nichts geschehen, nein, nein, mochte der politische Novemberwind auch ein wenig die Blätter rupfen und sie in die Isar werfen, dem König würde sicherlich niemand ein Haar krümmen...

*

„Die Menge stürmt das Schloß, Majestät!“

Der König glaubt es nicht, glaubt nicht, daß sie ihn holen könnten, gefangen setzen, man lebte nicht in den Tuileries und zudem schrieb man ein anderes Jahrhundert.

„Sie müssen fliehen, Majestät!“

„Ach nein! Weshalb denn?“

„Wir können die Verantwortung nicht mehr übernehmen, das Leben Seiner Majestät ist in höchster Gefahr... unten stehen schon die Wagen.“

Da endlich, sehr widerstrebend, bequemt sich der alte Herr die Treppen hinabzusteigen.

„Zum rückwärtigen Ausgang!“

Richtig, vorne jöhnte es und donnerte es. Komisch, was wohl in seine Münchner plötzlich gefahren sein mochte?

Irgendein Adjutant zetert im Telefon mit dem Kriegsminister.

Der sagt zum hundertsten Male: „Wie soll ich schießen lassen... meine Truppen sind mir durch die Finger geronnen... ich habe niemanden mehr.“

Da rasen schon die königlichen Wagen den Alpen zu.

*

Wie einfach es ist, Revolution zu machen. Man nimmt einen Haufen Arbeiter und zerlumpete Soldaten, Intellektuelle dazu, sofern sie nicht das Herz

im Hosenboden haben, und zieht vom Mathäser zum Landtagsgebäude. Das schläft noch den Schlaf des Gerechten, es ist ja Mitternacht.

Der Portier wird herausgetrommelt und ihm „historische Worte“ an den Kopf geworfen, die er nicht versteht. Etwa so: „Jetzt kommen die neuen Herren...“

In den menschen- und sinnleeren Sälen poltert Pathos, Eisner erklärt, sich der Notwendigkeit seiner Schmierheldenrolle wohl bewußt, in gutturalem Deutsch die Wittelsbacher für abgesetzt und Bayern als Republik.

„Die gegenwärtige Regierung existiert nicht mehr.“

*

Die „gegenwärtige Regierung“ beeilt sich, in der „neuen Regierung“ einen Sitzplatz zu bekommen. Auer tut dasselbe, was Ebert, was Noske getan haben: *Er beeilt sich, mit dabei zu sein, um das Feld nicht ganz der USPD zu überlassen, um auch der SPD ein warmes Plätzchen zu sichern.*

Auer ist schlau. Wird Innenminister. Innenminister heißt: Herrscher über Polizei und Militär.

Eisner ist friedlicher. Aber viel gefährlicher, weil er mit Illusionen arbeitet. Seit jeher sind Illusionen die schlimmste Nahrung für ein Volk.

Wie Frühlingswind säuselt es durch die Bäume der Isarlände: „Der wahre Völkerfriede ist angebrochen, Menschenwürde und Völkerglück...“

Aber es war nicht März und nicht Mai und der Föhn, der diese Worte trug, trug sie durch dürres Novemberlaub, das vom nahen Tode duftete...

*

Neue Zeiten, die neue Männer gebaren? *Darin lag alles Übel:* Daß diese neue Zeit nichts anderes war als *die alte, nur zur Unkenntlichkeit verlottert. Und daß sie keine neuen Männer gebar.*

Nur neue Namen!

Wären sie Lumpen gewesen, diese Eisner, diese Foerster, aber Lumpen von Format! Mit zupackender Hand. Von eiserner Frivolität. Von überdimensionaler Schurkerei: Sie hätten Bayern mehr gedient als diese Halbdiktatoren, diese Zweipfennig-Scaevolae, diese Männer, die keine waren, deren Frivolität am Boden lag, die sich ernst nahmen, ohne ernst zu sein, die tasteten, anstatt zu raffen, die säuselten, anstatt zu brüllen, die Lämpchen waren anstatt Lumpen. Und ihre Schurkerei hatte das Format eines mittelmäßigen Taschendiebes auf der Plattform der menschenüberfüllten Tram.

Lumpen von Format wären von Frankreich sofort verstanden worden. Diese Sprache war selbst den „Großen Vier“ nicht ganz unbekannt. Aber ein Professor Foerster, der zu Clemenceaus Stiefeln kriecht und um den Amerikaner Wilson schweifwedelt, der in Eisners Namen „den ersten großen Schritt zu einem offenen und vollständigen Eingeständnis der Kriegsschuld“ macht, solch

einer wurde von den Großen Vier, die menschlich gar nicht so groß waren, augenblicklich erkannt. Verachtet, belacht. Benützt – und schließlich weggeworfen.

Es war die scheußlichste Tat, deren ein Deutscher niemals, wohl aber ein im tiefsten Grunde doch immer nur deutschfeindlicher jüdischer Einwanderer aus Galizien fähig war – einer der keine Prinzipien, kein Nationalgefühl hatte: In allen Archiven schnüffeln zu lassen, um die *alleinige deutsche Schuld aufzustöbern.*

Sie war nicht leicht aufzustöbern, wahrhaftig nicht. Es mußten sich die Dilettanten, die jetzt in den Archiven kramten, ehrlich mühen, mußten ehrliche Sätze unter den Tisch fallen lassen, mußten für jeden gelernten Diplomaten schon durch den Stil lächerlich erscheinende Fälschungen und allerlei Ergänzungen erfinden, um ein Clemenceau gefälliges Aktenkonvolut zusammenzuscharren.

Der Historiker Friedrich Thimme schickt hierzu an die Deutsche Bergwerkszeitung in Essen einen Aufsatz mit dem Titel: „Ein neues Schuldlügendiktat“:

„... ich habe jedenfalls die Absicht, eine etwaige Auseinandersetzung mit aller Schärfe durchzuführen. Als leitender Herausgeber der großen Aktenpublikation des AA. (Auswärtiges Amt) verfüge ich immerhin über ein gewisses Ansehen im Ausland, so daß eine solche Auseinandersetzung nicht ohne Eindruck bleiben würde...“

„Im Namen der Zivilisation“, schrie dieser Foerster, rief Eisner.

„Nur so werden die Waffenstillstandsbedingungen von den Franzosen milder ausgelegt werden...“, tönte die Münchner Regierung. Sie hat sich bitter geirrt, wie sich Erzberger, der unentwegte Optimist, geirrt hat.

Dem Grafen Brockdorff-Rantzau aber höhnte Clemenceau entgegen: „Eine neutrale Kommission zur Festlegung der Schuldfrage? Die deutsche Schuld ist längst erwiesen und liegt klar zutage.“

Nicht einmal der Tiger war unsauber, war frivol genug, sich auf Eisner wörtlich zu berufen: Selbst ihn ekelte vor einem solchen „Deutschtum“.

Die Reichsregierung hat ihrerseits die Archive durchsiebt. Fachleute – ein Kautsky – wühlten für Monate in den Akten: Nichts fiel heraus, nichts, was die *alleinige Schuld Deutschlands* erwiesen hätte.

Zu spät: Deutschland hatte sich durch den bayrischen Ministerpräsidenten Eisner längst selbst besudelt, deklassiert, entehrt...

„Ich habe das größte Zutrauen zu Clemenceau, Lloyd George und Wilson“, ruft Eisner in einer Sitzung in der bayrischen Gesandtschaft in Berlin.

Glaubte er es selbst?

Wäre er ein Lump gewesen, er hätte die Franzosen, Briten, Amerikaner besser durchschaut, hätte sich in den Sattel geschwungen mit seiner Sippe. Aber er hätte Deutschland weniger geschadet.

Es war bloß ein Lämpchen...

Und dann schrieb ein Thomas Mann: „München, wie Bayern, regiert von jüdischen Literaten. Wie lange wird es sich das gefallen lassen?“

*

Deutschland ist rettungslos kompromittiert. Aber Eisner ist das zu wenig. Mit einem Sadismus, dessen Ursprung man ausschließlich nur noch in einem in seiner galizischen Herkunft tief verankerten Deutschenhaß suchen kann, berennt er die deutsche Reichseinheit. Rührt an dem Heiligsten.

Reichskonferenz der deutschen Ministerpräsidenten am 25. November 1918.

Das war nicht mehr wirkliches Leben, das war eine Farce. Da fühlte er sich mehr zu Hause als in der Welt. Da gab es wieder Tintenfässer auf den Tischen und grüne Decken und Klubmöbel und Wassergläser und Presseleute und Telefone und das Volk war weit und die *Wirklichkeit* war ebenso weit. Man konnte wieder schwafeln, es war wieder möglich, ein Held zu sein; auch wenn das Herz wie Espenlaub zitterte, man war wieder Scaevola und Caesar – für einen Raum, der sechs Meter in der Länge und vier in der Breite hatte, war man immerhin ein Held.

Wie er gegen die deutsche Reaktion in Berlin wettete! Gegen die Reichsregierung, die durch ein Direktorium zu ersetzen wäre. Wie er drohte, wie er seine Stimme schwang.

Sehr nüchtern, sehr sachlich, sehr ruhig saß Ebert da, saß ausladend in seinem Sessel, schickte scheele Blicke zu diesem „Münchner“, ließ ihn eine Weile toben, dann sprach er jedesmal ein paar Worte, Worte von erfrischender Sachlichkeit, daß die Nüchternheit in diesem Raum zerstäubte wie Chanel No. 5 und man für Augenblicke den Fäulnisgeruch der Eisnerschen Volksbeglückung nicht verspürte.

„Über das Reichsdirektorium, von dem Herr Eisner jetzt schon genug gesprochen hat, wird die verfassungsgebende Nationalversammlung entscheiden. Aber erst wird diese Nationalversammlung gewählt, dann alles Übrige, oder nicht, meine Herren?“

Da duckte sich unser Herr Eisner wieder, die Mauern des Zimmers traten zurück, er stand sozusagen wieder im Freien und fühlte sich einsam, auch wenn Foerster zu den Franzosen sprach, die ihn nicht anhörten, auch wenn er dem deutschen Volk predigte, das sich die Ohren zuhielt...

*

Es muß doch gelingen, die deutsche Einheit zu zerstören. Es muß Eisner doch gelingen, diesem verhaßten Deutschtum den Todesstoß zu geben. Und während der D-Zug nach Süden rast, durch die Nacht, die schwarzen Vorhänge vor die Fenster zieht, ballt sich seine Energie.

Dann hat er endlich die Form gefunden: Der bayrische Volksstaat bricht alle Beziehungen zum Auswärtigen Amt ab. Schafft sich selbst seine deutsche Außenpolitik. Wendet sich selbständig an die „größten Idealisten“, wie sie Eisner nennt: Clemenceau, Lloyd George, Wilson...

So sieht es nun wenigstens für einen Augenblick so aus, als ob die Reichseinheit schließlich doch erdolcht wäre. Clemenceau wird zufrieden sein.

Für einen Augenblick ist aus dem Lämpchen nun doch ein Lump geworden...

*

Dieser Auer ist nicht beschwehrt mit Weltverbesserungsplänen. Der will keinen „Staat in Schönheit“, pfeift auf Menschlichkeit, ist einfach gelernter Politiker, ist geriebener Gewerkschaftsmann, versteht seine Parteipolitik wie ein guter Schustermeister sein Handwerk versteht, läßt sich nicht imponieren von solchen himmelstürmenden Redensarten wie „Welt voller Blumen“, das ist für ihn alles Unsinn oder gemeinste Demagogie. Er versteht nichts von Dichtung und nichts von großen Phrasen, sie gehören seiner Ansicht nach auch gar nicht hierher, er steht mit beiden Beinen fest auf Münchner Boden und hat diesen Halbliteraten das eine voraus: Er hat gute Ohren.

Und er hört ins Bürgertum, hört auf die alten Arbeiter, die gesetzteren, nicht die jungen Bürschlein, die kaum ein Jahr hinter der Drehbank stehen. Hört in die Kneipen und hört in die Bierhäuser und erhascht auch manches, was aus den Fenstern der vornehmen Häuser fällt, die neben dem Hofbräuhaus stehen.

Und weiß, was die Bürger wollen. Und weiß, wonach sich die älteren Arbeiter sehnen, die, die in anständigen Wohnungen leben und ein anständiges Familienleben haben und wissen, was sie wollen: Ordnung wollen sie! Wollen sich nicht mehr manipulieren lassen von diesen Landfremden. Republik? Das ist wohl an der Zeit. Aber wie sah denn diese Republik aus? Was waren das für Wahnsinnsgebilde. Und dieses Schuhlecken bei den Franzosen? Pfui Teufel!

„Die ganze Stadt ist voll russischen Gesindels!“

„Wir Bayern sollen uns von Leviens und Axelrods regieren lassen, wie?“

„Macht ein Ende, Freunde, macht ein Ende. Ein paar Schüsse und alles ist vorüber...“

„Die Bürger müssen sich bewaffnen, vor den Flinten haben sie noch immer Respekt, diese »Volksverbesserer«.“

„Eine Bürgerwehr muß her!“

„Eine Bürgerwehr“, sagte Auer, der Innenminister. Wie sie ihm zuströmten, die alten Soldaten, die Offiziere.

Da gingen die Wellen mächtig hoch, spritzten bis zu den Kuppeln der Frauentürme: „Genosse Eisner... was haben Sie uns dazu zu sagen, daß der

*) Im sowjetischen Außenministeriumskommissariat waren alle 17 bolschewistischen Diplomaten Juden. Wir sehen hier Namen wie Margolin, Fritz, Joffe, Lewin, Axelrod, Beck, Beintler, Martins, Rosenfeld, Vorovskij, Voikoff, Malkin, Rako, Manuilskij, Atzbaum, nochmals Beck und Grundbaum. Auch in den anderen sowjetischen Abteilungen sah es nicht anders aus. Doch wir wollen es hiermit begnügen lassen. Übrigens – das ist historische Tatsache und nicht hinwegzuleugnen!

»revolutionäre« Innenminister eine Bürgerwehr aufgestellt hat, die der Reaktion dient?“

Eisner dreht sich, windet sich, streut sein kindliches Lächeln umher, als wäre er ein vielumworbenes Mädchen.

„Und Offiziere, alte kaiserliche Offiziere hat Auer in seine Bürgerwehr gesteckt.“

Eine slawische Stimme höhnt butterweich: „Wie das klingt... Bürgerwehr...“

Wie mit einer Pinzette nimmt der Russe seine Worte aus dem Mund.

Aber Eisner ist kein Mann, ist geschlagen mit Unfähigkeit und Feigheit, ist kein Lump, nur ein Lümpchen. Hört von Bürgerwehr und hört von Studenten und von ehemaligen Offizieren und von Strammheit und von Schießen und wagt nichts gegen diesen Auer.

„Jagen Sie diesen Schuft aus dem Kabinett!“ schreit es.

Eisner lächelt noch immer sein geronnenes Lächeln, hascht nach einer Phrase. Findet sie endlich: „Auch Minister haben ein Recht auf Dummheiten...“

Da sahen sich die Genossen an: Wie, war das alles, was Eisner zu sagen hatte? Nichts sonst? War das alle Energie, die er gegen die Reaktion aufbrachte? Man würde mit diesem Herren schon bald eine glatte Rechnung machen müssen!

„Bei den Wahlen werden wir abrechnen“, sagen auch die Bürgerlichen.

Sie fällt für Eisner katastrophal aus: Nur drei kleine Mandatlein bringt er nach Hause...

*

Die Studenten, die alten Soldaten, die Offiziere, sie drängen nach rechts. Für sie ist auch dieser Auer nicht der Richtige. Sie durchschauen sein Spiel. Er treibt es nicht anders als Noske in Berlin: Bedient sich der alten Soldaten, bedient sich der alten Offiziere, macht sich die Begeisterung der Studenten zunutze, um sie als Schützenkette vor die Arbeiter aufzustellen, daß sie nicht hinüberlaufen zu den Radikalen. Haben sie ihre Schuldigkeit getan, sind die Wahlen vorüber, möchte er sich dieser Bourgeois entledigen.

Oho! Wir durchschauen Sie, Herr Auer. Es gibt noch Leute in München, die Sie erkennen. Und wenn Sie vier Verhandlungen abhalten, Herr Auer, dann wird ein anderer zehn abhalten: Im Hofbräuhaus spricht heute *Hitler*!

Und dann auf dem Königsplatz! Dort ist es schwarz von Menschen. 80.000 Münchner, Herr Innenminister!

*

In den Studentenhäusern hockt man beisammen bei Bier und Politik bis die Köpfe rauchen.

„Eisner ist noch nicht zu Ende, die Revolution ist noch nicht zu Ende, sie beginnt erst.“

„Habt ihr seinen Aufruf gelesen? Der Arbeiter- und Soldatenrat ist jetzt mobilisiert.“

„Die zweite, die »große, richtige Revolution« soll beginnen. Eisner wird an ihrer Spitze marschieren. Mal sehen, was wird.“

Plötzlich – ein komisches Bild für ein Studentenhaus, in dessen Mauern der Mauerschwamm frißt vor lauter Bier – geht ein Engel durch das Zimmer. Totenstill ist es mit einem Male geworden, man hört die Asche der Zigarren knistern...

Da kommt aus einem Winkel eine junge Stimme: „Was Eisner betrifft, wird er nicht marschieren, darauf gebe ich euch mein Wort...“

Die anderen erschrecken, als hätte ein Geist gesprochen. Keiner hatte auf den schwächlichen, jungen Menschen geachtet, der sich in irgendeiner Ecke in einen Ohrensessel vergraben hatte.

„Du bist noch hier, Arco?“

Der junge Mensch steht auf, verneigt sich leicht. Es klingt etwas Unheimliches mit, wie er höhnisch sagt: „Jawohl, ich bin noch auf der Welt.“

*

Eisner drückt den Schlapphut auf seinen wirren Kopf. Seine Soldaten begleiten ihn zu der Nationalversammlung. Heute würde er abrechnen mit diesem widerlichen Auer. Die Soldaten, die ihn mit offenen Mänteln und schmutzigen Mützen begleiten, sie waren das Symbol. Gestützt auf die Arbeiter- und Soldatenräte marschierte die zweite, die „richtige“ Revolution ins Abgeordnetenhaus!

Eine kleine schwarze Frau trippelte neben Eisner einher. Seine Schwester. Langsam bewegt sich die Gruppe, kassiert die Grüße der daherstreichenden Soldaten ein.

Plötzlich springt ein junger Mann aus einem Haustor.

Eisner bemerkt es nicht. Die Soldaten haben doch noch längst vergessene Instinkte in den Knochen und greifen nach den Pistolen.

Schüsse peitschen. Eisner greift sich an die Brust und taumelt.

Da schlagen die Soldaten den jungen Menschen nieder...

Eine Stunde ist an dem Platz, an dem Graf Arco Valley Kurt Eisner erschossen hat, ein Geßlerhut gehißt: Bilder aus Zeitungen geschnitten und ärmlich zusammengeklebt: Eisner vor den Arbeitern, Eisner vor den Soldaten, Eisner im Ministerium...

Wehe dem Bourgeois, wehe dem Studenten, der nicht den Hut zog vor diesem armseligen Denkmal, vor dem Soldaten ihre Handgranaten spazieren führten.

Auer ist schnell und gelernter Mehrheitssozialist. Er weiß was er zu tun hat. Er weiß, daß er das Steuer scharf nach links werfen muß, will er die Massen – ewiger Sinn sozialdemokratischer Parteikunst – nicht an die USPD verlieren.

Im Landtagsgebäude erhebt sich seine Anklage: „Ruchloser Mord... (und ein sinnloser ebenso! Mord hat nichts mit Politik zu tun!) schändliches Verbrechen... die wiedergewonnene Ruhe Bayerns frevelhaft bedroht... Eisner dieser Idealist... eiserne Faust gegen diese reaktionäre Elemente, die zu früh Morgenluft gewittert haben.“

„Drängen Sie nicht so“, schimpft einer der Umstehenden. Zu dumm, wie sich dieser Schankbursche hinter ihm benahm.

Der Schankbursche Lindner warf dem Nörgler einen Blick ins Gesicht, daß dem anderen das Blut in den Adern gefriert. Und war schon vorne, drängte den nächsten weg, ebenso den dritten.

Dann lümmelt er sich auf die Balustrade, hört interessiert der Rede Auers zu. Seine Augen sind überall.

Plötzlich bildet sich der Nebenmann ein, daß dieser Flegel, der hier lümmelt, eine große Repetierpistole auflegt, als wollte er auf Auer schießen.

Da krachen schon die Schüsse.

Krachen von der Galerie, krachen weiß Gott wo überall im Saal.

Es gibt ein wüstes Chaos. Auer liegt auf dem Boden.

„Dort ist der Mörder, haltet ihn“, brüllt ein Major, schiebt sich durch die Masse.

Da kracht wieder ein Schuß. Der Major ist verschwunden und noch ein Abgeordneter fällt.

Über die Leiche Eisners hinweg, über den schwerverwundeten Auer hinweg erhebt sich eine scheußliche Fratze. Erhebt sich ein Gespenst über München, über Bayern, es ist ein grauenhaftes, asiatisches Gesicht, das eine Pickelhaube aus Stoff trägt und einen Sowjetstern drauf: Die Sowjetrepublik Bayern der Axelrode und Leviné und Levien.

Der galizische Intellektuelle Eisner hat ihr noch durch seinen Tod taugliche Schrittmacherdienste geleistet. Oder war sein Tod eventuell schon die Abrechnung, die ihm seine Genossen versprochen hatten? Wie man hört (und liest – siehe: *Sine Metu* in „Brandstifter“, Seite 146) soll Graf Arco mit dem jüdischen Bankier Oppenheimer verwandt sein. Das läßt diese Untat doch gleich in einem anderen Licht erscheinen!

Lesen wir noch einmal einen Text von Thomas Mann, den er am 13. Juni 1919 an Professor Paul Eltzbacher in Berlin über dessen Buch „Der Bolschewismus und die deutsche Zukunft“ geschrieben hatte:

„... die Lektüre hat mich außerordentlich bewegt und mir wieder viel zu denken gegeben. Vor wenigen Monaten, vor dem Münchner Räte-Experiment, das mir widerwärtig war und mich seelisch unbeschreiblich bedrückte, obgleich ich persönlich ganz ungeschoren blieb..., stand ich schon einmal genau auf Ihrem Standpunkt, obgleich ich ein geheimes Grausen vor der sogenannten Proletariatskultur nie überwinden konnte. In der letzten Zeit gewann ein gewisser – ich möchte sagen humanistischer Widerwille gegen das mongolenhaft-kulturrasierende, antihistorische, antieuropäische und krank-ekstatische (»expressionistische«) Wesen des Bolschewismus bei mir wieder die Ober-

hand, ich fühlte mich ihm gegenüber, obwohl ich von jeher zum Osten hielt, als West-Europäer, rechnete es den Entente-Machthabern als verbrecherische Verblendung an, daß sie Deutschland bei seinem landsknechtartigen Kampf gegen dies Wesen so schlecht unterstützen und äußerte mich, etwas leichtsinig, auch öffentlich in diesem Sinne...

Einen überaus glücklichen Eindruck machte auf mich die Schrift von Keyserling »Deutschlands wahre politische Mission«. Eine Ablehnung der parlamentarischen Demokratie ... für Deutschland und seine Ankündigung eines neuen »Obrigkeitsstaates« ... ist recht nach meinem Herzen. Und sofern der Bolschewismus antidemokratisch ... ist oder sein kann, bejahe ich ihn, – freilich ohne, in praxi, die »Diktatur der Bazi«, wie man hier sagte, zu bejahen, von deren erniedrigenden Unannehmlichkeiten sich niemand einen Begriff macht, der sie nicht erlebt hat...“

Ach, wäre dieser Eisner doch ein Lump – oder wenigstens ein Lämpchen gewesen. Deutschland wäre viel erspart geblieben.

Leider war er weder das eine noch das andere. Schade!

Ernst Toller

1893 – 1939

Das hatte Weygand den Deutschen in Compiègne zugerufen: „Aber meine Herren, was Sie da in Deutschland erleben, das ist ja gar keine Revolution!“

In gutturalem, verwaschenen Russendeutsch klang es in den Münchener Versammlungen: „Was da in Deutschland war und was ist, das ist doch keine Revolution?“

Und die vielen deutschen Revoluzzer, die sich nicht von Weygand bagatelisieren lassen wollten und nicht von ihren russischen Lehrmeistern verhöhnen, sie gingen in sich: „Was da in München los ist, nein, das ist wirklich keine Revolution, höchstens eine Revolution, gemildert durch bajuvarische Wesensart... man muß zupacken, man muß radikal eingreifen...“

Revolutionen kann man auf der Straße machen. Auf Barrikaden. In Kasernen oder auch in Parlamenten. In Kanzleien oder Königsschlössern, in Bauernhöfen und Militärkanzleien. Die übelste Sorte von Revolution ist aber zweifellos die, die in Kaffeehäusern gemacht wird.

Laßt einen Stammtisch flügge werden und aus der rauchigen Stube über deutsches Land segeln. Nehmt die ungedruckten Dichter beim Schopf, die nie ausgestellten Maler, setzt sie ins Leben, mitten hinein wie ein Kind in einen Storchteich, bringt die Theorie, die aus Kaffeetassen und Likörgläsern dampft, zu Papier, die Wirkung ist verheerend.

Macht diese Edelkommunisten in Smoking und Monokel, diese Kerle, die keinen geraden deutschen Satz mehr sprechen können vor lauter Schwierigkeit, Intellektualität, vor lauter Bildungsblähungen, macht sie zu Ministern – und die Welt wird zum Fastnachtsscherz.

„Ein ideales Gesellschaftsleben, in dem es keine Obrigkeit mehr gibt, keinen Zwang. Sicherlich, nur wer arbeitet bekommt Brot. Aber wir überlassen es jedem einzelnen, zu arbeiten, was er will...“ diese Thesen breitet Landauer vor der aufhorchenden Tischrunde aus.

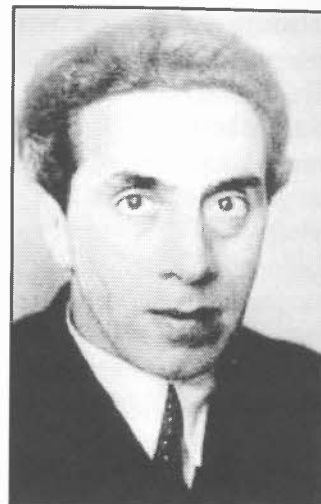
Dann trägt er den Satz sorgfältig verpackt wie eine seltene Blume in die Versammlung, nestelt an den Papieren, hebt behutsam seine Maxime aus dem Papier.

Und die Arbeiter starren diese Blume an. Gab es so etwas vielleicht wirklich? Gab es einen Idealstaat, in dem lauter ideale Menschen leben, die einander die Wünsche von den Augen ablesen? Vielleicht...

Das Kindliche in der Masse wurde erweckt.

„Idioten... was wißt ihr vom Leben? Es herrscht nur das eine auf dieser Welt: *Die Canaille!*“, zischen die Russen, die Levinés, die Axelrods, die Levien.

„Vorwärts, vorwärts, ihr Narren! Erst muß diese Pseudoräterepublik abgewirtschaftet haben, ehe wir drankommen mit Blut und Raub und Schändung und Gotteslästerei. Es wird ein Hexensabbat werden, wie ihn München noch nicht erlebt hat. Jede goldene Uhr gehört dir und jede feine Frau in feinen Pelzen kannst du dir holen und Geld drucken wir so viel du willst und den Offizieren snacke ins Gesicht, ehe du sie niederknallst... sie sind vogelfrei,



Ernst Toller

wie du frei bist! Das ist unsere Räterepublik, das ist das Deutschland, von dem wir träumen!“

„Eine Welt von Blumen muß die Welt werden, in der jeder seinen Strauß pflücken kann“, predigt ein anderer.

Wer ist dieser Träumer? Oder Oberschurke? Wer ist dieser politische Dilettant oder Priester eines neuen Hellenentums? Wer ist dieser Narr oder Dekadent? Dieser Mörike der Revolution, der Blumen streut auf die Kothaufen der Habsucht, Dummheit, Gemeinheit?

„Und wie denken Sie sich die Kunst, Toller?“

Da glüht ein Mensch: „Die Kunst ist unser kostbarstes Werkzeug, es wird das Leben des Proletariats durchdringen, die Theater werden für das Volk da sein und die Universitäten. Wir wol-

len niemanden hinabstoßen, aber jeden emporheben auf das Niveau deutscher Geistigkeit.“

Die Russenjuden lachen: Dieser Student Toller war ein kompletter Irrer. Oder war er ein noch größerer Schurke als sie selbst?

*

„Vorwärts, vorwärts! Erst muß die Pseudoräterepublik abgewirtschaftet haben, ehe wir mit unserer Garde die Münchener Straßen auskehren. Unserer Garde: Die Diebe und Mörder und Fälscher und Schänder! Das wird unsere deutsche Räterepublik...“

Aber es will nicht so richtig vom Fleck gehen. Noch immer ist dieser Hoffmann da, der Mehrheitssozialist, mit dem Auftrag, zu retten, was zu retten ist. Auch um den Preis eines nicht ernst gemeinten Radikalismus mit doppeltem Boden.

„In Europa (*die Russen selbst bezeichneten Rußland niemals als zu Europa gehörig. Mit Recht!*) liegen die Verhältnisse ganz anders. Ich glaube nicht, daß sich eine Räterepublik in Europa ausrufen ließe“, gestehen selbst die engagiertesten Edelkommunisten, klemmen das Monokel fester und tasten mit spitzen Fingern nach dem Smokingbinder, ob er auch gut gebunden ist...

*

Dann gab es doch eine Räterepublik in Europa. Mitten im Herzen der alten k. u. k. Monarchie. Es war eine echte Räterepublik und die Levien und Axelrode und Levinés hätten an ihr nichts auszusetzen gehabt.

Im Hotel Hungaria in Budapest residiert Bela Kun und in einem alten Palais seine Leninbuben.

Den Reichen werden die Proletarierfamilien ins Haus gesetzt, sie strecken sich in den Polstermöbeln und die Frau Rat kann scheuern und der alte Rat die Stiegen fegen. In dem Palais der Leninbuben liegen sie in seidenen Betten, die Deserteure der alten Armee mit den Straßendirnen, die ihre betrunkenen Galane am nachmittägigen Spaziergang auf die Bürgerfrauen hetzen.

Die Frauen werden kommuniziert, heißt das Schlagwort, von einem kranken Hirn erdacht. Schulen werden als Bordelle eingerichtet, die Bürgerfrauen werden „kommandiert“.

Man hat diese Maßnahme tausendfach abgeleugnet, tausendmal wurde sie wieder behauptet –und: sie stimmt tatsächlich!

Durch die Provinz geht der Tod. Er hat die Gestalt eines dekadenten jungen Burschen, heißt Samuely und seine soldatischen Begleiter sind Henker. Auf Lastwagen rast er mit ihnen durch Ungarn, trommelt die Dörfer, die kleinen Städte wach.

Bebend kommen die Bürgermeister und Ratsmitglieder ihnen entgegen.

Mitten auf dem Marktplatz dann ein rasches Gericht. Wehe, wenn irgend ein Landarbeiter eben entlassen worden war und die Gelegenheit nutzte, jetzt dem Gutsherrn den Strick zu drehen (*sehr wörtlich zu nehmen: zu drehen für den nächsten Baum*), wehe, wenn eine Dienstmagd vorher des Diebstahls überführt worden ist und mit Schimpf und Schande davongejagt wurde: Von der Gutmütigkeit der Domestiken hing das Wehe der Bourgeois, der Aristokraten jetzt ab.

Manchmal genügte es schon, daß diesem Samuely, diesem jungen, schmalen Juden, das eine oder das andere Gesicht nicht gefallen wollte, wenn er die Front der Bürger abschritt: „Der da... und dieser Kerl... und der... und der... gebt ihnen Schaufeln... die Kinder, die Weiber bleiben hier und sehen zu.“

Und sie sahen zu, wie sich der Vater, wie sich der Bruder das Grab schaukelten. Sie dann hinstellten vor dieses Grab. Und hineinfielen in die Grube, wenn die Kommunisten schossen und ihre Leiber zerfetzten (*doch darüber darf man in unserer heutigen Zeit nicht mehr schreiben – ich mache es trotzdem, ich habe keine Angst!*).

Was wurde lamentiert über den weißen Terror dieser Gömbös- und Osztenburg-Kommandos. Es war kein Wunder, daß den Bauernsöhnen die Wut das Hirn verbrannte nach solchen Samuelys. Es war kein Wunder, daß man die Kommunisten jagte wie räudige Hunde, bis sich Samuely, zu feige den Tod so zu erleiden, wie er ihn tausendfach anderen gegeben hatte, eine Kugel in den Kopf schoß.

*

Ja, die ungarische Sowjetherrschaft war russisch durch und durch und brauchte sich nicht zu schämen. Den Literaten und Halbliteraten und Journalisten und Malern in den politischen Debattierklubs in München schwoll der Mut: Rußland rückte näher. Es öffnet die Tore!

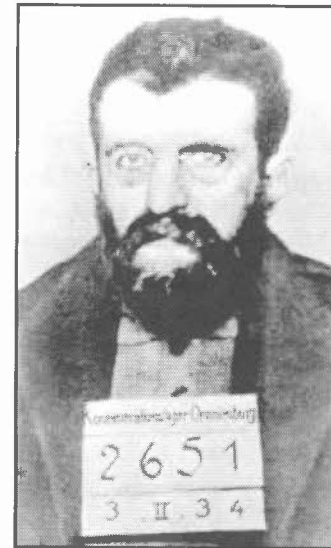
„Habt ihr gelesen, wie die rote ungarische Armee die Tschechen vor sich her trieb? Wie?“

Kaschau genommen! Den Tschechen abgenommen. Das tschechische Oberkommando war mitsamt den französischen Generalstabsoffizieren per Flugzeug abgehauen! Es dämmt, es dämmt!

Es dämmt draußen auf den Münchener Straßen, der Tag rieselt durch die Vorhänge der Nachtlokale. „Wir müssen handeln!“

Aber als die Sonne höher stieg und die Dinge in ihr Licht stellte, daß es nichts Unklares mehr gab um sie, da blieb es zwar noch weiter bei dem Mut der Edelkommunisten, aber es war kein großer Mut mehr, nur ein kleiner, er langte nicht für München, er langte bloß für Augsburg. Erst einmal wollte man's in der Provinz versuchen, da war nicht viel riskiert.

Lastwagen her. Man fuhr in den Morgen, man fuhr in die Geschichte, man fuhr nach Augsburg. Dort wird von Toller, wird von Mühsam, wird von Landauer die bayerische Räterepublik ausgerufen...



Erich Mühsam

*

Dann horchten sie auf in München. Wie schlug die Meldung ein? Wie verhielt sich die Arbeiterschaft? Was taten die Russen? Warfen sie sich nicht augenblicklich auf das Land, um keinen Bissen Toller und Genossen zu überlassen?

Die Arbeiter ließen die Augsburger wissen, daß sie die drei Apostel noch heute erwarteten zur Ausrufung des Sowjet in München.

Die Russen schwiegen. Warteten. Lächelten.

Auch die Bourgeoisie wartete. Erwartete das Schlimmste, war ganz und gar eingesponnen in Resignation.

Bloß in der Kaserne des zweiten Infanterieregiments geschah etwas Merkwürdiges. Während man die Soldaten „belehrte“, in welcher neuen Zeit man getreten sei, und wie man jetzt den „reaktionären Boden“ vernichten würde, riß sich ein Soldat hoch, sprang neben den „Instruktor“ und schrie: „Lüge, infame Lüge... ihr wollt Deutschland vernichten, nichts sonst, ihr Verräter!“

Dann war er draußen. Ehe man zu sich gekommen war und verfügte, was man auf der Stelle hätte verfügen müssen: Die Verhaftung dieses Schädlings.

Der Schädling hieß Adolf Hitler!

*

Der Volksbeauftragte für das Auswärtige, ein Doktor Lipp, funkt seinen ersten Funkspruch nach Moskau.

Er lautet: „Proletariat Oberbayerns glücklich vereint. Sozialisten plus Unabhängige plus Kommunisten fest als Hammer zusammengeschlossen, mit Bauernbund einig. Klerikal uns wohlgesinnt (!). Liberales Bürgertum als Preußens Agent völlig entwaffnet. Bamberg Sitz des Flüchtlings Hoffmann. Die preußische Politik geht dahin, uns vom Norden, Berlin, Leipzig, Nürnberg abzuschneiden, auch von Frankfurt und dem Essener Kohlrevier, und uns gleichzeitig bei der Entente als Bluthunde und Plünderer zu verdächtigen. Dabei triefen die haarigen Gorillahände Gustav Noskes von Blut. Wir erhalten Kohlen und Lebensmittel in reichlichen Mengen aus Italien und der Schweiz...“

Dieser Funkspruch klang nüchterner, als er es beabsichtigte. Nüchterner als die Aufrufe Tollers, der sich auf die kulturelle Domäne warf. Das Schulwesen... auf das Theater natürlich. Das Theater war ja immer seine Schwäche gewesen.

*

„Toller, Toller“, fragten die Studenten einander, „sagtest du nicht, du weißt wer das ist?“

Nachdenklichkeit zog auf, bedächtig tropften die Worte: „Toller?! Das ist nicht der Schlimmste. Er steht durch seine Geburt in Opposition. Wäre sicherlich, hätte ihn ein Geheimrat und ein alter Korpsstudent gezeugt, Fliegeroffizier gewesen und heute im Norden bei General Epp, der sein bayerisches Freikorps aufstellt.“

Salonkommunist. Mit sauberem Kragen und wahrscheinlich sogar sauberen Absichten. Und mit jenem unzugegebenen Zwiespalt im Herzen, der so viele junge deutsche Juden zerfrißt. Sucht den Internationalismus, den Kommunismus, weil er sich aus dem deutschen Nationalismus ausgestoßen fühlt... aber irgendwo ist die Rechnung doch falsch. Irgendwo brennt die Liebe zu deutschem Boden, zur deutschen Sprache. Aber diese Liebe ist nicht zu formen, nicht auszuwerten. Sie regiert anstatt zu bejahen. Zersetzt anstatt zu bauen... der alte Fluch!

„Hältst du ihn für talentiert?“

„Zweifellos... man hat Eisner einen Literaten genannt. Was hat er produziert? Journalistereien. Halbheiten also, wie er sie als Politiker hervorbrachte. Der Wunsch zu schaffen überstieg wie ein Mont Blanc das Können. Eisner war Nichtskönner, wie es Landauer ist, Mühsam... Toller ist es nicht!“

„Das Theater dem Volke“, kündigt Toller, während sie nicht eintreffen, die Kohlentransporte, von denen Lipp sprach, wo es an Milch fehlt, an Bier – in München an Bier! – an Fleisch... an Geld!

„Die Reform des Theaters... das proletarische Theater...“ Was waren das für Probleme! Gebt uns Kohle und Essen!

„Die Bücher für Geschichtsunterricht sind durchwegs Fälschungen, von den Dynastien zur Festigung ihres Regimes erfunden... sind scheußlicher Trug“. Was für Sorgen, wenn im Norden Hoffmann seine Garden aufstellt.

Während Lipp, der Volkskommissar für das Auswärtige, Immanuel Kant bemüht, „Vom ewigen Frieden“ 1795, Thesen 2 bis 5, lehnt Hoffmann die festen Noskegarden ab und läßt vom Kriegsminister Schneppenhorst und Major Paulus seine eigenen Wehren aufstellen.

*

„Wann soll es losgehen?“

Man blickt sich um, flüstert: „Am 11. April.“

Angesagte Putsche finden nicht statt. Oder sie mißlingen. In diesem Falle mißlang der Putsch der Hoffmannregierung, ausgeführt, jammervoll ausgeführt von der Münchner „Republikanischen Schutztruppe“.

Für den Zuschauer war München damals ein Tollhaus. Die ersten Nachrichten fliegen durch die Gassen: Die Räteregierung gestürzt!

Man jubelte, unterdrückte den Jubelschrei. Er wurde zur schüchternen Frage: „Von wem?“

„Der Schutzbund hat alle Gebäude besetzt.“

„Nicht wahr, längst nicht mehr wahr“, wußte schon ein anderer. „Die Garnisonstruppen kämpfen auf Seite der Sowjet, die haben das Landtagsgebäude besetzt.“

„Die Garnisonstruppen sind auf Seite Hoffmanns!“ Auch das ist wahr. Sie sind gespalten, die einen kämpfen da, die anderen dort. Vor einer Stunde war es so, jetzt ist es anders, in einer halben Stunde wird es wieder anders sein.

„Dr. Lipp gefangen und nach Bamberg abtransportiert!“ Also doch ein Sieg der Hoffmannschen?

Plötzlich Klarheit: „Mühsam verhaftet... und Wadler...!“

Das war das Ende der Sowjet. „Hat man Toller?“

„Toller noch nicht!“

„Eine Räteregierung hat sich konstituiert!“ Die alte? Eine neue? Man kennt sich nicht aus. Dann ist es doch eine neue. Sie hat Plakate ankleben lassen. Aber auch Hoffmann läßt Plakate kleben. Friedlich kleben Plakatmänner nebeneinander.

Dann panischer, lähmender Schrecken: Der Schutzbund ist fort!

Die Russen Axelrod, Leviné, Levien haben sich schon soweit akklimatisiert, daß sie im Hofbräuhaus eine Sitzung der Betriebsräte abhalten und die „wirkliche Räterepublik“ ausrufen. Einen Aktionsausschuß ernennen, dessen Haupt Leviné ist.

Toller ist auch hier. Ist mit einem Mal – eine der Vielseitigkeiten dieses merkwürdigen Idealisten – sehr betriebsam dabei, läßt sich nicht mir-nichts-dir-nichts verdrängen.

Die Politik machen die Russenjuden. Aber für militärische Aktionen haben sie nichts übrig. Mit den Hoffmannstruppen soll Toller raufen. Ihm zur Seite steht der „Oberkommandierende“, der Matrose Eglhofer. Ein rüder Kerl, wegen und gemein. Er ist nicht erbaut über diesen intellektuellen Befehls-

haber des Abschnitts N (Nord). Was verstand der Junge schon vom Kriegführen, schimpfte er. Er verstand ja selbst noch weniger.

*

Toller ist regsam. Aber die Regsamkeit findet keine andere Form als bei anderen Armeekommandanten vorher und nachher.

„Rote Armee, Abschnittskommando Dachau.“ „Rote Armee, Generalquartiermeister.“ „Rote Armee, Das Oberkommando...“, die Druckereien arbeiten mit Nachtschicht für die vielen Handzettel und Anschläge. Und verdienen endlich einmal wieder etwas.

Zwanzigtausend Rotarmisten lungern in den Münchener Kasernen, mit ihnen ist nicht viel anzufangen, sie liegen auf den Matrasen, balgen sich mit Weibern, die in den Kasernen ein und aus gehen. Aber ein paar tausend fanatisierte Burschen sammelt Toller doch um sich. Zieht mit ihnen hinaus nach Dachau.

Ein Panzerzug ist da, dort bezieht Toller sein Quartier.

Es ist keine Armee, und das Soldatenspielen ist kläglich. Toller ahnt etwas von Aufklärung und Sicherung und von Aufmarsch. Aber mit dem Nachschub weiß er sich schon keinen Rat mehr.

Indes residiert unser „Feldherr“ Rudi Eglhofer im Kriegsministerium bei Sekt und Weibern. Manchesmal geht das Geld aus, da wird eine Bank „verstaatlicht“, die Banknoten aus den Tresoren verteilt. Dienst gibt es wenig. Aber der ist einträglich. Bewaffnete Horden durchstöbern die Villen der Bourgeois, nehmen mit, was mitzunehmen ist, schleppen die Villenbesitzer als Geiseln fort.

Schleppen sie ins Luitpoldgymnasium. Dort unten in den Kellern, wo früher, als es noch Kohle gab, diese Kohle lag, sind Gefängnisse improvisiert.

Der Kommandeur des Gymnasiums ist ein kleiner säbelbeiniger Sachse. Er flucht und poltert durch das Haus. Teilt Fußtritte aus und bespuckt die Geiseln. Versetzt ihnen Faustschläge ins Gesicht.

Heute strahlt er: „Wir haben was Feines jetzt“, grinst er und kneift ein Auge zu. „Eine Gräfin... werde mich höchstpersönlich um das Wohl dieser Dame kümmern...“

Und er pufft den Posten in die Seite.

*

„Proletarische Disziplin!“ mahnt, flucht, bittet Toller.

Aber seine Rotarmisten wollen es nicht einsehen, daß man unter dem Sowjetstern ebenso parieren soll wie unter dem bayerischen Löwen.

Die Hoffmannstruppen sind guten Mutes: „Diese Horde von Meuterern unter dem Kommando eines Narren?“

Bei Dachau kommt es zur Schlacht.

Eigentlich ist es gar keine Schlacht, sondern nur ein Gefecht. Eigentlich ist es auch gar kein Gefecht, sondern bloß eine Beschießung der Stellungen der Republikaner.

Aber unter dem Winseln der Granaten zeigt es sich plötzlich, daß die Moral der „Republikaner“ nicht besser, vielmehr schlechter ist als die der Leute Tollers. Die „Front“ bröckelt ab.

Kriegsminister Eglhofer ist da: „Wir legen dieses Nest Dachau in Asche“, befiehlt er.

„Hier geschieht, was ich befehle“, schießt Toller hoch. „Ich lasse nicht auf eine offene Stadt schießen!“

„Sie werden tun, was ich anordne!“

„Ich werde einen Dreck tun, Sie...“

Eglhofer kocht. Dieses Bürschlein, dieses Studentlein? Das ist doch gar kein Proletarier. Das ist ein Intellektuellenfatzke, nichts sonst. Mit solchen Leuten wird er noch zweimal fertig.

„Wenn Sie nicht...“

Aber vor dem Blick des jungen Mannes kriecht er plötzlich zusammen. Die Feigheit packt ihn am Genick. Die Entschlossenheit dieses Juden, der plötzlich aufmuckt, ist ihm unbehaglich. Er verschwindet.

*

„Tust du noch lange mit?“, ruft ein Schütze dem anderen zu.

Der andere zerbeißt einen Fluch in den Zähnen: „Dort drüben ist mein Dorf.“ Und dann trollen sich beide davon.

So kam es, daß die Rotarmisten, die aller Voraussicht nach einige Stunden später ebenso davongeschlichen wären, wenn die beiderseitige Beschießung angehalten hätte, einen „glänzenden Sieg“ errangen.

Zurück nach München. Mit Kanonen und ein paar gefangenen Offizieren und einigen hundert Mann. Toller war der Sieger von Dachau!

Mit scheelen Blicken empfangen die Russen den Sieger: Diesem deutschen Ideologen war nicht zu trauen.

„Was soll das heißen, daß man die Banken plündert, das Geld unter die Adjutanten und Schreibkräfte verteilt“, pfeift Toller die Russen an.

Die lachen ihm ins Gesicht: „Ein feiner Kommunist, der schon über einen kleinen, durchaus in unserer Linie gelegenen Bankraub außer Rand und Band gerät.“

Die Russen werfen einander lange Blicke zu: Im Norden stampften die Noskeformationen heran. Die Zeitfreiwilligen, die Reaktionäre, die Weißen!

Dort möge Toller sein Mütchen kühlen. Und möglichst krepieren, wünschten ihm die Russen noch zusätzlich.

„Wenn so weitergewirtschaft wird, lege ich mein Kommando nieder!“

„Was weiter“, höhnt der Herr Eglhofer.

Da stürzt sich Toller auf ihn: „Sie sind vollkommen unfähig!“

Und zu den Russen: „Was haben Sie aus Bayern gemacht. Keine Kohlen, keine Lebensmittel, kein Geld... verhandeln Sie augenblicklich mit Hoffmann in Bamberg!“

Jetzt hat Leviné genug: „Sie grüner junger Furz...“

Manner, der Volkskommissar für Finanzen (ein blutjunger Bankbeamter) kommt Toller zu Hilfe: „Wollen Sie mir nicht sagen, wo ich morgen das Geld hernehmen soll?“

Leviné grinst: „Es gibt noch genug Banken. Dann nehmen Sie doch den Betrieben, nehmen Sie den Kaufleuten die Tageseinnahmen weg! Das ist doch ganz einfach!“

Toller: „Diese Russen zerstören sinnlos, planlos, frevelhaft. An die Stelle des Alten setzen sie das absolute Nichts.“

Axelrod belehrt: „Jawohl, Genossen, jawohl, erst muß alles gleichgemacht sein dem Erdboden, dann, dann erst werden wir mit unserer Arbeit beginnen... Genosse... Toller...“

„Sie gehören vor ein Tribunal“, schreit Toller in höchster Wut.

Da erhebt sich Leviné, beugt sich ein wenig vor: „Ich beantrage die sofortige Erschießung Tollers!“

Es ist ein sinnloses Schreien, ein Wüten aller gegen alle.

Endlich ebbt der Lärm ab. Da fliegen die Blicke der Russen blitzschnell von Gesicht zu Gesicht. Die Betriebsräte sind merkwürdig stumm. *Lassen Toller weitersprechen?*

Da erkennen sie: Sie sind geschlagen. Dieser Toller ist stärker.

„Wir sind Bayern, wir brauchen keine Russen!“, ruft Toller. Die Betriebsräte nicken dazu?

„Wir werden dir deine Suppe versalzen“, drohen sie, „wir werden die Straße bewaffnen gegen dich, du Hund!“

Sie plakatieren und berufen Versammlungen ein. Das Pack hört und möchte plündern und wieder eine fette Bourgeoisvilla aufbrechen. Aber kämpfen und schießen und sterben? Nein, nein! Natürlich nicht.

Toller ist stärker.

*

Ein Vormarsch in Eisenbahnzügen. Alle verfügbaren Linien für die Nosketruppen. Straffes Militär mit Artillerie, mit Minenwerfern, *damals noch* mit Tanks, Flugzeugen. Mit Reitern.

Näher, näher Noske. Den Volkskommissaren vergeht das Lachen.

„Ich werde es ihnen heimzahlen“, schwört Eglhofer. Stellt ein paar Reiter, die sich zu weit vorgewagt hatten, an die Wand.

„Mörder“, brüllt ihn Toller an. Der andere zuckt die Achseln.

Im Luitpoldgymnasium flüstern die Posten.

„Ist's wahr, daß der Sachse...?“

„Pst... wenn der Lump dich hört...“

Da erbleichen die beiden. Der Sachse streicht umher, wittert irgend was. „Na“, stößt er den einen an, daß der taumelt. Dann klettert er die Stiege hinab zum Keller.

„Um Christi willen“, fleht die Gräfin.

Dann kommt der Tag und es zittern die Fenster. Was das wohl sein mag?

Die Rotarmisten wissen es. Die alten Frontsoldaten in den Häusern wissen es: *Das sind Noskekanonen!*

Dann bricht auch dieser Morgen an, da man die Gefangenen an die Luft läßt. „Antreten“, herrscht der Sachse im Hof.

Nun, endlich würde man sie freilassen.

Aber sie warten und warten. Dann marschiert ein Zug Soldaten in den Hof. Mit weiten Augen, in denen das Entsetzen flackert, starren die Geiseln auf das Geschehen.

„Wenn ihr noch jemand schreiben wollt, tut es rasch“, sagte der Sachse.

Da schreit die Gräfin auf.

Der Sachse sieht lachend zu. Die Arme, geschüttelt von Weinkrämpfen, kritzelt auf dem Rücken eines ihrer Mörder einen Zettel voll.

Dann lacht ihr der Sachse ins Gesicht.

Dann rollt die Salve und eine Reihe Menschenbündel liegen auf der Erde.

Der Sachse geht zur Leiche der Gräfin, stößt sie mit dem Fuß an und sagt ein gemeines Wort.

„Mensch, das ist Leichenschändung“, schreit ein Rotarmist.

Der Sachse fährt herum: „Willst wohl ooch daliegen? Du...?“ Und tritt ihn in den Bauch.

*

„Ich lasse hundert Geiseln erschießen“, schäumt Eglhofer.

„Sie gemeines Tier“, brüllt Toller, nimmt das erste Tintenfaß, läßt es auf die Erde klatschen, tritt mit erhobener Reitgerte auf Eglhofer zu, speit ihm ins Gesicht. Dann ist er draußen.

Er stürzt ins Luitpoldgymnasium. Ins Wachzimmer: „Augenblicklich die Keller öffnen lassen!“

„Befehl vom Volkskommissar“, stellt sich ihm der Kommandant entgegen. Aber da erkennt der Sachse etwas im Blick Tollers und gibt Befehl, die letzten Geiseln freizulassen.

Toller rennt nun auf den Hof und sieht entsetzt die vielen Leichen vor ihm liegen. Er schüttelt sich, gebärdet sich wie wahnsinnig und ist kurz darauf verschwunden.

Wie längst vorher die Russen verschwunden waren: Axelrod, Leviné, Levién. Der erste und der letzte waren nach Österreich geflohen. Die rote Wiener Gemeinde nahm sie freundlich auf.

Leviné packten die Weißen. Stellten ihn an die Wand. Eglhofer zogen sie aus dem Auto und trampelten ihn tot.

Sie verhafteten schließlich auch Tollers. Er wurde zu einer Freiheitsstrafe verurteilt.

*

Das spricht für Toller: Daß man von den anderen nie mehr etwas hörte. Daß sie, diese Helden des Irrsinns, des Frevels, verschwanden, verschluckt vom Vergessen. Von Toller hört man noch ab und zu. Er ist kein Literatchen. Er ist ein Literat!

Seine Stücke vermögen sich niemals freizumachen von dem Erlebnis seiner Rätezeit. In vielen deutschen Ländern verbot man die öffentlichen Aufführungen seiner Dramen. Sie seien tendenziös, kommunistisch.

Sie werden der Arbeiterschaft von den Gewerkschaften als kommunistisch vorgesetzt. Aber wenn man sie bei Licht betrachtet, daß man jede Faser erkennt, scheinen sie merkwürdig klar und milde. Scheinen sie voll von Resignation: Ich habe sie kennengelernt... die Revolution, den Sowjetstaat. Die „Masse Mensch“. Die Träumer und die Wirklichkeit... das Leben!

Es ist gefährlich, denkenden Arbeitern die Tollerstücke vorzusetzen.

Sie könnten zu einer Erkenntnis gelangen, die nicht ganz im Sinne der alleinseligmachenden Gewerkschaften gelegen wäre.

Nehmt Alles nur in Allem: Ein Talent, das bedauerlicherweise erst auf dem Umwege über die Politik auf das richtige Geleise geriet: Das Theater.

Einer jener bodenlos Leichtsinnigen, die ihre Kaffeehaus-Schachpartie voller Theorie und voller Probleme mit lebendigen Menschen, mit lebendigem Schicksal spielen.

Am Ende wird der Volkskommissar Toller bloß ein Jugendstreich des Bourgeois Toller sein.

Dieser Satz Tollers hat auch für unsere heutige Zeit Gültigkeit:

„Ich glaube, daß die herrschenden Köpfe Deutschlands nichts mit seiner Zukunft gemein haben, daß ihr Pathos einer Zeit angehört, die schon heute Vergangenheit ist!“

Karl Liebknecht

1871 – 1919

Rosa Luxemburg

1870 – 1919

Am 2. November 1918 tagt das erste deutsche revolutionäre Komitee. Liebknecht ist da, auch Barth, Richard Müller, Haase, Dittmann, Lebedour. Barth, dessen Biertisch so groß ist wie ganz Deutschland, hält seine Rede. Spricht zum erstenmal den verhängnisvollen Irrtum aus, den nach ihm auch Erzberger ausgesprochen hat. Er sagt: „Wenn wir den Frieden bringen, haben wir die Sympathien der Ententeländer im Sturm erobert!“

Dann spricht er von einem anderen Sturm: Von der Absetzung des Kaisers, von der Abschaffung der Monarchie... ballt schließlich alle seine Kraft in dem Schrei zusammen: „Heute ist der 2., am 4. werden wir marschieren!“

Barth wartet noch, wartet auf das Tosen des Beifalls, will diesen Beifall mit vollen Lungen einsaugen wie Ozon!

Aber der bleibt aus. Die Revolutionäre Deutschlands verhalten sich still. Sie raunen einander zu und schicken unsichere Blicke zu Barth.

Und schließlich erhebt sich Liebknecht. Der Abgott der Straße, ein Mann, der gestern noch im Zuchthaus saß.



Karl Liebknecht

Erhebt sich und erfaßt unbeabsichtigt alles, was die deutsche Revolution bisher geleistet hatte, in ein paar klaren Sätzen.

„Unsinn, diese Verschwörungen, diese Putsche. Was wir brauchen ist etwas ganz Anderes. Was wir brauchen ist – ich wiederhole es immer wieder – eine »Revolutionsgymnastik«. Sind Demonstrationen und wieder Demonstrationen, sind Sabotageakte auf jedem Schiff, auf jedem Bahnhof, in jeder Fabrik... was wir brauchen ist der *Generalstreik*. Nicht bloß der Arbeiter, sondern der *Generalstreik der Soldaten und Matrosen!*“

Und nun schießt aus diesem Feuerherd die Stichflamme, daß sie die Versammlung zu versengen droht: „Man muß es den Soldaten zuschreiben: Verweigert den Gehorsam, lacht euren Offizieren und

Unteroffizieren ins Gesicht. Ihr habt die Waffen, kehrt sie gegen eure Peiniger. Das ist die Revolution, die wir brauchen, nicht Putsche. Nicht Verschwörungen!“

Und jetzt klatscht der Beifall in schweren Gewittertropfen. Aber die Revolution, sie ist damit doch abgesagt?

Es geschieht, was Liebknecht verlangt. Am 2. sammeln sich die Mannschaften des berüchtigten, seit Schilligs-Reede berüchtigten dritten Geschwaders vor dem Gewerkschaftshaus in Kiel.

Dann folgt jener Sonntagmorgen, an dem vor dem Kaiserkafee Leutnant Steinhäuser die erste Salve gegen die Matrosen kommandiert.

Es folgt Souchons Paktieren mit den Meuterern.

Es sinken auf dem „König“ die pflichtgetreuen Offiziere nieder, von ihren eigenen Matrosen niedergeknallt! Und über die Leichen hinweg steigt die rote Piratenflagge hoch.

Alles geschieht, wie sich's Liebknecht, der Feuergeist gewünscht hat: *Die deutsche Revolution war richtig und tatkräftig vorbereitet worden. Das Heer unterminiert, die Flotte. Alles war soweit. Aber die Revolution brach niemals aus. Die Revolution brach nicht, elementar wie eine Sturmflut die Deiche bricht, in das Haus der deutschen Monarchie ein, sie floß nur sehr zaghaft und langsam in ein schon bestehendes, durch die Abdankungserklärung geschaffenes, Vakuum.*

Denn als alle Vorbereitungen für die Revolution geschaffen waren, als alles bereit stand und offen für den Anmarsch der Revolution, war niemand hilfloser, als die deutschen Revolutionäre selbst.

*

Durch das aufgewühlte, menschenwimmelnde Berlin schiebt sich ein kleines Fahrzeug, daraus ein Mensch die Arme reckt: Liebknecht. Die Masse wird rasend und hebt den Mann auf die Schultern. Er muß sprechen, und er spricht. Er saugt jeden Ruf gierig ein, *er ist wahrhaftig glücklich* an diesem Tage, da ein Prinz, nicht ein Arbeiterführer, die Abdankungserklärung seines Kaisers und Königs proklamieren zu dürfen – zu müssen glaubt.

Wie hat sich dieser Mann, hat sich Liebknecht, der reine Tor, auf diesen Tag sein ganzes Leben lang gefreut! Wie schön erschien ihm die Stadt, die im Fiebern glühte, wie herrlich der diesige Novembertag!

„Liebknecht!“ brüllt die Straße. Die Straße, die ihm gehört, ihm ganz allein.

In dieser Trunkenheit erfaßt er die Nachricht nicht ganz: *Daß ihm die geschäftstüchtigeren Sozialdemokraten zuvorgekommen waren und das Reichskanzlerpalais besetzt hatten!*

„Immer schön langsam, sie werden nicht ohne uns regieren können“, beschwichtigt ihn eine Frau, die in diesem Sturm merkwürdig kalt und still geworden ist: Rosa Luxemburg.

Dieser Ebert wollte Reichskanzler spielen, oder? Nun, es würde in ein paar Stunden keinen Reichskanzler mehr geben und auch keine Minister. Dieses lächerliche Spiel würde bald ausgespielt sein.

Und in die Versammlung, in der Ebert mit seinen jovialsten Registern mit den Unabhängigen über eine „Regierungsmehrheit“ verhandelte, platzte Liebknecht mit der scharf umrissenen Forderung heraus: „Alle Legislative, alle Exekutive bei den Arbeiter- und Soldatenräten...“

Scheidemann windet sich. Ebert vergeht alles Joviale. Und am Ende wird der Satz (der sicherlich von der verhaßten Luxemburg geschmiedet worden

ist) doch – ein wenig frisiert zwar – angenommen: „Die politische Gewalt bei den Arbeiter- und Soldatenräten!“

*

Das wäre beinahe die Revolution gewesen.

Sie hätte hundertmal ausbrechen können, wenn Liebknecht mit wehendem Mantel seine Arbeiterzüge, tausend, zweitausend, manchmal viertausend Mann, vor Ebert demonstrieren ließ. Demselben Ebert, dessen ganze Macht an einem einzigen dünnen Telefondraht hing, der ihn mit der noch weit, viel zu weit entfernten O.H.L. in Kassel verband.

Wer das Reichskanzlerpalais beherrschte, beherrschte damals noch Deutschland. Liebknecht stand vor diesem Palais. Und viertausend Arbeiter hinter ihm. Dazu der „Verband ehemaliger Deserteure“, denen es nach der Desertion auch nicht auf einen kleinen Terrorakt, etwa die Entführung Eberts, angekommen wäre.

Warum betrat dieser Liebknecht also nicht die Treppe? Warum stürmte er nicht dieses bißchen Palais? Warum machte er nicht die Revolution, anstatt „in Revolution zu machen“?

Warum riß ihn nicht diese Luxemburg hoch?

„Liebknecht“, brüllte die Masse. Und er drehte sich wie ein Mime, dem man Kränze zuwirft. Er wiederholte die Szene, die dem Publikum gefiel, um sich dann nochmals zu verbeugen. Aber er spielte keine neue Szene, das Drama hatte seinen Höhepunkt überschritten und sank hinab.

Es ging Liebknecht wie den meisten Helden der Opposition, den Virtuosen der Negation: ***Vor lauter Negation hatte er die Kraft zu Positivem verloren.*** Die Armee war aufgewiegelt, die Flotte moralisch vernichtet, die Ordnung des Staates hinweggewischt. Es gab keine Kraft mehr, die sich ihm hätte entgegenstellen können, *die Revolution hätte siegreich sein müssen, aber es gab keinen Motor, sie anzukurbeln.* Diese Männer alle, denen die Straßen, die schwarzen, begeisterten Straßen zubrüllten, alle diese Größen des Augenblicks, auch Liebknecht und die Luxemburg, Haase und Dittmann und gar Barth... ***es waren kleine Menschen. Spielten Rollen der Helden, spielten sie leidlich... aber im Herzen glühte nicht mehr Mut als in jedem braven Komödiantenherzen.***

*

Am 16. Dezember 1918 tagt in Berlin der „Kongreß der Arbeiter- und Soldatenräte“. Das Revolutionsparlament sozusagen.

Liebknecht ist nicht gewählt worden und auch die Luxemburg ist nicht gewählt worden.

Aber man will beide „ihrer Verdienste um die Revolution“ wegen einladen. Es kommt allerdings nicht dazu, sie bleiben fern.

Allgemeiner Kongreß der Arbeiter- und Soldatenräte Deutschlands

Vom 16. bis 21. Dezember 1918
im Abgeordnetenhaus zu Berlin



Stenographische Berichte

Herausgeber und Verleger:
Zentralrat der sozialistischen Republik Deutschlands, Berlin, Herrenhaus

Gedruckt im Admiralstab der Marine, Berlin W.

Aber wie Barth die O.H.L. berennt, wie er Ebert an die Wand drückt, wie er verlangt, daß die Truppe ihre Offiziere selbst zu wählen hätte, wie Ebert sich plötzlich von seinen eigenen Parteigenossen angegriffen sieht, in diesem sehr kritischen Moment erscheint Liebknecht ungebeten im Saal und hinter ihm die Abordnungen von siebzehn Berliner „Regimentern“. Trotzig sehen sie aus, diese Soldaten, und auch entschlossen. Die Vertreter der Sozialdemokraten verfärbten sich.

Der Sprecher dieser Soldaten, Dorrenbach, bellt seine Forderung in den Saal: Offiziere und Fronttruppen sofort entwaffnen, Rangabzeichen sind zu beseitigen, Kommandogewalt geht von der O.H.L. auf den „Obersten Soldatenrat“ über.

Die Leute um Ebert versuchen Widerstand zu leisten, aber Lebedour kommt Liebknecht zu Hilfe und die Sozialdemokraten werden niedergeschrien. Lampl, der Feind Eberts im eigenen Lager, stellt sich augenblicklich auf Seite der Liebknecht-Deputation.

Und Ebert fällt um. Zieht eine tiefe Kränkung des Marschalls dem energischen Auftreten gegenüber einer Hand voll verlotterter Soldaten vor. *Besitzt in diesem Augenblicke weder den Rückhalt der Armee, die er verrät, noch die Popularität der Masse.*

Gleich einer Null.

Trotzdem Liebknecht: Er tut nichts. Er handelt nicht. Er fegt Ebert nicht hinweg. Er schwingt sich nicht auf jenes Roß, auf dem man, mit Bismarck zu sprechen, schon würde reiten können, wenn man erst oben im Sattel sitzt. Wiederum ist alles nur ein Theatercoup, eine herrliche Vorlage für einen „Anton von Werner“ der Revolution, ein dankbares Sujet für einen Filmautor. Aber keine Revolution!

„Was Sie in Deutschland da haben, ist gar keine Revolution“, sagte „der

Kopf des französischen Grand Quartier“, General Weygand, vorsichtig zu Erzberger.

*

Dann vollbringt Liebknecht, wie er vermeint, doch eine revolutionäre Tat: Nun schafft er aus dem Spartakusbund die Kommunistische Partei Deutschlands. Entrollt über Deutschland die rote Flagge – und zwar mit dem Hammer und der Sichel.

Seine treue Genossin Luxemburg ist dabei Fahnenpatin.

Und wie sich die Särge der bei dem Kampf um den Marstall Gefallenen, von



Rosa Luxemburg

kaiserlichem Gespann gezogen, durch die Straßen Berlins bewegen, schreit er es den hunderttausend Arbeitern, die diesen Särgen folgen, zu: „Die Revolution ist in Gefahr! Nieder mit den Matrosenmördern Ebert und Scheidemann!“

Aber dann bleibt es doch wieder bei der Geste, und auf dem Friedhof der Märzgefallenen geistert unter den Trauernden in dunklem Schema der alte Liberalismus.

*

In Zossen steht schon General Maercker – und Liebknecht läßt die Zeit verstreichen.

Da wagt es die Regierung Ebert, den Polizeipräsidenten, den Unabhängigen Eichhorn, einfach zu entlassen. Als ob man im Frieden wäre. Als ob man heute dem Exponenten einer Partei einfach mirnichts dirnichts den blauen Brief schicken könnte. Im Augenblick sind alle Führer der äußersten Linken versammelt. Auch Liebknecht ist hier und die Luxemburg. Aber man spricht nicht von Revolution, man ist bescheidener geworden – und in Zossen steht Maercker.

„Es ist ganz und gar nebensächlich“, setzt die Luxemburg ihre Worte ganz vorsichtig, „ob die Regierung Scheidemann-Ebert fällt oder nicht. Wichtiger ist die gründliche Vorbereitung der Revolution nicht allein in Berlin, sondern auch auf dem Land.“

Wieder ist es dasselbe: **Vorbereitung der Revolution. Darin sind sie wahrhaft groß, in dieser Vorbereitung. In dieser Minierarbeit, diesem Fuchsbau unter dem Leben des deutschen Bürgers!** Was dann geschieht, wenn diese Erde zusammenbricht vor lauter Stollen, die man unter das deutsche Leben vorgetrieben hatte, darüber geben sie sich keine Rechenschaft. Wissen es selbst nicht, wollen es nicht wissen: Vorbereitung der Revolution, *das ist ihre Kunst, ihr Handwerk.* Und dann: Das Chaos!

Und noch einmal, das letztemal, eröffnet sich Liebknecht, diesem Feuerteufel, eine Chance.

*

Vor Noske stehen die beiden Generalstabsoffiziere von Stockhausen und von Hammerstein.

„Es bleibt nichts anderes übrig, als Berlin vorübergehend zu räumen. Vielleicht, daß der Moabiter Kasernenblock zu halten ist...“

„Und das Regierungsviertel?“ fragt besorgt Noske.

„Die Reinhardtschen Truppen sind dazu zu schwach.“

Dann gehen die Offiziere. Und Noske eröffnet Ebert, daß sie wohl im Luisenstift in Dahlem würden arbeiten müssen.

Und wenn sich die Sache noch ungünstiger gestalten sollte, dann müßte man eine mehrheitssozialistisch-bürgerliche Regierung in Magdeburg aufstellen oder in Weimar.

Diese Gespräche wurden aus Anlaß der Mobilmachung geführt, die der Revolutionsausschuß im Marstall angeordnet hatte. Im Marstall, dort steht Liebknecht, um ihn brodelte militärisches Leben. Die Matrosendivision übernimmt scharfe Munition, Lastwagen rattern durch den Hof, Pferdehufe klappern, Pferdewiehern springt die Wände hoch, ernste Sanitätskolonnen mahnen, Kommandorufe werden ausgestoßen, Maschinengewehre aufgeladen... es ist Krieg!

Er rinnt langsam durch die Straßen, der Krieg, fließt in die Höfe der wichtigen Gebäude.

Aber Liebknecht wird mit einem Male hilflos vor diesen Kolonnen. Wie bewaffnet man hunderttausend Mann? Wie stellt man sie bereit, wie läßt man sie operieren? Wie ist es mit der Ablösung, wie werden die Verteidigungslinien gezogen, wo stehen die Reserven, wer zieht sie heran?

Wie werden Munition und Verpflegung nachgeschoben und wo richte ich die Depots ein? Wohin gehören die Sanitätsanstalten und wer regelt den Dienst dort?

Wie ist der Aufmarschplan und wie der Operationsplan? Welches sind die groben Richtlinien, die jeder Unterführer wissen muß und nach denen er zu handeln hat im eigenen Wirkungskreis? Welches ist das taktische, welches das strategische Ziel der Operation, für die immerhin an die achtzigtausend Menschen zur Verfügung stehen?

Die gegnerische Stellung ist sturmreif gemacht worden, das hat Liebknecht, das hat die Luxemburg verstanden. Ebert ist hinweggewischt. Man brauchte nichts sonst, als in die verlassenen Stellungen einzurücken und sie zu befestigen, wenn möglich zu erweitern: *Aber davon versteht man nichts mehr.*

Wiederum stehen sie hilflos vor dem Ziel. Können keine Reden halten, können höchstens jedem aus dem Marstall ziehenden bewaffneten Haufen ein paar kommunistische Glaubensbekenntnisse mit auf den Weg geben.

Draußen auf der Straße schleicht sich ein neuer Gegner heran: *Frost! Ein zweiter: Hunger!*

Aber in der französischen Revolution haben in Lumpen gekleidete und verhungerte Verbrecher und Diebe reguläre, glänzend ausgerüstete und disziplinierte Heere in alle Winde gejagt. Hat ein Lumpengesindel einen Zug über die tiefverschneiten Alpenpässe unternommen, eines Hannibal würdig.

Und unten in der italienischen Tiefebene hat sich eben dieses Lumpenpack tapfer geschlagen wie Löwen. *Aber dieses Pack hatte einen Führer: Napoleon Bonaparte!*

In den Berliner Straßen hockten die Arbeiter in ihren Fähnchen hinter Pflastersteinen und Rotationspapierrollen und warteten. Auf das Essen, auf den Gegner... auf Befehle!

In der alten k. u. k. Armee gab man den jungen Offizieren einen merkwürdigen Satz mit ins Feldleben: „Wenn du angegriffen wirst, gib augenblicklich einen Befehl. Einen richtigen, einen falschen: Das ist ganz gleichgültig. Aber gib einen Befehl *augenblicklich!*“

Einen schlechten Befehl kannst du dann durch einen besseren ausmerzen. *Wehe dir aber, wenn deine Mannschaft dich ein einziges Mal unentschlossen sieht.*“

Frost, Regen, Hunger. Kein Feind!

„Auf was sollen wir denn noch warten“, schimpfen die Soldaten, die Zivilisten mit den Gewehren in den klammen Fingern, „geh'n wir doch nach Hause, man hat uns einfach vergessen...“

Vom Belleallianceplatz her bellen die Geschütze. Näher, näher werden die Linien an das „Vorwärtsgebäude“ herangeschoben.

Hinter Rotationspapierrollen hocken die Kommunisten, lassen die Maschinengewehre tanzen, brüllen nach Munition ins Innere des Gebäudes, aber Befehle bekommen sie keine. Ohne Zusammenhang wird gekämpft. Und was Toller in Bayern zuviel gehabt hat an Formularen, an Rundstempeln, an Titulaturen wie „Rote Armee, Oberkommando Ost“, „West“, „Rote Armee, Generalquartiermeisteramt“ usw., das hatte Liebknecht zu wenig. *Man wußte nicht, wo er steckte.* Eine Armee ohne Kommando.

Das genügt vielleicht ein paar Schützen zur Verteidigung eines Gebäudes, aber eine Stadt wie Berlin läßt sich so nicht verteidigen.

*

Am 15. Januar 1919 schmäht Liebknecht und schmäht die Luxemburg die „Weißen“, die ganz Berlin nach ihnen umkrempeln: „Nein, nein! Wir sind nicht geflohen, wir sind nicht geschlagen. Und wenn sie uns in Banden werfen, wir sind da! Und der Sieg wird unser sein. Denn Spartakus, das heißt Feuer und Geist, das heißt Seele und Herz, das heißt Wille und Tat!“

Aber an dieser Tat haben sie es fehlen lassen in der Zeit, die reif war für sie. Jetzt verbargen sie sich bei Freunden und schrakten bei jedem Schritt zusammen, der auf dem Flur ertönte.

Am 15. Januar 1919 hatte man sie dann in Wilmersdorf doch ausgehoben.

*

Das verband Liebknecht mit jenen Kaffeehausrevolutionären Münchens, die die Räterepublik Bayern aus der Taufe hoben (obgleich ihnen dieses Heilige Sakrament nicht geläufig war): Daß auch er ein Spieler war. Ein Spieler mit Menschen, mit Menschenschicksalen, Menschenleben, mit dem Leben einer Nation.

Und wie Eisner mit dem Ausdruck grenzenlosen Erstaunens niedersank, als ihn die Kugeln des Grafen Arco trafen, so verstand Liebknecht den Haß nicht, der ihm im Hotel Eden, dem Hauptquartier der Gardekavallerie-Schützendivision, entgegenlohte. Er verstand nicht, wie man ihn, den Führer einer „deutschen“ Partei, wie einen Verbrecher behandelte, verstand die Schmähungen nicht, deren sich nicht einmal die Offiziere enthielten.

Und er taumelte, noch fassungslos über so viel Haß, den er entfacht hatte, aus der kleinen Pforte, die rückwärts in die Kurfürstenstraße führt.

Dort wartete schon ein Kraftwagen mit einer Patrouille, um ihn nach Moabit zu bringen.

Posten stand Otto Runge. Er wußte genau, wen man durch diese Pforte führte. Er erinnerte sich blitzschnell verschiedener Dinge. Der letzten Kämpfe in Berlin, die bestialisch geführt worden waren. Auch mit Dum-Dum-Geschossen. Der toten Kameraden. Der Sprache, die die Offiziere führten. Plötzlich: Des letzten Übergangs über den Rhein. Der Schlacht bei Reims... des Kampfes an der Marne, Herrgott waren das Tage! Kriegserklärung...

Jetzt war alles aus. Und Liebknecht, den Kommunistenführer, brachte man durch diese Pforte, an der er Posten stand.

Da holte Runge blitzschnell sein Gewehr von der Schulter. Und mit einem fürchterlichem Schlag sauste der Kolben auf den Kopf Liebknechts, daß das Holz splitterte.

Und noch einmal schwang Runge den Kolben.

Die Soldaten schleiften Liebknecht in das Fahrzeug. Das saust um das Hotel herum, dem Tiergarten zu.

Plötzlich stoppt der Fahrer. Liebknecht wird bedeutet, den Wagen zu verlassen.

Waren sie schon in Moabit?

„Raus“, herrscht ihn Kapitänleutnant Pflugk-Hartung an.

„Vorwärts... machen Sie... Sie sollen voran gehen!“

Liebknecht schiebt sich ein paar Schritte vor und ist plötzlich allein. Folgt ihm die anderen nicht?

Da erhält er einen schweren Schlag, hört die Detonation eines Schusses, sieht in finstere Nacht...

Die Unfallstation Zoo wird alarmiert. Ein Fahrzeug mit Soldaten hält vor dem Tor: „Wir haben da einen Mann aufgelesen.“

Dann jagt der Wagen davon.

Nach Liebknecht stößt man die Luxemburg durch die Pforte zur Kurfürstenstraße...

Wieder saust der Kolben des Postens durch die Luft und kracht auf den Schädel der Frau.

Im Wagen bricht sie zusammen.

Da hören die Passanten etwas wie einen Schuß im Knattern des Automotors.

„Halt! Holt Steine!“

Leutnant Vogel besieht sich die grauenhafte Arbeit: Nein, diese Leiche kommt nicht so bald hoch.

„Am Landwehrkanal halten. Jetzt vorwärts.“

Kein Mensch sieht, daß ein großes Bündel über die Steinmauer in den Landwehrkanal geworfen wird. Bald zieht das Wasser keine Kreise mehr.

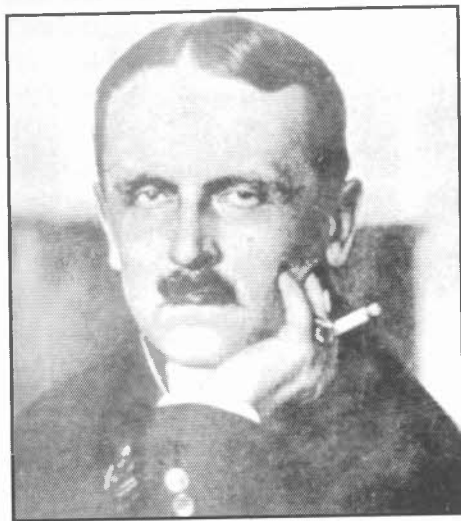
Die Leiche Rosa Luxemburgs hat man erst nach zwei Monaten gefunden.

Ulrich Graf von Brockdorff- Rantzau

1869 – 1928

Erzberger runzelt die Stirn: „Brockdorff-Rantzau? Dieser Feudale? Der vom alten Regime?“

Wie er das sagte, klang es beinahe wie Napoleons wegwerfendes: „Ancien régime...“ Nur warf Bonaparte Bourbonenwirtschaft über Bord, Erzberger tat das kaiserliche Deutschland ab: Da liegt es nun am Boden.



Ulrich Graf von Brockdorff-Rantzau

Dann erinnert man sich, erinnern sich Scheidemann und Erzberger: Dieser Rantzau war doch immer gegen den U-Bootkrieg gewesen, oder?

Das war er, ganz recht.

So ließ man denn diesen Grafen gnädig in das „revolutionäre“ Kabinett. Nicht seiner positiven Leistungen wegen, die man kannte, aus Kopenhagen und von weiß Gott woher. Nein, nur seiner einzigen *negativen* Leistung wegen wurde er Außenminister.

Rantzau schreitet sehr langsam durch die weiten Säle, das Hallen seiner Schritte ebbt an den Wänden. Viel Nachdenklichkeit läuft dem Grafen

nach, viel Sorge. „Ich danke für dieses Geschenk, für die verlorene Schlacht“, hatte Foch dem Tiger Clemenceau zugerufen, als er ihm das Oberkommando übergab. Man gab auch dem Grafen eine verlorene Schlacht.

Unter den Fenstern ist Berlin. Ein häßliches, nüchternes Berlin mit Nebel, von keinem Frühlingsahnen geteilt. Johlen zieht lang durch die Straßen. Jetzt hat es beinahe geklungen, als ob ein Maschinengewehr gerattert hätte.

Ein paar Zimmer weiter ist Geschäftigkeit und Zufriedenheit: Erzberger, Noske, Scheidemann. Was hatte der Graf mit diesen Menschen zu tun? „Und da soll ich deutsche Außenpolitik machen“, seufzt der Graf.

*

Augenblicklich hat man in Paris, hat man der ewigen Konferenz den Brocken hingeworfen: Schuldfrage. Wie Narren gebärden sich die Delegierten, die Journalisten: „Deutschlands Schuld muß erwiesen werden!“ Die großen – die verbrecherischen – Vier haben ihre Freude an diesem Spiel, das die Kleinen so erregt.

Eisner, der kleine alte Jude, der München die Republik schenkte, hatte als erster dem Feind die Schuhe geleckert: Hatte die alleinige deutsche Schuld „festgestellt“. Jetzt war aus seiner fremden, nichtdeutschen Stimme ein Orkan geworden: Öffnet alle deutschen Archive!

Sie werden geöffnet, Gelehrte wühlen im Staub, lesen, zerlesen jedes Dokument und finden die deutsche Schuld nicht.

„Aber sie ist doch erwiesen und liegt klar zutage...“

Brockdorff eckelt. Dann schlägt er der Entente vor: Eine neutrale Kommission soll die Archive durchstöbern, soll unvoreingenommen...

Da schreit es: Wir, wir allein wollen die Archive sehen, unsere Fachleute, nicht die euren, die nichts finden, weil sie nichts finden wollen!

„Solche Nebensächlichkeiten“, sagt Erzberger und ist unzufrieden mit diesem Grafen, den man in das Kabinett gesetzt hat zu seinem Ärger.

„Ich würde Ihnen raten, sich auf diese Schuldfrage bei den Pariser Verhandlungen nicht weiter festzulegen.“

Der Graf steht schlank da, sieht erstaunt in Erzbergers rundes Gesicht: „Verhandlungen? Es wird in Paris nicht verhandelt werden, wissen Sie das?“

Erzberger fühlt das Blut in seinen Kopf steigen. Beruhigt sich, klopft sich selbst ab. Sagt aber doch ein wenig gekränkt: „Was meinen Sie mit diesem Nichtverhandeln?“

Der Graf lächelt artig: „Sie werden nicht mit uns verhandeln. Sie werden uns diktieren, wir werden nicht dazu kommen, mehr als eine Geste zu machen, werden annehmen müssen oder ablehnen.“

Erzberger schüttelt den Kopf und geht. Er kann diesen Aristokraten mit der sanften Stimme, dieser betonten Schlankheit, diesem etwas pastoralen Pathos nicht leiden.

*

„...fordert die Entsendung bevollmächtigter Delegierter, um den von den alliierten und assoziierten Regierungen festgesetzten Text der Friedensbedingungen entgegenzunehmen. Die deutsche Delegation hat sich strengstens auf die ihr zugewiesene Rolle zu beschränken“, lautet die Depesche, die die deutsche Delegation nach Paris befiehlt.

Brockdorff lächelt bitter: „Die ihr zugewiesene Rolle.“ Kein Verhandeln, nicht einmal eine Aussprache, nicht einmal eine Rede. Den geschriebenen Text hat die Delegation entgegenzunehmen, nichts sonst. Damit nach Hause zu fahren, nichts sonst. Er hatte es richtig vorausgesagt.

Dazu benötigt man nicht den deutschen Außenminister. Dazu genügt jeder Legationsrat. Und er depeschiert zurück: „Die deutsche Regierung wird den Gesandten von Haniel, Geheimen Legationsrat Keller, begleitet von zwei Beamten entsenden.“

Zum Hohn teilt die Depesche auch noch die auf solche Weise in die Weltgeschichte geratenen Namen zweier Kanzleidiener mit... einer heißt Niedeck, wie die berühmte Burg aus dem deutschen Lesebuch. Und der andere heißt Schmidt.

Clemenceau lenkt sofort ein. Ermahnt die Deutschen, mit allen Vollmachten ausgestattete Vertreter zu entsenden, nicht irgendwelche Beamte.

*

Lloyd George hat diese Frage im Napoleonsaal auf dem Quai d'Orsay herausgehoben und sie zum Ausgangspunkt der ganzen Friedenskonferenz gemacht. Hatte gesagt: „Die Deutschen haben auf Grund der vierzehn Punkte um Waffenstillstand gebeten. Wenn man diesen Waffenstillstand jetzt annimmt, ohne Einsprüche zu erheben, dann ist man wohl dahingehend verpflichtet.“

Strikte Einhaltung der vierzehn Punkte: Es gab für den deutschen Außenminister keinen anderen Standpunkt. Die vierzehn Punkte hatten das deutsche Volk entwaffnet, sie mußten auch die Feinde entwaffnen. Es gab nichts anderes für Brockdorff-Rantzau. Ein Teufelsgebilde, von krankem Hirne ausgebrütet! Sicherlich.

„Hütet euch vor der Falle der vierzehn Punkte!“, rief Ludendorff nach dem ersten Depeschenwechsel mit Wilson.

Aber jetzt gab es keine andere Waffe mehr als das Festhalten an diesen vierzehn Punkten, jetzt gab es nichts anderes, als daß man mit diesem Gift, das die Deutschen infiziert hatte, auch die Entente infizierte. Daß man sie mit den gleichen Waffen schlug. Daß es die vierzehn Punkte sein sollten, die die Front der Entente zerbröckeln ließen.

„Danzig und Oberschlesien sind verloren“, beteuert Erzberger, „es hat keinen Sinn mehr, sich weiter zu exponieren.“

Aber Brockdorff-Rantzau denkt weiter, spinnt weiter seine Gedankenfäden, spinnt sie, wie der Sonderzug mit den Deutschen durch ein müdes, wirres Deutschland rast, wie er von den ersten Franzosen in Empfang genommen wird, die mit ihrer Neugierde in jedes Coupéfenster starren.

In die ersten Bilder der französischen Landschaft, die sanftes Grün angelegt hat, die ersten Blumenkelche läuten läßt am Bahndamm, über den der Zug donnert, mischt sich immer wieder die gleiche Vorstellung: Festhalten an den vierzehn Punkten. Je weiter die Wunde klafft zwischen dem, was diese unseligen Punkte versprochen und was man in Paris hält, um so näher ist man dem Ziel.

Nur über den hellen Wahnsinn hinweg führt der Weg in die Freiheit: Sie werden weiter marschieren, wenn wir nicht annehmen, sie werden neue Orte besetzen, werden die Panzer auf den Straßen klappern lassen, werden ihre geschlechtskranken syphilitischen Horden auf blondes deutsches Wild loslassen. In Berlin wird ein General im Schloß residieren, am Brandenburger Tor die Hörner der Wache Unfug schmettern und bis nach Königsberg wird Frankreich reichen. **Aber es soll an diesem Brocken ersticken!**

Haben die Briten, die längst ihre Kriegsziele in der Tasche haben, nicht urplötzlich ihr Rechtsgefühl entdeckt, das sie durch viereinhalb Jahre in der untersten Schublade ihres Gewissens hatten verstauben lassen? Warnte nicht Churchill davor, es nicht so weit kommen zu lassen, daß England keinen Grund mehr finden könnte, Krieg zu führen gegen Deutschland? Mahnten nicht die Meutereien in der britischen Armee? Die Revolten der Abrüstenden?

Andere Bilder, buntere. Andere Melodien, schönere: Würde nicht ein neuer vom Stein aus deutschem Boden wachsen? Ein neuer Blücher? Napoleon von heute hatte hundert Köpfe und ein einziges Herz: Das Geld.

Um so schlimmer für ihn! „Idealismus entscheidet, keine Panzer.“ Wer sagte das noch? Foch.



Immer unruhiger sind die Blicke, die die englischen Staatsmänner zum Himmel sandten: Er war blutrot. Und etwas dunkler, wie aus geronnenem Blut, ein Hammer und eine Sichel.

„Der Sieger hat nichts zu fürchten“, hatte Weygand, der Franzosengeneral, gelächelt. Es würde auch diesem Manne das Lächeln vergehen, und dieser klügste der Franzosen würde über seine Dummheit erbleichen.

Ein furchtbares Opfer, gewiß... aber es gibt kein starkes Gefühl ohne Opfer! **Es gibt keine Liebe ohne Opfer, es gibt auch keine Vaterlandsliebe ohne Opfer... besetzt ganz Deutschland, besetzt es doch !!!**

*

Noske wiegt seinen Kopf: „Alles recht schön, alles recht gut. Hätte diesem Brockdorff eine solche Romantik nicht zugetraut. Aber das deutsche Volk ist zu armselig geworden, zu verkommen, zu haltlos. Kein Mark mehr ist in den Knochen!“

„Es war ein Fehler, diesen Grafen nach Paris zu schicken“, ereiferte sich Erzberger und meinte in Wirklichkeit nur, daß es ein Fehler gewesen war, nach dem Debakel von Compiègne Erzberger nicht auch noch zum Debakel von Versailles zu entsenden.

Es wird kein Verhandeln geben, es wird keine vierzehn Punkte geben, nur ein Diktat und dieses werden wir nicht annehmen, denkt Brockdorff-Rantzau, während ein Soldatenfriedhof, über dessen weiße Kreuze eine Fahne lächelt, vorüberfliegt.

„...es werden die Städte bleiben und es werden die Fabriken bleiben und Deutschland wird sich wieder aufrichten können und es wird es tun, ohne die Last von Schulden tragen zu müssen“, so warnt noch Lloyd George von Fontainebleau aus vor dem deutschen Bolschewismus.

*

Am Abend des 29. April 1919 rast der Zug durch die ersten Rohziegelbauten der Pariser Vorstadt. Hunderte von Eisenbahnzügen stehen auf den Geleisen, durch die der Frühling sickert. Im lichten Dunst badet Paris. Aus diesem Meer steigt eine weiße Silhouette, fängt wie ein Spiegel das letzte Ahnen des untergehenden Tages auf, glimmt wie ein Dolomitenturm im Alpenglühen: Sacré Coeur.

Dann rücken beinahe neapolitanische Straßenbilder an die Geleise, mit drapierter Armut verkleidet ein Stadtteil: Man nähert sich Versailles. Der Zug wird lebendig. Die Damen des Zuges werden lebendig. Ihr Lachen trällert durch die Gänge, daß der Graf davon erwacht: Hatte er eben vom deutschen Schicksal geträumt? Es gehört viel Jugend dazu, in diesem Zug das Lachen nicht zu verlernen.

Der Zug hält. Langsam steigt Brockdorff aus. Seeckt steckt in grauer Uniform, der Stern des „pour le mérite“ schimmert im Licht. Landsberg, Giesberts...

Ein schlanker, französischer Offizier pflanzt sich auf: „Oberst Henry. Ich habe Befehl, Sie in Empfang zu nehmen.“

Aber es ist ein seltsamer und eiskalter Empfang. Vor den Autos drehen sich neugierige Soldaten um. Die Deutschen steigen ein, nach der Spannung der Fahrt nun doch irgendwie erfrischt, hoffnungsvoll. Hoffnungsvoll ist auch schon die Natur.

Es ist ein merkwürdiger Empfang. Man fährt die Deutschen zwischen Stacheldraht in ihr Hotel. Stahlhelmposten sind überall. Waren sie Gefangene?

Das Gepäck wird ausgeladen, die Poilus, irgendwelche Burschen aus der Normandie, freundlich und neugierig und erregt von dieser Weltgeschichte, an der sie mitknabbern dürfen, nehmen das Gepäck der Deutschen.

Bis sie ein Offizier anbrüllt: „Seit ihr die Gepäckträger der Boches?“

Da zucken sie zurück und die Deutschen nehmen sich ihre Koffer selbst, wie sie es auf einem kleinen Provinzialbahnhof auch gemacht hätten, wenn kein Träger dagewesen wäre.

*

Sie sind Gefangene – und nichts anderes. Trotz aller Proteste: Sie bleiben es. Man schreibt ihnen ihre Lebensweise vor, man schreibt ihnen die Wege vor, die sie machen dürfen – die sie zu machen haben!

Es sind nicht viele, aber sie haben genug Zeit sie zu machen: Ausgeladen das politische Gepäck, eingerichtet alle Stellen, eingerichtet die Verbindung mit Berlin. Aber Rantzau hat keine Veranlassung, diesen Draht zu benutzen. Vorläufig läßt man die Deutschen warten, vorläufig balgen sich die großen Vier wie kleine Vier, sagen einander das Unflätigste und sitzen doch einem Weltgericht vor. Einem Weltgericht von eigenen Gnaden: weil sie ja die Guten sind!

Vorläufig hat Lloyd George noch damit zu tun, den Alliierten die Nichtannahme des Vertrages durch die Deutschen zu unken.

Clemenceau schickt ihm seine giftigsten Blicke: „Unsinn, ich bin besser informiert.“

Er ist tatsächlich besser informiert, er hat seinen Professor Hesnard in Weimar, der unterhält sich täglich mit Erzberger. Er ist die berühmte Information, auf die sich dieser Minister immer wieder beruft. Wie ein Gläubiger an dem Munde eines Propheten hängt Erzberger an den Lippen des Franzosen, kein Wort, das nicht Evangelium wäre. Aber es ist ein falsches Evangelium. Nicht falsch aber ist das, was Hesnard von Erzberger hört, der sich ihm erschließt wie ein Brunnen, wie eine Geliebte.

„Die Deutschen werden unterschreiben, ich weiß es besser“, sagt Clemenceau und weiß es beinahe so gut wie Brockdorff, der gegen eine Welt kämpft. Aber er hat keine Rückendeckung, hinter ihm ist kein Fels, hinter ihm versandet Weimar. Versinkt in Unschlüssigkeit, Furcht, Parteikleinlich(-peinlich)keit.

Die Deutschen haben nichts zu tun. Die Beamtinnen haben nichts zu tun, da läßt man sie auf Paris los. Sie stürzen sich in langentbehrte Wonnen.

Wühlen in Seiden und lassen Parfümflaschen glitzern und das Ende dieses Lärmes ist, daß die Straße flucht. Es kommt zu Aufregungen und Zusammenrottungen und es ist recht unerquicklich. Sie werden eingestellt, diese Ausflüge der lustigen Beamtinnen einer Nation, die den Todesstreich erwartet.

Von den Alliierten, von den großen Vier noch immer nichts. Heute tobt zur Abwechslung einmal Orlando.

Nur Clemenceau läßt den Deutschen eine Mitteilung zugehen: Es wird keine mündliche Verhandlung geben. Die deutsche Delegation wird den Entwurf zum Friedensvertrag empfangen und kann schriftlich zu den einzelnen Punkten Stellung nehmen.

*

„Sie werden nicht unterzeichnen“, mahnt Lloyd George immer wieder.

Und Churchill malt die Welt rot und rot. Er stellt auf seinem Schreibtisch ganze Armeen auf, führt sie gegen ein Fähnchen, das Moskau heißt. Polnische Truppen sind es, französische und sogar deutsche.

Und er bemüht Foch, will sein Urteil wissen.

„Sehen Sie sich die Karte an... bei dieser Etappe?“ Ein Napoleon war an dieser Etappenlänge zugrundegegangen.

Nicht einmal nach Berlin will Foch. Schon diese Etappe ist ihm zu groß.

„Wie soll ich ihr das nötige Blut einpumpen?“ fragt er.

Wußte Brockdorff von diesem Ausspruch?

*

Das verstehen doch sonst die Franzosen? Dieses Schnädderengdeng, diese militärischen Schauspiele mit wehenden Fahnen und weißem Riemenzeug und gestrecktem Degen und blechnen Hörnern, die nach dem Spiel, in seinen Pausen auch über die Köpfe geschwungen werden, daß die blauen Bänder daran wehen. Verstehen etwas von Nationalfesten und Kriegerehrung, von Grabmälern unbekannter Soldaten.

Diese Ansprachen. Von honneur und gloire. Diese Defilierungen und Reiterfeste. Jedes Begräbnis ein Ereignis, von dem die Zeitungen vierzehn Tage leben und das Volk Monate.

Die Regie von Versailles aber war jammervoll!

Es ist zehn Minuten vor drei Uhr. Um drei sollen die Deutschen kommen. Zu voll, viel zu voll ist der weite Spiegelsaal. Zu viele Tische, fast wie in einem Schulzimmer. Zu viele Köpfe, als daß man die wenigen wahren Köpfe unterscheiden könnte.

Man muß lange suchen, ehe man sie findet. Clemenceaus Bauernkopf mit seinem Seehund-Schnauzbart. Das lächerlich schmale Gesicht Wilsons mit dem entarteten Kinn. Die weiße Beweglichkeit Lloyd Georges.

In den Gängen stehen sie seit Stunden: Ungezogene Offiziere, denen die Neugierde mehr wert ist als der Anstand. Auf herbeigeschleppten Sesseln stehen sie, auf den Tischen, lachen, werfen einander armselige Witze zu. Als ob sie in einem Kleinstadtzirkus stünden!

Nicht anders im Saal, dessen Helle an sich schon nüchtern wirkt. Die Rassen der ganzen Erde haben sich zu einem Schauspiel zusammengedrückt. Gelbe, Halbschwarze. Kuba fehlt nicht und Honduras. Nicht eine Spur von jener Stimmung, die die Herzen klopfen läßt.

Von irgendeiner Vase tropfen Rosenblätter, sonst nichts als häßliche Tische, abgeschabte Goldessel. Sogar die Spiegel sind schon blind.

Da steigen die Deutschen in ihre Fahrzeuge, kommen durch einen rückwärtigen Eingang. Passieren die ungezogenen Offiziere, die nicht grüßen, nicht

stramm stehen, die neugierig sind wie irgendwelche Käseverkäufer in Lyon: sie stoßen einander an, tuscheln, sehen dem schlanken, ernsten Grafen nach, der, einen Eishauch der Unnahbarkeit verbreitend, voranschreitet.

Sehen ihnen nach und können an ihnen nichts Besonderes finden. Sie könnten genau so aus Lyon sein oder Brest.

Auch im Saal ist keine Ruhe beim Eintritt. Die Deutschen finden sich nicht gleich zurecht, nur Clemenceau erkennen sie, der vor Erregung nicht mehr sitzen kann. Aufrecht steht er, seine Blicke sind wie irr.

Die Delegierten der weißen und gelben und halbschwarzen Staaten starren ungezogen und ein wenig enttäuscht. Nein, das Arrangement war nicht das beste.

Nicht einmal dann wirkte das Drama, als es wahrhaft dramatisch wurde.

Brockdorff setzt sich, nimmt seine Hornbrille ab, die anderen Deutschen setzen sich.

Drüben, weit drüben am anderen Ende steht ein Mann. Aber er ist klein und so bemerkt man ihn kaum, man hört nur, wie sich seine Stimme überschlägt, wie er in der Erregung zu stottern beginnt, wie sich die Gedanken, Worte, Gesten überstürzen.

Hören das Berühmte: „Sie haben uns den Krieg aufgedrängt, es wird dafür gesorgt werden, daß nicht ein zweiter Krieg entstehen kann!“

An wen richten sich diese Worte? An die Deutschen weit unten an der Tafel... man erkannte ihre Mienen gar nicht. Und die, die nahe saßen, die in ihnen lasen, waren um ihre ganze Freude gebracht: Man konnte nichts lesen aus diesen Gesichtern. Sie waren wie aus Stein.

Jetzt kam doch ein Szenenwechsel, jetzt brachte der Sekretär der Friedenskonferenz – Dustata – ein weißgebundenes Buch, hielt es vorsichtig in den Händen, daß es aussah, als wollte er es nicht beschmutzen, und legte es mehr behutsam als feierlich vor Brockdorff.

„Ich bitte ums Wort“, sagte Brockdorff deutsch. Er spielt mit seiner Brille.

Da schreit der Tiger von drüben: „Erst die Übersetzung!“ Es ist eine bebende, alte Stimme, die es schreit. Sie giert nach einem Triumph!

Nach der Übersetzung spricht Brockdorff-Rantzau. Er spricht sitzend.

Jetzt ist wirklich Totenstille im Saale. Man hört den Wind, der seinen Streifzug um das alte Schloß macht.

„Wir täuschen uns nicht über den Umfang unserer Niederlage, den Grund unserer Ohnmacht...“

„Die Dolmetscher“, schreit der Tiger Clemenceau aufgeregt, „hierher... so kommen Sie doch, ich verstehe kein Wort...!“

Brockdorff spricht leise, etwas benommen, erst später werden die Sätze, die er aus dem Manuskript liest, prägnanter, geschliffener, glitzernder.

„Es wird von uns verlangt, daß wir uns als die allein Schuldigen am Krieg bekennen sollen. In meinem Munde wäre ein solches Bekenntnis eine Lüge. Wir sind fern davon, jede Verantwortung dafür, daß es zu diesem Weltkrieg kam und daß er so geführt wurde, von Deutschland abzuwälzen. Aber wir

bestreiten nachdrücklichst, daß Deutschland, dessen Volk überzeugt war, einen Verteidigungskrieg zu führen, allein mit dieser Schuld belastet ist!“

Clemenceau sitzt vorgebeugt, die Hand am Ohr. Unruhe entsteht allmählich. Lloyd George beugt sich zu Wilson hinüber. Sie tuscheln.

„Das Maß der Schuld aller Beteiligten kann nur eine unparteiische Untersuchung feststellen...“

„Wir sind nicht schutzlos... unser Recht, das Recht, das uns der Vertrag über die Friedensgrundsätze einräumt, die Grundsätze des Präsidenten Wilson, sind für *beide Parteien, für Sie wie für uns bindend...*“

Jetzt versteht Clemenceau nun endlich, jetzt versteht auch Lloyd George, versteht Wilson. Brockdorff-Rantzau hatte sein Programm ausgesprochen. Wie Lloyd George seinerzeit im Napoleonsaal gesagt hatte: „Die vierzehn Punkte sind bindend...“

Aber in dem weißen Folianten, da lag das Verbrechen, lag die Losreißung von Millionen Deutscher von ihrem Vaterland, da stand nichts von Selbstbestimmung der Deutschen, sie galt nur für die Polen und die Tschechen!

„Sie werden uns bereit finden, auf dieser Grundlage den Vorfrieden zu prüfen.“

Brockdorff ist zu Ende. Einen Augenblick schlägt die Ruhe des großen Saales um ihn, dann erhebt er sich, nickt mit dem Kopf und geht durch die Reihen der Vertreter von siebenundzwanzig feindlichen Staaten hindurch.

Sie starren den Deutschen nach, sind um ihren Coup betrogen, sogar Clemenceau ist enttäuscht, weiß nichts anzufangen mit seinen Händen und Blicken. Spricht nichts, sitzt noch immer nur da und starrt geradeaus.

*

Weygand, der überaus kluge Generalstabschef Fochs, hatte den Deutschen, als sie baten, doch zu berücksichtigen, daß in Deutschland Revolution sei, freundlich entgegnet: „Was Sie da drüben haben, ist ja gar keine richtige Revolution!“

Vielleicht hatte Brockdorff auch diesen Gedanken. Vielleicht dachte er, daß sie erst kommen müßte. Daß sie kommen müßte, *um dieses weiße Buch hinwegzufegen, das er in den Händen hielt*, während der Zug wieder zurück nach Deutschland polterte.

Es war ja Wahnsinn, nichts als Wahnsinn: Danzig, Polen, Oberschlesien, Rheinlandbesetzung auf fünfzehn Jahre. Gänzliche Entwaffnung Deutschlands, Anschlußverbot an Österreich, **und zu allem die niemals versagende, niemals endende Daumenschraube der Reparation.**

Die Schuld an diesem Kriege aber hatten nicht Delcassé und nicht Grey, hatten nicht Iswolskij und nicht Paschitsch, hatten nicht die dunklen Finanzmächte Frankreichs und Englands. Nein! Diese Schuld lag einzig und allein beim deutschen Volke, dem Volke der Verbrecher, dessen Kaiser auszuliefern war!

Deutschland ist entwaffnet, denkt Brockdorff, während elsässische Städte mit ihren Fachwerkhäusern hinter dem Zug zurückbleiben, es kann nur mit geistigen Waffen kämpfen. Aber vermag man mit dieser Waffe zu schlagen?

Man hat es vermocht: Die verfluchten vierzehn Punkte haben Deutschland entwaffnet. Sie müssen jetzt die Entente zerstören, ist immer wieder sein Gedanke.

In Weimar sagt Erzberger, was der Graf zu sagen sich eben anschickt: „Sie werden unsere Frauen schänden und werden bis Berlin marschieren!“

Der Graf lächelt, eben das wollte er, sehr richtig, auseinandersetzen. Aber Erzberger verstand diese Worte anders als der Graf. Erzberger verstand nichts von Opfern und verstand nichts von dem Schmerzensweg eines aufrechten Volkes, aber er verstand die kleinen Gedanken seiner Ministerkollegen, er hauierte mit seiner Angst von einem zum andern und fand überall Gehör.

„Das Kabinett und das ganze deutsche Volk steht hinter Ihnen“, hatte Ebert Brockdorff sagen lassen. Aber der Graf merkte wenig von dieser Einigkeit.

„Verdorren soll die Hand!“, schwört Scheidemann.

„Wie kann man sich als Minister derart festlegen?“ schilt ihn Ebert und ist schon „Staatsmann“ genug zu warnen: Die alliierte Presse wird diese Rede als Antwort der Reichsregierung ansehen.

Täte sie es doch, betet Brockdorff.

*

„Wenn wir nur einige Monate durchhalten“, versichert Brockdorff, „werden wir unsere Gegner in hellster Uneinigkeit erleben.“

„Wenn der Kriegsgrund für England und Amerika wegfielen...“, hatte doch Churchill gesagt.

Aber Erzberger poltert schon: „Durchhalten, immer durchhalten, ich kenne dieses Wort vom Krieg her nur zu gut.“

Doch, er kannte es, er hatte es zu Kriegsbeginn selbst gerne geschwungen wie eine Fahne, aber er hatte das jetzt schon vergessen. Wie dieser Mann eben so war.

Brockdorff spricht mit Ebert. Mit Noske. Mit Scheidemann. Sie alle verstehen ihn und verstehen ihn nicht. Der Graf ist seelisch zu zart, zu kompliziert, dieses robuste Holz der Parlamentarier zu behauen. Diese Parlamentarier, die es waren, wie man Landarzt, Kutscher oder Zeitungsetter ist: ein Beruf.

Besetzung Deutschlands durch die Alliierten? Das war unmöglich!

Möglich erschien es Churchill. Möglich Lloyd George. Dutzendmal haben sie die Furcht ausgesprochen. Furcht: Sie kannten die gegenteilige Wirkung dieser Wahnsinnstat.

Brockdorff kannte sie vielleicht weniger gut. Ahnte sie mehr. Wünschte sie mehr.

Es kam so, wie es der Graf nie anders erwartet hatte von seinen Ministerkollegen: Sie fielen um! In einem papierernen Protest, von niemand ernst ge-

nommen, glaubte die Reichsregierung ihren Widerstand genügend erschöpft zu haben: „...äußerste Gewalt...“ „...der übermächtigen Gewalt weichend“... „unerhörte Ungerechtigkeit.“

Brockdorff demissionierte. Wie es Scheidemann ebenfalls mußte, dem die „verdorrte Hand“ entschlüpft war.

„Ich glaube“, faßte der Graf seine Tätigkeit zusammen, „den politischen Kredit Deutschlands gehoben zu haben.“

Das war Selbsttäuschung. Ohne inneren Kredit gibt es keinen äußeren! „Die deutsche Demokratie ist für uns kein Vertragspartner“, hatte Lloyd George im Krieg gelästert, als man ihm demokratisch aus dem Reichstag kam.

Nein, der politische deutsche Kredit Weimars existierte nicht.

Die Delegierten der assoziierten und alliierten Staaten, aller siebenundzwanzig, hätten höchstens die Möglichkeit gehabt, einen deutschen Aristokraten mit unerhört guten Umgangsformen zu bewundern. Einen Aristokraten mit untadeliger Gesinnung.

Aber der Blick für solche Feinheiten fehlte nicht nur den Delegierten der kleinen Staaten, auch die der großen waren nicht sensibel genug.

Brockdorff: Eine sympathische Persönlichkeit. Leider keine starke.

*

Brockdorffs Abschied war ehrenvoll: Er ging nach Moskau um dort die Fäden zu knüpfen, die Deutschland mit der Sowjetunion verbanden. Viele waren es nicht, es waren meist sehr metaphysische Dinge, die zwischen Moskau und Berlin ausgetauscht wurden. Wenn es sich um Greifbareres handelte, dann um politische Agenten, die Rußland seinem deutschen Freund in den Pelz setzte.

Der tadellose Graf fühlte in Moskau schon den Schatten des Todes über sich. Vielleicht hatte ihn dieser Schatten schon nach Versailles begleitet, vielleicht hatte das Unglück des deutschen Volkes, mit dem sich der Graf schicksalsverbunden fühlte, seine Nerven, seinen Körper zerfressen.

Vielleicht ist es wahr, was er einmal selbst angedeutet hatte: *Daß er an Versailles gestorben war!*

Ganz sicher haben diesen hervorragenden Mann die großen – oder doch besser – verbrecherischen Vier und ihre Hintermänner auf dem Gewissen!

Wilhelm Groener

1867 – 1939

Der 9. November 1918.

Und noch ein Tag im Leben Groeners, im Leben der deutschen Nation, im Leben des Deutschen Reiches: *Der 23. Juni 1919.*

Zwischen diesen zwei Tagen läuft das Schicksal eines deutschen Generals, *läuft das Schicksal Deutschlands ab.*

Am Anfang der Tragödie und an ihrem Ende steht der Name Groener. Er ist verwoben mit diesem Namen. Man kann nicht vom 9. November 1918 sprechen, kann nicht von jenem Gartensalon in der Villa in Spa sprechen, ohne Groener zu erwähnen, der das Resümée des Obersten Heye zu unnötiger Schärfe ballte.

Man kann nicht von der Unterschrift der Deutschen unter das Schmachdiktat sprechen, ohne an ein Telefongespräch zu denken, das am 23. Juni 1919



Wilhelm Groener

zwischen Groener und Ebert geführt wurde: „Nicht als Erster Generalquartiermeister, sondern als Deutscher...“

*

Am 26. Oktober 1918 wendet die Reichsregierung ihre verfügbare Energie zum Sturz Ludendorffs auf. Die Depesche, die Ludendorff – sie war von Hindenburg bereits gezeichnet – an die Armeen hatte rundsenden lassen („Die Antwort Wilsons ist für uns Soldaten unannehmbar...“), sie wurde von Heye gestoppt. Aber doch nicht früh genug, daß sie nicht in Kowno von einem Telegraphisten aufgefangen worden wäre, der ein Unabhängiger war und die Depesche einem unabhängigen Abgeordneten übersandte.

*

Wir kennen den Aufwand, die Tatkraft, zu der sich der Reichstag auf Grund des Geschreis eines Unabhängigen aufraffte.

Wir kennen den kurzen Abschied Ludendorffs. Der Kaiser ernannte Groener zum Nachfolger.

Noch ein paar Tage vor dem 6. November 1918 klopfte der Kaiser Groener auf die Schulter. Nickte ihm zu. War nur mit den Gedanken weit weg. Dann

wandte er sich in seiner schnellen Art plötzlich ganz zu Groener: „Mein wackrer Schwabe...“

Am 6. November 1918 steht dieser Schwabe vor Ebert, den dieselben Sorgen drücken, so merkwürdig es ist: *Die Monarchie.*

Der Sozialdemokrat geht sonderbare Wege. Meint etwas unerwartet: „Ich denke an die Abdankung des Kaisers zugunsten eines Prinzen.“

Der Kanzler, vor dem diese Worte gesprochen werden, horcht auf. Erfasst Groener mit vollem Blick. Was wird der neue Erste Generalquartiermeister sagen? Wie denkt er, wird das ganze Heer wohl denken. Es ist das Heer, das da zwischen Kanzler und Arbeiterführer steht.

Das Heer antwortet: „Die Frage ist unaktuell. Niemals werden sich die Prinzen für so etwas gewinnen lassen!“

(„Sie haben es mir in die Hand versprochen...“, hatte später der Kaiser gesagt.)

Das war am 6. November.

Am 9. steht der Kaiser fröstelnd im Gartensalon seiner Villa in Spa, steht am Kamin, wirft seine Gedanken in die Flammen, die die Holzscheite knallen lassen.

Groener ist da und Plessen und Schulenburg. Und der Marschall wird erwartet.

Auf einem Tischchen ordnet Oberst Heye seine Papiere. Wir kennen schon diese Papiere. Es sind die Antworten der Kommandeure der Fronttruppen. Sie haben Fragen vorgelegt bekommen, zwei Fragen: „Ist es möglich, daß S. M. an der Spitze der Fronttruppen in die Heimat marschiert?“

Zweite Frage: „Wird die Truppe den Kampf gegen den Bolschewismus aufnehmen?“

Heye beginnt seinen Vortrag. Es ist ein militärischer Vortrag, scharf und präzise, und während er spricht, wendet Heye auf dem Tisch die Belege: 39 Truppenkommandeure haben geantwortet. Auf die erste Frage: 23 „nein“, 15 „zweifelhaft“. Einer mit „Ja“...

Ein Einziger ist davon überzeugt, daß seine Truppe mit dem Kaiser an der Spitze in Deutschland einmarschieren wird!

Zweite Frage: 8 „nein“, 19 „zweifelhaft“, 12 „ja“. **Die Truppe wird gegen den Bolschewismus marschieren.**

Ein militärischer Vortrag begnügt sich nicht mit Daten, er muß auch resumieren. Und Heyse resumiert. Sagt es still, doch deutlich. Bis zuletzt doch die Erregung in seiner Stimme mitschwingt: „Die Truppe ist S. M. noch ergeben, aber todmüde. Sie will jetzt nicht gegen die Heimat marschieren, sie will Waffenstillstand, will Ruhe, nichts sonst.“

Da fährt Schulenburg hoch. Er ist preußischer General wie Heye Oberst ist, er kennt die Soldaten mindestens so gut, wie jener sie kennt. Er läßt sich nicht belehren. Und in namenloser Erregung wirft er Heye die Worte an den Kopf: „Das ist falsch, diese Schlußfolgerung ist falsch! Sie brauchen mir nicht zu sagen, was ein preußischer Soldat ist! Ich kenne ihn besser! Ein preußi-

scher Soldat, er wird auch einmal verzagt sein und wird poltern, *aber er wird seinen König nicht verraten!*“

Der Kaiser horcht auf. Er hebt seinen Blick, sieht von Schulenburg, der lichterloh brennt, zu Heye, der etwas verlegen geworden ist.

Da mischt sich Plessen ein, aus ihm stürmt es nicht anders als aus Schulenburg.

Und der Kaiser sieht auf seinen braven Schwaben.

Groener spricht. Aber ehe er noch seine Sätze gezimmert hat, weiß es der Kaiser: *Der glaubt nicht mehr an die Truppe!*

Und um der Sache so rasch wie möglich auf den Grund zu gehen, um ein Ende zu machen dieser Ungewißheit, wirft er Groener die Worte hin: „Und der Fahneneid, den die Soldaten ihrem König geschworen hatten?“

Groener liebt aus den Blicken von Plessen und Schulenburg nur tödlichen Haß. Dann sagt er mit einem Male gerade heraus: „Fahneneid... Eid... König... Treue... *das ist in diesem Augenblick...*“

Plötzlich ist es ganz still. Und das häßliche Wort hängt allein in der Luft: „eine Fiktion!“

Es war so ziemlich das Schlimmste, was ein Offizier seinem Kaiser sagen konnte.

*

Es war die letzte große, die letzte historische Aussprache zwischen dem Kaiser und seiner O. H. L. Was weiter folgte, geschah durch Vermittlung.

Groener wiederholt den Abgesandten des Kaisers, den Vertrauten, den Männern der vielgelästerten „Hydra“ seine Ansicht: Das Heer hält nicht mehr. Das Heer wird nicht mit dem Kaiser an der Spitze nach Berlin ziehen. Die Monarchie ist nicht mehr zu retten!

Dann ist Groeners Formel hier: „...der Fall eingetreten, da sich der Kaiser und König für Deutschland opfern müßte...“. *Wilsons Saat war rasch aufgegangen: In der O. H. L. war sie aufgegangen!*

Während Schulenburg den ganzen Tag am Telefon hängt, während er blitzschnell seinen Trick mit der halben Abdankung – nur als Kaiser, nicht als König – erklügelt, während Naive Munition und Gewehre in die Kaiservilla schleppen und in den blitzblanken Hofzug, umstehen Höflinge den Generalquartiermeister: „*Flucht?*“

Und Groener sagt eindeutig, sagt es immer wieder: „*Majestät setzt sich unwürdigster Behandlung aus, setzt sich der Situation aus, vor ein Revolutionstribunal gestellt zu werden!*“

Und noch einmal wiederholt er es: „Majestät möge nicht auf die unverbrüchliche Treue des Heeres bauen...“

„Was sagt der Marschall“, klingt es wie ein Schrei. Der Marschall hat schon einmal gesprochen: „Das Heer steht nicht mehr zu Majestät.“ Jetzt spricht es Groener aus: „In diesen Dingen gehen unsere Meinungen – leider – nicht auseinander...“

Noch immer zögert der Kaiser. Noch immer lodert Schulenburg. Dann geht die Arbeit in der O. H. L. weiter, geht weiter auch nach dem merkwürdigen Taschenspielerkunststück Max von Badens, der die Dynastie durch eine vorzeitige und eigenmächtige Abdankungserklärung zu retten hofft.

Es ist mit einem Male still um den Hofzug, er steht einsam da.

Am nächsten Tag jubelt die Straße von Berlin. Und ist Ebert wie vor den Kopf geschlagen. Und Scheidemann gestand Jahre später einem ausländischen Journalisten gegenüber: „*Die Republik war eine Verlegenheitslösung. Man hätte dem zurückkehrenden Kaiser kein Haar gekrümmt.*“

Sein Erster Generalquartiermeister war anderer Ansicht gewesen – und der Marschall widersprach ihm nicht...

Da ging der Kaiser, der dem Zweigestirn Hindenburg-Ludendorff einst Deutschlands Schicksal in die Hand gelegt hatte, der darauf verzichtet hatte, seinen gerade von den Militärs so gefürchteten „Einfluß auf die Kriegsführung“ geltend zu machen, jenen Weg, den ihm die O. H. L. riet, *auf den sie ihn drängte.*

Wochen später schlug die deutsche Armee die glänzendste Schlacht der Weltgeschichte: Einen geordneten Rückzug in Fristen und unter Bedingungen, die kein Mensch bisher für durchführbar gehalten hatte.

Und am Ende schlug sie nun doch den Bolschewismus nieder!

*

Besaß Deutschland noch eine O. H. L.? Die Leute wußten es gar nicht, nicht einmal die Politiker wußten es. In Kassel saß sie? Und dann in Wilhelmshöhe?

Mit dem Zusammenschrumpfen der Armee, mit den Massenentlassungen, der Umschichtungen, mit den Kriegsministern und mit Noske, mit den Entwaffnungen stählerner Kerntuppen, wie der Baltikumer, mit den Quertreibern lächerlicher Soldatenräte, mit dem plötzlichen Gewicht von Verrätern wie Hellmuth von Gerlach – mußte die Bedeutung eines Ersten Generalquartiermeisters notwendigerweise zu einem Schatten verblassen.

Nur an einem einzigen Tag, da sah ganz Deutschland nach diesem Ersten Generalquartiermeister, da hing Deutschland an seinen Lippen...

Am 23. Juni 1919.

Er war so schicksalsschwer wie der 9. November 1918. *Aber es lag nicht so namenlose Verantwortung auf den Schultern Groeners: Die Frage, die ihm die Herren Ebert, Noske, die Scheidemänner und Erzberger gestellt hatten, sie waren nie ernst gemeint gewesen!*

Als er die Antwort gab, waren ihm die Politiker dafür dankbar, daß er sie so gab. *Daß er verneinte!* Und fröhlichen Sinnes depeschierten sie nach Paris: Deutschland nimmt den Friedensvertrag an.

*

Es hatte zuerst anders ausgesehen. Und es hatte in Weimar eine Auseinandersetzung zwischen zwei Kriegskameraden gegeben und Freunden. Zwischen Groener und Reinhard.

Reinhard war in diesem Augenblick mehr als Soldat. Er überragte alle Politiker Weimars um Haupteslänge. Er scherte sich den Teufel um Schwarz-Rot-Gold oder Schwarz-Weiß-Rot, um Monarchie oder Republik. Er sah nur den Osten!

Groener: „Wir werden nur einen vorübergehenden Widerstand zu leisten imstande sein. Die Entente wird im Westen einmarschieren, *sie wird Deutschland aufteilen, der Wunsch des größtenwahnsinnigen Tschechleins, das schon einen Aufteilungsplan nach Paris geschickt hat, in dem die »Reservationen für Deutsche« – als wären wir Siouxindianer – eingezeichnet sind, wird Wahrheit werden!*“

Reinhard sieht nur das eine, will nur das eine sehen: „Der Osten muß erhalten bleiben. Preußen muß in seiner jetzigen Gestalt erhalten bleiben. *Wenn wir den Osten verlieren, ist Preußens weltgeschichtliche Mission im Osten zu Ende!*“

Groener macht eine abweisende Gebärde.

Reinhard: „Ist die O. H. L. bereit, eine Volksbewegung im Osten zu organisieren und deren Leitung zu übernehmen?“

Groener lehnt ab.

Sie scheiden als Feinde.

Nocheinmal Groener, Reinhard, die kommandierenden Generale. Noske ist dabei.

Und Noske ist es, der warnt: Ja, wenn man diesen Angriff im Osten mit großem Elan vortragen könnte?

Groener hat wieder Bedenken. Aber wenn er der Reihe nach die Gesichter seiner Kameraden betrachtet, starrt ihm nichts als Haß und Gegnerschaft entgegen.

Und dennoch: Groener trägt wenig Verantwortung für seine Auskunft vom 23. Juni 1919. Die Frage war längst nicht mehr ernst gemeint: Der Zentrumsabgeordnete Ullrich aus Oberschlesien erklärte im Namen des oberschlesischen Volkes, man wünsche keinen neuen Krieg. Hörsing sagt dasselbe für ganz Schlesien. Sahm, damals Oberbürgermeister von Danzig, meint, in Danzig dächte keine Seele an Widerstand und Krieg, ebenso sprechen die Minister aus Württemberg und Baden!

*

In der Nacht vom 22. auf dem 23. lehnte die Entente die deutschen, schüchternen Gegenvorschläge rundweg ab. Am 23., um 19 Uhr, läuft die Frist ab. Was soll geschehen? Sollen die Offiziere dulden, daß man sie vor der Welt als Verbrecher hinstellt, daß man Deutschland als Hort der Verbrecher schmährt, gibt es denn keine Schmach mehr, die man Deutschland nicht zufügen dürfte?

Sie sie ganz vogelfrei, geschmäht, verlacht, versklavt... darf sie bespucken, besudeln wer will? Dieses Volk, das sich in diesem unerhörtesten Ringen der Geschichte geschlagen hatte wie noch keines?

General Maercker geht zu Noske. Spricht in ihn hinein. Faßt ihn fest und zeigt ihm eine Welt, in der sich jener in letzter Zeit immerhin umgesehen hatte. *Und die er jetzt langsam begreift: Maercker zeigt ihm die Welt des deutschen Offiziers.*

Noske eilt zu seinen Parteigenossen. Eilt zu den Zentrumsleuten. Und plötzlich sind sie alle wie verwandelt: *Sie werden den Vertrag nicht annehmen!*

Im letzten Augenblick beschwörend, drohend, schreiend und säuselnd kommt Erzberger. Aber selbst seine eigenen Leute lassen ihn im Stich.

„Um 19 Uhr läuft das Ultimatum ab, seid ihr wahnsinnig?“ tobt Erzberger.

Das war richtig, dachten die Abgeordneten und Minister, um 19 Uhr lief das Ultimatum ab. Man mußte über eine furchtbare Sache etwas rasch entscheiden. Was sagte denn Ebert dazu, fragten sie.

Und Erzberger rannte dem Präsidenten die Tür ein. Bat um Hilfe. Ebert vermittelt bei Noske. Aber der bleibt doch noch stark.

Da läßt sich Ebert mit der O. H. L. verbinden. Und Groener antwortet Ebert mündlich, er antwortet ihm gleich darauf schriftlich: „Nicht als Erster Generalquartiermeister, sondern als Deutscher, der die Gesamtlage klar übersieht, halte ich mich in dieser Stunde für verpflichtet, folgenden Rat zu geben: *Der Friede muß unter den vom Feinde gestellten Bedingungen abgeschlossen werden.*“

Er begründete dies damit, daß „nach vorübergehenden Erfolgen im Osten der Kampf im Enderfolg aussichtslos sein würde...“

*

Eine Woche später tritt Groener zurück. Er fühlt sich bei seinen Kameraden verfehmt, wohin er blickt, starrt ihm bodenloser Haß entgegen. Sie wollen nichts mehr wissen von diesem General, der die Armee in die Schande gestoßen hatte.

Die Politiker hatten Groener nicht verfehmt. Ebert holte alle seine Biederheit hervor, den General zum Bleiben zu überreden.

Für Groener – nicht für die Nation – war der 23. Juni 1919 nicht belastend! Ein einziges Aufatmen ging durch die Männer der Volksversammlung, als die O. H. L. stoppte. Sie waren unendlich erschrocken vor ihrem Mut und fühlten sich erst nach der Annahme wieder frei.

„Wir werden den Osten nie mehr wiedererobern, Preußen hat seine große Rolle ausgespielt“, hatte Reinhard Groener beschworen.

Aber schlesische Abgeordnete, süddeutsche Ministerpräsidenten, preußische Oberbürgermeister hatten erklärt: *Das Volk will keinen Krieg!*

„**Reißen Sie doch das Volk hoch, packen Sie es**“, hatte Ludendorff einst dem Reichstag zugerufen. Aber er hatte es nicht gepackt, nicht hochgerissen, sowenig wie er jetzt das Volk packte und hochriß. *Damit, daß Ebert die O.H.L.*

fragte, ob man siegen würde, war der Volksaufstand schon zu Ende, ehe er begonnen hatte. Damit auch, daß sich die Abgeordneten schleunigst damit zufrieden gaben. Damit, daß die Bürgermeister referierten, es gäbe doch überall Streiks.

Das Volk? Es fragt nicht mehr. Es fragte auch nicht, als Danton sein Programm in die Masse schleuderte. Es fragte nicht 1813, als das Volk wirklich aufstand und der Sturm losbrach und es keinen Buben gab, der noch die Hände feige in den Schoß gelegt hätte.

Hatten die blassen Stubenhocker aus den Kanzleien, den Ämtern, die sich 1914 als Freiwillige zu den Kasernen drängten, gefragt, ob sie siegen würden? Ob sie heimkehrten? Wie die Chancen stünden?

Ein „*Volksaufstand*“, *den man wie ein sicheres Geschäft abschließen will?*

Ebert gab, bedauernd, Groener bei seinem Abschied mit, was man sonst einem Minister der „neuen Zeit“ mitgibt: Die Versicherung in der Tasche, daß sich sicherlich immer eine Stelle – etwa eine politische Staatsstelle – finden würde für ihn! Für Groener! Karte genügt.

Matthias Erzberger

1875 – 1921

Walther Rathenau

1867 – 1922

Mit der Depesche, die die deutsche Regierung am 23. Juni 1919, 16 Uhr nach Paris abgeschickt hatte – „Annahme unter Protest“ – war Erzbergers geschichtliche Mission im Weltkrieg erfüllt: *Deutschland hatte sich unterworfen!*

Selbst seine Betriebsamkeit in Weimar, „Das deutsche Volk, einig in seinen Stämmen...“ „Die Staatsform ist die Republik...“ „Farben Schwarz-Rot-Gold“, selbst diese Betriebsamkeit, während die deutsche Welt aus tausend Wunden blutete, war fade. Abgeschmackt – war nichts mehr wert! Was nach dem 23. Juni 1919 um Erzberger und von ihm ausstrahlend geschieht, ist nur mehr Nachlese der Ernte seines politischen Fleißes.



Matthias Erzberger

Wie sein eigener, sinnloser Tod nichts anderes ist als eines der Saatkörner, die er selbst gestreut hatte in den hoffnungslos gemarterten, haßzerpflügten deutschen Boden.

*

Dennoch: auch diese Nachlese ist reich. Und selbst noch ein paar Stunden, bevor sich aus dem Dämmer des Schwarzwaldes ein paar Schatten lösen und einige Schüsse die Abendruhe zerschlagen, gebraucht noch der Erfüllungskanzler Deutschlands Erzbergers ewiges Wort vom „leidenschaftlichen Erfüllungswillen...“

Armes Deutschland, wenn du keiner anderen Leidenschaften mehr fähig gewesen wärest!

Es war ein armes Deutschland, dessen Kanz-

ler in die Welt schrie: „Ich habe jeden Glauben daran verloren, daß in den Beziehungen der Völker untereinander Gerechtigkeit und Recht noch eine Rolle spielen könnten!“

Das war ein Wort, über das man erschrak. Nicht in London, nicht in Paris, aber in Deutschland erschrak man vor so viel Mut, und rasch warf man eine dicke Decke über diese Worte, damit sie gedämpft wurden. Rasch sagte der Kanzler: „Gleichwohl wird die Reichsregierung weiterhin eine Politik verfolgen, die den Gegnern jeden Vorwand nimmt, Deutschland auf Grund des Friedensdiktates zu vernichten.“

Das ahnte man also doch schon, daß dieses Versailles nichts anderes war als ein Vernichtungsinstrument?

Aber es blieb dennoch beim leidenschaftlichen Erfüllungswillen, der Kanzler sprach ihn aus. Er sprach ihn rasch aus, ehe Wolken des Unwillens auf der Stirn eines Lloyd George aufsteigen konnten: Desselben Lloyd George, den,

solange er lebt, die Engländer als geschickt, als energisch, als klug, als erfinderisch, als flink, als diplomatisch bezeichnen werden. Aber den noch niemals ein Engländer für einen „clever man“, den noch nie in seinem ganzen Leben ein Engländer als *anständig* bezeichnet hat, diesen Herrn von dem Marconi-Aktien-Skandal...

Und leidenschaftlich ist dieser Erfüllungswille immer noch. Rücksichtsvoll und besonnen ist dieser Kanzler immer noch, auch unmittelbar nach dem Ultimatum von London, jener Kragengeste, eines Plattenbruders würdig, unmittelbar nach dem Urteil über Oberschlesien. Diese Glanzleistung ist eines Pferdetäuschers würdig...

So hat Erzberger – dessen Devise war: „Erst mach dein Sach“, dann trink und lach!“ – die deutschen Kanzler verdorben!

*

Am 6. Mai 1919 trifft aus London das Ultimatum ein, das Deutschland zwingt, abgesehen von allen bisherigen Leistungen 132 Milliarden Goldmark in 37 Jahren zu zahlen. Die gesamten deutschen Ein- und Ausfuhrzölle werden verpfändet, dazu nicht alle, aber viele Steuern. In Paris wird eine interalliierte Kommission über Deutschland wachen. Ein eigenes Büro in Berlin wird ein Netz der Kontrolle über das Reich werfen: „Wenn die deutsche Regierung die oben angeführten Bedingungen nicht annimmt, werden die alliierten Regierungen zur Besetzung des Ruhrgebietes schreiten. Die Besetzung wird solange dauern, bis Deutschland alle diese Bedingungen erfüllt haben wird.“

Das deutsche Volk nimmt auch diesen Peitschenhieb hin, und 220 Reichstagsmitglieder, erfüllt von der „Leidenschaft der Erfüllung“, stimmen gegen 172 andere M.d.R., die die härtesten Bezeichnungen aus dem deutschen Vokabular für diese Strauchdiebpraxis der Alliierten noch immer zu milde finden. Und in unserer heutigen Zeit ist Deutschland wieder geknebelt – nur findet sich keiner unserer MdB der den Mut hätte, es diesen 172 nachzutun.

„Mein Programm ist Verständigung, Wiederaufstieg und Versöhnung“, sagt der Kanzler.

Die Deutschen nehmen an, aber Düsseldorf und Ruhrort und Duisburg bleiben weiter besetzt. Und der Rheinzoll bleibt! Und die fünfzigprozentige „Straf-abgabe“ für deutsche Ausfuhr bleibt. Aber durch das Loch im Westen fließt der Champagner nach Deutschland. Er fließt schäumend und unversiegbar.

In ein scheinbar blühendes Deutschland. Einem Deutschland, in dem es sich leben läßt: Immer herein mit der Ware: Morgen ist sie schon teurer. Herin durch das „Loch im Westen“: Modes, Robes, Parfüms, je teurer, desto gesuchter.

„Wie nannten Sie das? Inflation? Mag sein, ich verstehe das nicht ganz, ich war doch gestern noch nicht Kaufmann. *Aber man verdient*“, lacht es abends in den teuren Restaurants.



Es gibt andere Deutsche, Deutsche mit anderen Leidenschaften als der des Erfüllungswillens. Die sitzen beisammen, zu dritt, zu viert. Sie sind blaß und eingefallen: „Was soll aus Deutschland noch werden?“



Die Entente aber geht scharf ins Zeug: Die Reichswehr hat auch Beamte? Sie zählen für die Entente als Offiziere und um diese Zahl ist das Offizierskorps zu verringern. Man nimmt der Reichswehr die – Fahrräder. Man nimmt auch privaten Luftschiffwerken zwei Zeppeline...

*

Deutsche Polizei erscheint in einem süddeutschen Werk. Die Arbeiter sind empört: „Was wollen denn die?“

„Pst, es ist eine Ententekommission!“

„Verdammt“, fluchen die Arbeiter. Schauen weg. Der Direktor grüßt die französischen Offiziere. Sie danken nicht. Stelzen nur durch die Fabrikräume. Direkt auf eine Mauer zu – und: „Aufreißen!“

Der Direktor ist wie vor den Kopf geschlagen.

„Haben Sie nicht verstanden, aufreißen... heda... Arbeiter!“

Die zerbeißen in ohnmächtiger Wut ihre Flüche in den Zähnen: „Ein Schurke, wer die Hand rührt... wir wollen arbeiten, haben Kinder... wollen essen... schafft endlich das Gesindel aus dem Werk!“

Die Ingenieure sind verzweifelt. Schließlich wird von draußen eine fremde Mannschaft geholt. Die Mauer wird aufgebrochen. Man findet alte, unbrauchbare Kanonenrohre, die die Fabrikleitung als Alteisen aufgekauft hat zur Verarbeitung.

„Welcher Hund hat das verraten“, brüllen die Arbeiter und haben blutunterlaufene Augen.

Ganz genau derselbe rüddige Hund, der hinterher den Artikel in einem Arbeiterblatt veranlaßte, in dem die Arbeiter dieser Fabrik „Saboteure“ genannt werden. Oho, wie sich doch alles wiederholt!

*

Die süddeutschen Bahnhöfe, jene zur Schweiz, sind auch nicht immer in bestem Zustand. Man hat im Krieg keine Zeit gehabt, sich um diese Bahnhöfe zu kümmern.

„Ich hab’ ‘ne Eingabe gemacht“, sagt der Stationsvorstand, „hab’ um neu Geleise gebeten.“

Und er hat sich dabei nicht im Traum einfallen lassen, daß ihm die Ehre zuteil würde, vom französischen Kriegsminister Levebre in einer Rede gewürdigt zu werden: „Die Deutschen bauen ihre Bahnhöfe im Schwarzwald aus, die neue deutsche Aufmarschlinie...“

In einem solchem Deutschland lebten junge, fanatische Studenten.

*

Sie sitzen in den Studentenhäusern, hocken in ihren Buden, zermartern sich die Köpfe: Deutschland! Sie können nicht schlafen in der Nacht: Deutschland!

Ja, als sie sich noch balgen durften! In Oberschlesien! Und gegen die Kommunisten. Da gab’s ein Ventil für überschüssige Vaterlandsliebe! Aber jetzt hat man sie entwaffnet: Die Entente hat’s befohlen!

Da hocken sie nun und brüten und wüten. Und auf dem Hauboden schleudern sie plötzlich den Speer in eine Ecke, daß es Kalk regnet und der Chargierte meint, es seien ein paar verrückt geworden.

Da wird es laut: „Müssen wir denn alles herunterschlucken, alles? Sind wir ganz entrechtet, sind wir nicht mehr frei wie es unsere Väter waren, sind wir Sklaven dieser Franzosen?“

Wie gut daß es noch Deutsche gibt wie sie. Richtige Deutsche!

Blaß stehen die andern da und nehmen die Fechtmasken ab.

„Heute ist Schluß auf dem Hauboden“, sagt entschieden der zweite Chargierte. Aber seine Stimme ist merkwürdig belegt.

*

„Habt ihr das gelesen?“ schieben sich die Studenten, die jungen deutschen Männer, einander die Zeitung hin.

Das mit dem Küfermeister? Der bekommt dreizehn Monate Gefängnis, weil er als Unteroffizier in einem Gefangenenlager für Engländer ein paar Tommies „britische Schweine“ genannt hatte. Damals wie heute: Gesinnungs-terror!

Und was hat man uns genannt, in Frankreich, wie? Wann werden wir dem französischen Unteroffizier den Prozeß machen, der uns jeden Tag bespuckt hatte mit seinem Haß, seiner Dummheit, seinen sadistischen Launen...?“

Und wer macht dem französischen Obersten den Prozeß, der von den Suspensorien (*Suspensorium*, lat.: *Trag- oder Stützbinde für das männliche Geschlechtsteil*) aus bayerischer Prinzessinnenhaut schwärmte? Wer dem General, der seinen Offizieren im Gefechtsbefehl blonde rheinische Mädels versprach? Wer dem englischen Leutnant, der die deutschen Kriegsgefangenen eigenhändig mit dem Maschinengewehr niedermähte? Das alles sind keine Unmenschen. Nein, es sind überhaupt keine Menschen. Es ist Abschaum!

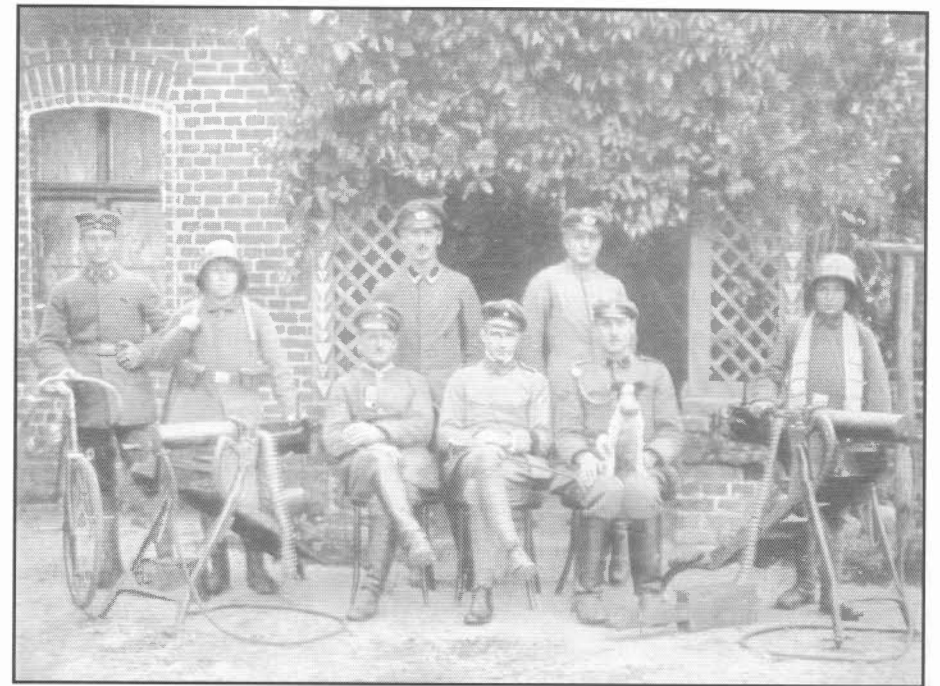
Da erhalten deutsche Generale von französischen Kriegsgerichten regelrechte Vorladungen.

Man hilft sich in Deutschland gegenseitig: Als die Zahl der „Vorgeladenen“ anschwillt zu einer Armee läßt man sie einfach verschwinden. Auf dem Gut des Deutschen Kaisers in Kadinen lebt bald ein ganzes Offizierskorps. Dabei sind U-Boothelden, Fliegerstaffelkommandanten, Träger des Ordens „Pour le mérite“...

Noch einmal brüllt es von England her, das beinahe schon vergessene „Hängt den Kaiser!“ des Marconi-Aktien-Skandalhelden Lloyd George. Zu gerne hätte er den Verwandten seines Königshauses aufgeküpft. Eine schöne Verwandtschaft lebt dort drüben. Pfui Deubel!

„Müssen wir alles hinunterschlucken... wer hat uns in dieses Unglück gestürzt?“ wüten die Studenten. Doch sie werden auch wieder stiller. Werden ganz still und sehen scheu um sich – wie heute. Und raunen nur noch. *Raunen einen Namen*. Dann schreien sie ihn heraus: „Erzberger ist an allem schuld! Er hat Deutschland verraten!“

*



Bunt zusammengewürfelt nach Alter, Herkunft und Waffengattung waren die Freikorps, die gegen die räuberischen Polenhorden die Wacht hielten.

Ja, solange sie sich raufen konnten, in Oberschlesien, da war's noch gut. Solange man seine Wut hinausschießen konnte mit seinem Maschinengewehr!

Aber dann wurden sie doch zurückgezogen. Dann wurden sie von der deutschen Regierung zurückgezogen. Dann waren sie wieder die bespuckten „Weißen“, waren sie wieder die „Gegenrevolutionäre“, die weg mußten!

„Bayern hat seine eigenen bewaffneten Verbände, und ganz Deutschland kann die Zeche bezahlen, die Entente macht uns, macht Berlin verantwortlich“, jammert man in Berlin.

„Erzberger“, rufen die Studenten. Wie rasend greift die Psychose um sich.

*

Schlag auf Schlag, Schlag auf Schlag: Die Finanzkontrolle, die Wahnsinnsziffer der deutschen Reparationszahlungen, der Vernichtungsfeldzug der Ententekommissionen gegen die deutsche Industrie, die Prozesse gegen die „Kriegsverbrecher“. Selbst Hindenburg stand ja noch bis zum Besuch des gelben Laval in Berlin auf der Liste! – Und am Ende Oberschlesien...! Dieser Betrug! Dieser Wortbruch Wilsons, dessen 14 Punkte Deutschland entwaflnet hatten! „Diese elenden, hundsgemeinen Verbrecher!“

„Warum haben wir uns das alles bieten lassen...“, schäumen die Jungen.

„Jeder Widerstand war umsonst“, belehrte das Alter, belehrte die Regierung. „Groener selbst hat doch erklärt...“

Da toben die Jungen: „Ein »Volksaufstand«, nach dessen wahrscheinlichem Erfolg man sich zuerst erkundigt...? Patriotismus mit Rückversicherung? Heldentum auf Erleben?“

Dann züngelt es auf. Da, und dort, in winzigen, hauchdünnen Stichflammen: „Wenn eine Hand voll strammer, zu allem entschlossener Menschen in dieser Zeit...“

Sie sagten nicht, was sie tun sollten, diese entschlossenen Menschen. Das war das Schlimme, daß sie es nicht sagten: Und daß es sich aber jeder dachte.

In einer rettungslosen Kurve sank die Mark. Zu Wut und Schmach kam auch noch der Hunger.

*

Die Jungen würgten an den Worten: „Aber wir sind ja verachtet. Jeder Strolch darf uns anrempeln, wenn er uns abends mit einer Mütze sieht. Wir sind schutzlos und ehrlos, und die Regierung zeigt mit Fingern auf uns. Wir haben uns geschlagen, haben geblutet für Oberschlesien, das die deutsche Regierung vorher verraten hat, für Posen, das die Soldatenräte den Polen übergaben, für das Baltikum, das Berlin im Stich ließ. Wir haben für die Regierung selbst gekämpft, als Spartakus Berlin in Brand setzte, als die Regierung nicht wußte, sollte sie nach Dahlem, nach Weimar oder sonstwohin rennen. Wir haben unsere Schädel hingehalten für diese Regierung – und das ist der Lohn... Erzbergers Lohn!“

Darin hatte die Regierung nicht ganz unrecht: Dieser „deutsche Geist“, zusammengeschlossen in vaterländischen Verbänden, verbunden durch das Blut auf den Kampffeldern, zusammengeschmiedet durch die Führer, die das Erlebnis des großen Krieges fürs Leben verband, konnte sehr gefährlich werden.

Es war wie eine große Loge: Sie erkannten einander am Gesicht. An den Schmissen. An der Haltung. An den Gesten. Sie brauchten die Versammlungen nicht und auch nicht die Uniformen. Der gleiche Geist reagierte augenblicklich.

Da gab es Gemäßigte. Gab die Freikorps und die anderen Wehrverbände. Und es gab auch schärfere Gruppen, weiter rechts.

Und solche, ganz rechts. Aber in ihrer Einstellung zu den Tagesnöten der Politik waren sie ganz und gar links: *Kannten, anerkannten bloß ein Argument: Gewalt!*

Gewalt in Frankreich! Gewalt in Deutschland, wenn es sich um die „Weißen“, um die „Reaktionäre“ handelte, um die „Offiziersclique“.

Da nickten die Burschen in sich hinein. Schön also: Gewalt!

*

„Hm“, – und es war wie ein Hauch der ganz vorsicht den Mund verließ mit der Frage: „E?“

Der andere nickte. Sie haben einander nichts weiter zu sagen. Sie wissen das gleiche. Denken, hoffen, schwören das gleiche. Es ist auch besser, wenn das ominöse „E“ nicht allzuoft genannt wird.

„Pässe?“

„In Ordnung...“

Geflüstert wird: „Es ist alles vorbereitet. Du hast doch nichts Schriftliches bei dir?“

„Nichts...“

„Kennt ihr die Wege?“

Dann schüttelt der ältere des Jungen Hand: „Für Deutschland!“

*

Sie kannten die Wege Erzbergers. Wußten genau, welche er am 26. August 1921 gehen würde. Hinauf zur Höhe, zu deren Füßen sich unten das Tal ausbreitete, als öffnete es die Arme. Genau an der Wegbiegung oben. Wie oft waren sie schon dort gestanden.

Ein etwas massiger Herr mit starker Brille näherte sich dieser Wegbiegung. Er ging mit schnellen Schritten, als hätte er etwas zu versäumen. Er war nicht für Schwarzwaldidylle und der ihr innewohnenden Ruhe aufgelegt. Denn in ein paar Wochen, da wollte er – wie nannte man das? – „in die aktive Politik zurückkehren.“

Es winkt doch Cannes... die große Rolle auf der Dielettantenbühne der „Völkerversöhnung.“

Ihm – und seinem Freund Carl Dietz – schlenderte eine Gruppe entgegen. Irgendwelche Studenten offenbar, die sich durch die Ferien langweilen und sich den beiden nähern. Da stutzt plötzlich der Minister, will eine Geste der Abwehr machen. Mehrere Schüsse peitschen auf. Erzberger ist sofort tot, Dietz überlebt schwer verletzt.

Entsetzen erfüllt den Weg, als die beiden Körper auf dem Boden lagen. Kein Mensch weiß nachher, wie der Weg, wie der Wald die Täter verschlungen hatte.

*

„Ein Staatsmann von gigantischem Format“, dröhnt es aus dem Kanzleramt. Und Kanzler Wirth steigert seinen Pathos: „Die sich am 9. November in ihre Mauselöcher verkrochen haben, sie mißbrauchen jetzt die Freiheit der Demokratie!“

Und wie ein Rüttschwur: „Wenn es einmal heißen wird, hie Bürger, hie Proletarier, ich werde auf Seiten der Proletarier sein!“ Dies sagt der deutsche Reichskanzler Wirth! Der Kanzler für alle Deutschen.

Was folgt ist der helle Wahnsinn: Verbot jeder Kriegerfeier, Verbot der Sedanfeier, Verbot, die alten Uniformen bei Hochzeiten zu tragen, Verbot na-

tionaler Vereine, Zeitungen... Verfolgung und Besudelung jeder nationalen Regung: **Der Patriot ist vogelfrei – genau wie heute!**

So hat Erzberger leider noch im Tode Frankreich seinen Erfüllungswillen bewiesen.

*

„Dort ist Saaleck, hier die Rudelsburg...“, sagen die Studenten und blicken achtungsvoll am alten Turm hoch. Sie ziehen weiter die Saale hinab, aus der die Abenddämmerung steigt. Einer wendet sich um und blickt zurück.

„Ist das Gemäuer etwa bewohnt?“

Sein Nachbar erschrickt: „Unsinn... wo denkst du hin?“

„Hab' bloß Licht gesehen... vielleicht habe ich mich auch geirrt.“

Und weiß dann selbst nicht, warum er gerade auf die politischen Morde zu sprechen kommt.

Und auf die Organisation „E“, die noch immer wichtiger wiegt für die Regierung als Poincaré... und die Mark... und die Ruhr... und, und, und.

Sein Begleiter blickt ihm scharf ins Gesicht. Aber er findet nichts Beängstigendes darin.

Er hat nur mit einem Male Angst vor dieser Gedankenübertragung. Spricht hastig, unvermittelt, sinnlos von Jena. *Nur weg von dieser Burg!* Weg mit den Gedanken von dieser Burg: Sie könnten zu Verrätern werden, diese Gedanken.

Oben in dem vermorschten Turmstübchen flackert doch ein Licht. Eine Hand tastet nach dem Vorhang vor dem Fenster: Er hatte sich verschoben.

*

Die Schüsse, die aus dem Schwarzwald tönten und Deutschland aufschreckten, sie galten dem Manne, der Deutschland den Kampfwillen genommen, der die Armee verraten, der in Compiègne unterzeichnet hatte. Der allein, beinahe wirklich allein, am Ende Versailles ermöglichte.

Ihn wollte man treffen. Und alle die, die dachten wie er. Von denen gab es selbst in seiner Partei viel weniger als man annahm. Darum mußte dieser Einfluß hinweg, dachten die Studenten.

Gegen Rathenau als Person war nichts einzuwenden. Rathenau fiel, weil man in ihm ein System sah. Weil man mit ihm, in ihm ein Judentum treffen wollte, das sich frech aufgeschwungen hatte auf das Rößlein der Politik, als Deutschland todwund in den Staub sank.

Die Kugeln galten einem Judentum, dem Rathenau am allerwenigsten angehörte: Denn dieser Rathenau haßte dieses „neue Judentum“. Dieses sich in Preußen jetzt international gebärdende Judentum. Wobei eben diesem Judentum die Internationalität des Weltkrieges genauso viel wert war wie die Internationalität des Sozialismus, des Kommunismus – und des Zionismus!

Mord Erzberger!

Als Täter sind festgestellt, aber flüchtig gegangen:



1. Der am 20. Juli 1893 in Saalfeld (Saale) geborene, seit Ende April 1921 in München wohnhaft gewesene

**Kaufmann
Heinrich Schulz**

Schulz ist der Täter, dessen linkes Ohr am oberen Rand verstümmelt ist:



2. Der am 27. November 1894 in Köln-Lindenthal geborene, seit Mai 1921 in München wohnhaft gewesene

stud. jur.
Heinrich Tillessen

Tillessen ist der Täter mit der Narbe quer über den Nasenrücken.

Unter Hinweis auf die ausgelegte Belohnung von 120 000 Mark wird ersucht, nach den Tätern mit zu fahnden, sie bei Verfehlen festzuhalten und der nächsten Polizeibehörde zuzuführen.

Sachdienliche Mitteilungen, auch geringfügig erscheinender Art, werden an die Badische Staatsanwaltschaft Offenburg oder an das Württ. Landespolizeiamt in Stuttgart, unter Aufsicht, erbeten.

Offenburg, den 13. September 1921. **Badische Staatsanwaltschaft.**

Schulz und Tillessen haben vom 14. 17. August 1921 unter ihrem richtigen Namen im Gasthaus „zum Badischen Hof“ in Stuttgart und am 19. August 1921 unter dem Namen **Rudolf Briese, stud. jur.** aus Würzburg und **Ernst Berkner, Kaufmann** aus Jena a. S., im Gasthaus „zum Engel“ in Ulm gewohnt.

Stuttgart, den 14. September 1921. **Württ. Landespolizeiamt.**

Rathenaus Buch über die Juden ist bei den Juden selbst nicht beliebt: Aus ihm spricht zu sehr ein Kenner der Materie. Und wie ein geschliffener Spiegel zeigt er die Wahrheit zu scharf.

Rathenau weist den deutschen Juden die Rolle zu: Bescheidenheit. Nicht-einmischung in die Politik eines Staates, dessen Bürger nur zu einem ganz lächerlichem Prozentsatz aus Juden bestehen.

Die Masse kennt nicht Rathenau's Schriften über die Juden. Seine Mörder kannten sie sicherlich nicht. Vielleicht auch die nicht, die ihm die Mörder ausgesucht hatten. Und wenn sie sie gekannt hätten, dann hätten sie vielleicht gesagt: *Er hat anders gehandelt, als er schrieb.*

Das hatte er. Er, der die Juden warnte, sich in die Politik zu drängen, er *tat es selbst*. Das war das Tragische an seinem Wesen. *Das war vielleicht die jüdische Tragik in seinem Leben, daß er erkannte und doch nicht anders zu handeln vermochte.*

Ein guter Mann fällt so sein Urteil selbst. Unbewußt. Welch eine Tragik!

*

„Ich, meine Herren, hätte Rathenau nicht in ihr Kabinett genommen, wenn sie sich des Tages erinnert hätten, da Freiherr von dem Bussche zum erstenmal der deutschen Nation durch seine parlamentarischen Vertreter mitteilte, daß »es nach menschlichem Ermessen unmöglich wäre, dem Feind den Willen aufzwingen«“. Zu deutsch: *Daß man geschlagen war.*

An diesem Tag hörte man nicht von Erzberger, daß er seinen Pathos angekurbelt hätte: „Rettet Deutschland!“ Auch Stresemann hatte seine Sprache verloren, vergebens rief Ludendorff den „berufenen Vertretern der Nation“ zu: „So reißt sie doch hoch, die Nation!“

Nur Rathenau – ein wenig „liberal“ auf 1813 zurückgreifend – richtete in der „Vossischen Zeitung“ einen „Aufruf an die Nation!“

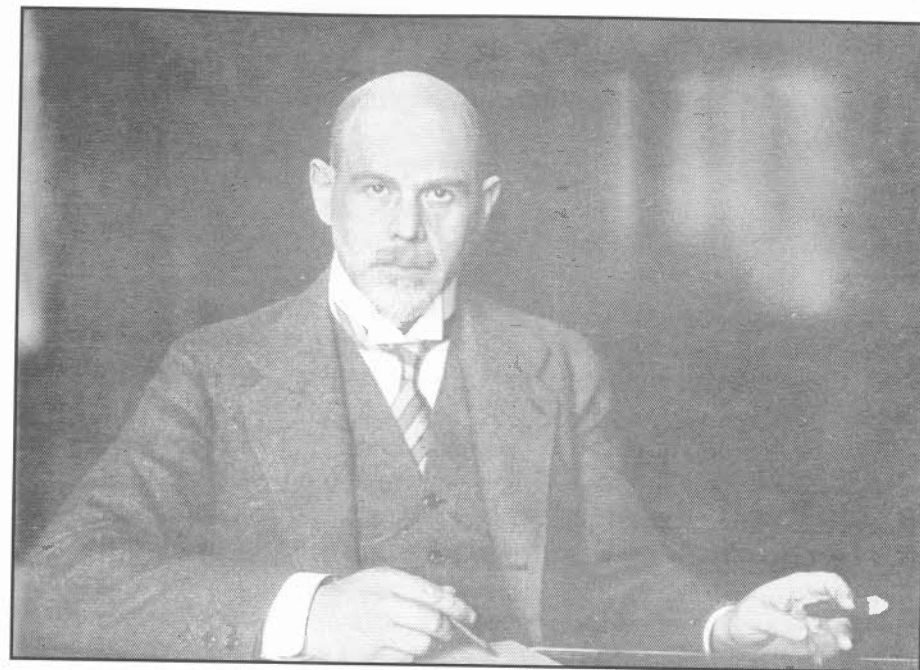
Der entfachte allerdings kein Jahr 1813. Aber der Wille war da.

Kein Teufel meldete sich in einer Kaserne, bat um ein Gewehr. Nein, Rathenau kannte das Deutschland von damals ebenso wenig wie Stresemann... *aber er hatte es wenigstens mitschaffen helfen, dieses verarmte, niedergeworfene, verzweifelte Deutschland!* Und noch etwas: Er glaubte noch an Deutschlands Kraft, während die anderen jammerten: „Es ist nicht möglich, daß es so mit uns steht...“ und die Flinten, vor denen sie sich persönlich erfolgreich während des ganzen Krieges gedrückt hatten, ins Korn warfen.

*

Es war doch etwas anderes, ganz sicherlich: Es war etwas anderes, wenn Erzberger immer wieder dozierte: „Mit dem Gegner verhandelt man in der Politik nicht anders als ein Kaufmann mit dem Geschäftspartner verhandelt.“ Und ihm dann dieser „Geschäftspartner“, wenn er zum Beispiel Foch hieß, die Tür vor der Nase zuschlug.

Es war etwas anderes, wenn ein Mann von dem wirtschaftlichen Gewicht eines Rathenau mit französischen Industriellengruppen verhandelte. Als Industrieller zum Industriellen (nicht „von Mensch zu Mensch“, wie der Reichstag sich das im Juni 1917 gedacht hatte). Oder genauer, den französischen Begriffen näher: Von Bourgeois zu Bourgeois (denn der französische Bourgeois ist



Walther Rathenau

so entsetzlich wenig das, was der deutsche Sozialist sich unter einem „Bourgeois“ vorstellt).

Er war doch Wiederaufbauminister, Rathenau: Also suchte er Arbeit. Für den deutschen Industriellen genauso wie für den deutschen Arbeiter. Suchte Kooperation, Kontakte. Und fand sie.

In Südfrankreich wurde eine gigantische Talsperre gebaut. Eine Gesellschaft gründete sich mit französischen Staatsgeldern. Die Maschinen lieferte das Rheinland. Die Ingenieure Deutschland. Die Arbeiter Deutschland. Die Bauleitung Deutschland.

Inzwischen bricht daheim die Mark zusammen. Rathenau fährt nach London. Die Zeitungen sind voller Interviews. Der Empfang ist freundlich. Aber die Gesichter werden abweisender, als es durchsickert, daß Rathenau zum Pumpen gekommen ist. Nicht einmal der deutschen Industrie borgt man etwas. Und noch viel weniger Deutschland.

„Nur ein arbeitendes Deutschland kann die Reparationen bezahlen“, beschwört Rathenau die Engländer. Doch die halten die Taschen zu. Die Mark gleitet ab, es ist gar kein Gleiten mehr, sie stürzt! Immer schneller.

Die Deutschen bleiben optimistisch: Schlimmer kann's nicht mehr kommen, entscheiden die Stammtische. Paßt auf! Es wird noch schlimmer, bis erst eure Maß Bier eine Million kostet...!

Inzwischen versendet aus Neid der Mitbewerber auch diese französisch-deutsche Kooperation...

*

Nein, das „Judenkabinett“ hat kein Glück, es ist keine Politik zu machen mit Erfüllung. Vielleicht ist Politik zu machen mit – Erpressung... *Und Rathenau hat als Außenminister mit dieser Erpressung einen Erfolg, den ersten außenpolitischen nach dem Krieg überhaupt, gehabt!*

Es blieb Stresemann vorbehalten, diese Chance wieder zu verspielen!

Das war damals, als Tschitscherin in Genua eine Sondervorstellung gab. Mit Lloyd George als Partner.

Zunächst ist man wieder enttäuscht über die guten Fräcke der Russen, wie man sich später über ihre Behendigkeit wundert: Sie drängen sich als die ersten dazu, ein Autogramm vom italienischen König zu erhalten.

Dann wettet Lloyd George: „Wir Europäer sind eben einmal so rückschrittlich, daß wir einem Manne, der seine Schulden nicht bezahlt, nichts mehr borgen.“

Und der Belgier spricht von beschlagnahmten Geldern in Rußland.

Artig antwortet Tschitscherin: „Bei uns sind die Banken doch verstaatlicht.“

„Dann zahlen auch wir nichts zurück von dem, was wir haben.“

„Aber bei Ihnen sind doch die Banken nicht beschlagnahmt?“ lächelt der kleine Tschitscherin verschmitzt.

„Theater!“ wettet Lloyd George und es scheint, als sei er tief verletzt.

Mitten in dieser Szene stürzt Freiherr von Maltzan auf Rathenau zu. Sie entfernen sich beide. Maltzan: „Die Briten verhandeln mit den Russen, genau wie ich es schon in London gesagt habe. Lloyd George blufft uns nur!“

Rathenau sucht Lloyd George. Wünscht ihn zu sprechen. Aber der hat keine Zeit. Er hat auch beim zweiten Besuch keine Zeit.

„Wir müssen den Briten zuvorkommen!“ entscheidet Rathenau. Die Russen sind zu sprechen, sind augenblicklich einverstanden.

Noch einmal will Rathenau mit den Briten reden. Aber sie schlafen noch. Dann sind sie ausgefahren.

Da hört Maltzan von den Italienern, daß die Briten mit den Russen sogar schon zu einem provisorischen Abschluß gekommen seien. Und spricht mit Joffé.

Am nächsten Abend hat Rathenau mit Tschitscherin den deutsch-russischen Vertrag unterschrieben und Lloyd George ist empört. Aber Rathenau weiß es: Das ist Komödie. England kam der deutsche Abschluß nicht ungelegen, die britische Schaukelpolitik brauchte wieder einmal ein Gewicht zuungunsten Frankreichs.

Barthou beschimpft die Deutschen, schäumt vor Zorn, schreit es geradeheraus: „Sie haben mich belogen und betrogen!“

Rathenau ist befriedigt: *Diese Wut ist tatsächlich echt.*

Mit einem Knalleffekt platzt die Genueser Tagung auseinander. Aber Deutschland hat in Rußland doch eine Waffe. Zum ersten Male wieder.

Tschitscherin reist nach Berlin und Brockdorf-Rantzau strahlt: Sein Traum wird Wirklichkeit: „Rußlands Mission ist, Deutschland von Versailles zu befreien...“, lautet sein politisches Bekenntnis.

Stresemann hat dann Rußland Frankreich wieder geopfert. Hat sich wieder wehrlos gemacht. Hat sich „weder nach Osten, noch nach Westen verpflichtet“ und damit Deutschland von neuem „glänzend isoliert!“

*

Rathenau ist entsetzt über die Folgen des russischen Vertrages in Deutschland: Die Linke nennt ihn verkappten Nationalisten, er habe die Verständigung mit Lloyd George – man sprach sogar von „Freundschaft“ – sabotiert!

Die Kommunisten fassen den Vertrag als Freibrief zu wüster Propaganda auf. Rathenau ist ihr Mann, nun wird sich ihnen niemand mehr entgegenstellen!

„Der Jude hat uns an Rußland verraten...“ zischen die Rechtsradikalen.

„Wozu ist Radek wieder hier? Er beginnt den Umsturz zu organisieren... und jüdisch dieser ganze Kommunismus, der Deutschland aufzulösen die Aufgabe hat. Wir sind verraten und verkauft!“

Gewisse konservative Kreise belächeln den „Kommunistenschreck“, vertrauen ganz auf Brockdorff, andere gehen auf die Straße, dort werden sie von den Arbeitern erwartet. Da peitschen Schüsse durch Berlin...

Tiefer, schneller, hoffnungsloser stürzt die Mark, begräbt unter ihren Trümmern die Sparer, die Versicherten. Zum Haß kommt Not. Gegen sie ist Rathenau machtlos.

„Der Jude...“, schreit es in alle Winde.

Als Rathenau am 24. Juni 1922 seine Villa im Grunewald verläßt, schlägt ihm der heiße Sommer entgegen. Mit der Aktentasche in der Hand eilt er die Stufen hinab. Der Chauffeur reißt den Schlag auf. Ein paar junge Leute bleiben stehen, lassen den Minister vorbeigehen.

Da krachen Schüsse und der Minister taumelt. Welch unsinniges Töten!

*

Nun ist es schlimmer, als nach der Ermordung Erzbergers. Nun sind alle Schleusen geöffnet.

Ruhig begibt sich Helfferich in den Reichstag. Begibt sich auf seinen Platz. „Hinaus mit dem Mörder“, gellt es ihm entgegen. Im Augenblick ist der Saal ein Chaos. Aus dem Saal, aus dem Hause ergießt sich die Flut in die ganze Stadt, hinaus aufs Land.

Für Helfferich wurde von seinen internationalen Feinden am 23. April 1924 ein Zugunglück in der Nähe von Bellinzona/Schweiz arrangiert, bei dem er ums Leben kam.

Nun ist jeder Rechtsstehende ein Mörder, nun beginnen die Verdächtigungen von neuem. Die Reichswehr ist verdächtig und die Polizei monarchistisch.

Ebenso sind die Studenten monarchistisch. Die Wehrverbände werden aufgelöst und die alten Reichsfarben verboten. Jeder Lumpenkerl ist als Denunziant willkommen – wie in unseren heutigen Tagen!

Aber es ist noch nicht genug der Hetze, es muß weitergeschürt werden, *der Kanzler ist es, der das Schlagwort der Linken zuwirft wie einen fetten Brocken: „Der Feind steht rechts...!“* Haben Sie noch Fragen, wenn Sie an unsere heutige Situation denken?

Dann wird es schließlich doch ruhiger und die Jäger, die Meute ermüden.

Doch hoch über der Saale blickt ein verwitterter alter Turm weit ins deutsche Land...

Gustav Stresemann

1878 – 1929

Das Größte, was das Deutschtum hervorgebracht hat: Preußen!
Und Preußens größte Tat ist wiederum: Deutschland!

Preußens deutsche Mission: *An die Stelle einer Weltanschauung das Prinzip zu setzen. An die Stelle einer Kultur einen Staat. Und zu deuten, wo bisher gedeutelt wurde.*

Wenn mir in instinktiver Assoziation gerade diese Gedanken Moellers von den Bruck als Richtlinien erscheinen, dann war Streseemann preußisches Denken fremd. Dann war er auch niemals ein deutscher Staatsmann. Er war bloß ein Politiker. Ja, genau, das war er.

Er war einer der „neuen Männer“ in jener Zeit.

Zu diesen neuen Männern, lauter Hans Dampf in allen Kriegsgassen, gehörte auch Erzberger, „commis voyageur“ des deutschen Parlamentarismus. Weit hinter ihm – was die Beweglichkeit und das Vordrängen anbetrifft und

die Form – stand Streseemann. Aber doch willens und fähig, sich die Sprossen der neuen Leiter unseres Lebens flink emporzuschwingen.

Auch Streseemann war „persona grata“, wenn auch noch nicht „gratissima“. Und bei Streseemanns guten Weinmarken fand man auch Bethmann-Hollweg. Man fand ihn in kultivierter Tiergartenumgebung. Inmitten eines Salons, der mit allen verfügbaren Männern deutscher Literatur und Kunst komfortabel ausgestattet war.

Dieser Salon war, soweit er politisch, von seltener Buntheit: Die verfeindesten Fraktionen reichten sich hier durch ihre Vertreter die Hände. Das Lächeln einer schönen Hausfrau vermittelte selbst zwischen Marx und Potsdam. Der Hausherr aber sammelte



Gustav Stresemann

unter Sandwiches und Likören für die damalige Zeit sehr wertvolle Fraktionskenntnisse.

Es gibt Staaten, in denen noch niemand anders als durch den Besitz solcher Fraktionskenntnis ein Portefeuille erreicht hat.

*

Doch mancher sagte: „Ich fand ihn in nichts überragend.“ Es war gleichgültig, wie man ihn fand. Wichtiger als sein Auftreten, sein gesellschaftliches

Antlitz waren seine Handlungen. Nein, auch sie waren nicht überragend. Sie waren noch weniger als das. Einem Politiker durfte es passieren, daß er Erzberger in seiner berühmt-berüchtigten Junirede Beifall klatschte, daß er ihn sekundierte, daß er sich auf das Rößlein der politischen Konjunktur schwang. *Einem Staatsmann nicht!*

Einem Staatsmann durfte es nicht passieren, daß er einer Friedensresolution das Wort sprach, von der sogar ein so bescheidenes Format wie Michaelis in der Einsicht der Einfalt sagte: „Wir können aber doch den Frieden nicht noch einmal anbieten?“

Er wurde doch noch einmal angeboten, dieser Frieden!

Und einem Staatsmann darf es auch nicht passieren, daß ihm ein Gegner antwortet: „Die deutsche Demokratie gibt uns keine Bürgschaften für den Frieden...“ (Lloyd George).

Diese Dinge mußte ein Staatsmann wissen, ein Politiker durfte dagegen ahnungsloser sein.

Aber selbst ein Politiker, der im Ausschuß saß, der sich Kritik anmaßte am U-Bootkrieg, der an den Anordnungen eines Ludendorff nörgelte, er hatte die Pflicht, sich zu informieren, ehe er sprach.

In Zeiten, da ein unbedachtes Wort mehr wog als eine verlorene Stellung bei den Damen, durfte es nicht geschehen, daß man von der „versagenden U-Bootwaffe“ sprach, wenn zu gleicher oder fast zu gleicher Zeit der Lord der Admiralität das Geständnis ablegte: „Wir werden das Jahr achtzehn nicht erreichen!“

Einem Politiker durfte es nicht unterlaufen, auch dann nicht, wenn er sich mit der Karriere eines Reichstagsmitgliedes beschieden und nicht staatsmännische Träume geträumt hätte, daß er über das Geschrei nach einem neuen Kanzler nichts davon hörte, was in Frankreich vorging.

Wie sie die Fäden spannen, wie sie ihre Fühler ausstrecken, in die Schweiz, nach Holland, nach Skandinavien! Wie sie die Friedensmöglichkeiten sondieren,... und wie sie mit all ihren Fühlern nichts fühlen, gar nichts. Nicht einmal das hören sie von ihren „Vertrauensmännern“ im Neutralen, *daß an der französischen Front achtzehn Armeekorps meutern*, nicht einmal das.

Aber die „Fehler“ der deutschen Kriegsführung, die kannten sie, kannten Stresemann und Erzberger.

Auch war es Stresemann, den Erzbergers Husarenritt nicht schlafen ließ!

Aber wenn Stresemann so gut informiert war, wenn Stresemann der sorgfältig lauschende Arzt war am pochenden Herzen der deutschen Front, des deutschen Widerstandes, der deutschen Kraft, warum warf er dann am 2. Oktober 1918 die Arme in die Luft, als Freiherr von dem Bussche es aussprach: „Nach menschlichem Ermessen ist es unmöglich geworden, dem Feind den Frieden aufzuzwingen.“

Als er endete: „Wir müssen sofort den Frieden anbieten!“

Da war es Stresemann, der dem Major entgegenschrie, ohne jede Haltung: „Es ist ausgeschlossen, daß es so mit uns steht!“

War er also überrascht worden? Waren seine Informationen so undicht?

Und wenn sie undicht waren: Wo brannte, ja glomm bloß jener Funke, der den Handwerker, der den Politiker, den Soldaten des Parlamentarismus, vom Staatsmann, vom Offizier unterscheidet?

Was hatte Stresemann aus dem Krieg für seine staatsmännische Rolle in die Nachkriegszeit mitgebracht?

*

Die Zeit nach dem Zusammenbruch, die Zeit, in der das deutsche Volk dazu diente, den Wettkampf der linken Parteien untereinander, der S.P.D., der U.S.P.D. und der neuen K.P.D. auszutragen, diese Zeit also, die euphemistisch als deutsche Revolution bezeichnet wird (fein säuberlich mit Unterklassen: 1. Revolution, 2. Revolution, Gegenrevolution)... diese Zeit also hat die Existenz Stresemanns mit keinem Sterbenswörtchen vermerkt!

Der Name Stresemann wurde vielmehr weit später durch ein Ereignis hochgetragen, dessen Liquidierung, wäre sie in einer ehrenhaften, ja auch bloß eines großen Volkes würdigen Weise erfolgt, Stresemann einen Platz unter den klassischen Staatsmännern gesichert hätte: *Durch den Ruhrwiderstand.*

*

Deutschland 1923: „Zechen und Hütten, die nicht liefern, gehen in die Verwaltung der Rheinlandskommission über“, befiehlt General Dégoutte.



Französischer Panzerwagen im Reichsgebiet.

mit: Ehe man ihn mit den Franzosen fahren läßt!

„Die Autobusse werden kassiert“, schäumt Dégoutte.

„Wie steht es mit den Lieferungen?“ fragt der General seinen Adjutanten.

Der ist etwas betroffen, aber unschuldig an der Haltung der Deutschen: Es ist immer etwas gewagt, seinem militärischen Vorgesetzten Unangenehmes berichten zu müssen.

„Also?“

„Es wurde nichts geliefert.“

Die Schaffner fertigen den Zug ab, den Zug der französisch-belgischen Eisenbahnregie. Sie schmunzeln einander zu: „Wieder ist kein einziger Mensch eingestiegen“.

„Sachte, Freund“, knurrt es hinter dem Autobus. Aus dem hängen die Menschen in ganzen Dolden. Aber immer kann noch einer

Da schlägt der General mit dem Reitstock auf den Tisch, daß die Tintengläser tanzen: „Schreiben Sie...“

Und der Adjutant notiert wie ein schüchternes Tippmamsellschen.

„Nichtlieferung wird mit fünfzehn Jahren Zuchthaus bestraft, in besonders krassen Fällen auch mit dem Tode!“

Deutschland 1923: Die Hafenanlagen in Karlsruhe und Mannheim werden besetzt. Die Elektrizitätswerke in Darmstadt. Die Badische Anilinfabrik.

In Barmen rücken Panzer ein. Aus der Reichsbankfiliale werden achtzig Milliarden konfisziert: Sühne für eine Schießerei, die sich zwischen deutschen Grenzbeamten und französischen Zollbeamten entwickelte, als letztere die Grenze des besetzten Gebietes überschritten.

Neunzig Prozent der Hochöfen sind ausgelöscht. Der Eisenbahnverkehr ist beinahe ganz versiegt.

Deutschland 1923: Jedes Fraktiönchen macht Politik auf eigene Faust. Be-reist Paris, London. Aber Baldwin ist zurückhaltend. Der erste Schritt müßte von Deutschland kommen. Doch die Ruhrstreikenden wußten nichts von diesen Versöhnungsfühlern.

Deutschland 1923: Die Reichsregierung führt mit einem Mal eine merkwürdige Sprache: „Wir dürfen nichts unternehmen, was unsere Verhandlungsbasis verschlechtern würde.“ Was heißt denn das?

„Gebt acht, Kinder, die Regierung läßt uns im Drecke...“, schimpfen die Arbeiter an der Ruhr. Und fahren heute einmal just mit dem Regiezug.

Die Presse der Linken läutet Sturm: „Nationalistischer Unsinn...“

Die Arbeiter verstehen nicht: Hatten die Sozialdemokraten nicht für Cuno gestimmt? Die Zeitungen der Mitte warnen „vor Unbesonnenheiten“. Da spuk-ken die Ruhrarbeiter in weitem Bogen aus: „’s ist Zeit, daß wir’s zu Ende bringen!“

„Macht ein Ende“, rufen die Sozialdemokraten und schielen nach Bayern, wo Kahr und Hitler einander merkwürdig näher gerückt sind.

„Macht ein Ende.“ Wer hatte das gerufen? Es kam nun von den Bänken der Volkspartei, und der Mann, der es am lautesten gerufen hatte: Stresemann.

Er sagte den Journalisten noch mehr: „Nur die Zusammenarbeit mit der Sozialdemokratie sichert einen für Deutschland möglichen Kurs.“

Und damit fiel Cuno.

Er fiel nicht von Stresemanns Hand. Seine Stellung war vom ersten Tage an schwächlich genug.

„Die Forderungen der Parteien sind unmöglich“, klagte der Generaldirektor der Hapag, den Ebert für das Kabinett der „sachlichen Arbeit“ ausgesucht hatte. Aber die Sozialdemokraten wollten keine sachliche Arbeit... auch nicht mit dem Kandidaten ihres Staatsoberhaupt-Parteimannes.

Gerade daß mit knapper Not so etwas wie ein Vertrauensvotum zustande kam.

Zum Ruhrabenteuer schwiegen die Sozialdemokraten. Sie waren sie nicht gewohnt, die nationale Rolle. Sie trugen sie wie einen schlechtsitzenden Rock,

zupften an ihm herum, nörgelten, rissen, bis er löchrig war und hinüber. Nein, Cuno stürzte durch die Sozialdemokraten, er wurde nicht von Stresemann gestürzt. Aber dessen Betriebsamkeit kam ihnen gerade gelegen.

*

Der Ruhrkampf wird abgeblasen. Die Toten waren umsonst gestorben. Schlageter war umsonst gestorben. Umsonst die Peitschenhiebe, die den Deutschen auf die Köpfe piffen. Für nichts und wieder nichts rasselten die Tanks,



ratterten die MG's. Die Demütigung täglich, nächtlich: **Die Abermillionen deutschen Geldes, deutschen Volksvermögens – umsonst!**

Stresemann stellt sein Kabinett mit einem Goethewort vor. Dieses Wort, das er da entfaltet, wird ihm wider Willen zur Fahne, die er seine ganze politische Lebenszeit vor sich her trägt. Er wird sie nicht los, sie flattert in die Welt.

Breit und ostisch, so steht er vor dem Reichstag. Wirft das Wort in das Haus: „Nachgiebigkeit bei festem Willen!“

Und beeilt sich schnell, das Paradoxon zu erklären: „Frankreich will Pfänder, wir bieten ihm produktive Pfänder, wir bieten ihm die deutsche Reichsbahn an, die Garantie der deutschen Industrie.“

„Damit befreie ich das Ruhrgebiet“, erläutert er den Journalisten.

Aber so sehr er nach Paris horcht, Poincaré hat die Sprache verloren. Und wie er endlich doch seine Sprache wiederfindet, ist die Antwort so, wie sie jeder erwarten mußte, der Poincaré kannte, wie sie jeder erwarten mußte, der die Wähler Poincarés kannte: *Die kleinen Franzosen*.

Der kleine Franzose aber, der vor dem Schlafengehen seine Renten nachzählte, und sein Anwalt auf dem Ministerpräsidentensessel, sie konnten nichts anderes antworten: „Wir haben unsere Pfänder und wir brauchen keine anderen. Wir werden diese Pfänder freigeben, sobald wir bezahlt sind und nicht früher!“

Wie sie jauchzen, die kleinen Franzosen, als sie die Worte ihres Abgottes Poincaré lasen.

„Deutschland soll sich keinen Täuschungen hingeben!“

Es gab sich immer wieder Täuschungen hin: Stresemann bewies wenig Kenntnis der psychischen Konstruktion Frankreichs.

*

Die Schaffner der Eisenbahnregie machten große Augen: Was war denn los? Der Bahnsteig schwarz von Menschen. Sie kamen in ihren blauen Kitteln, kamen mit ihren Essenbehältern, kamen mißmutig und müde: „Berlin hat uns verraten... jetzt müssen wir zusehen, daß wir was zum Beißen kriegen!“

„Ob Franzose, ob Deutscher“, raunten, noch vorsichtig, die Kommunisten, „doch alles Kapitalistenschwindel, verstehst du das nun?“

„Jetzt werden meine Leute, jetzt wird mein Bruder und mein Vater doch wieder zurückdürfen, oder?“

„Das werden sie.“

Sie werden es nicht: Stresemann hat zwar Frankreich den Abbruch des Ruhrkampfes um einen sehr billigen Preis angeboten: Daß die Vertriebenen zurückkehren dürften, das war seine einzige Bedingung.

„Wir gehen auf gar keine Bedingung ein“, antwortete Poincaré.

Gerade diese armen Teufel kommen jetzt zurecht, den Rückzug der Regierung zu decken: „180.000 deutsche Männer, Greise, Frauen und Kinder sind von Haus und Hof vertrieben worden. Für Millionen Deutsche gibt es den Begriff Freiheit nicht mehr. Mehr als hundert Deutsche haben ihr Leben gelassen und hunderte von ihnen schmachten noch in den Gefängnissen.“

„Es droht die Gefahr, daß bei Festhalten an dem bisherigen Verfahren die Schaffung einer geordneten Währung, die Aufrechterhaltung des Wirtschaftslebens und damit die Sicherung der nackten Existenz unseres Volkes unmöglich werden. Um Leben von Staat und Volk zu erhalten, stehen wir heute vor der bitteren Notwendigkeit, den Kampf abubrechen...“

Am Tag, als diese Regierungserklärung ins deutsche Volk flattert, erheben sich in Sachsen die ersten schweren Unruhen. Schüsse peitschen durch verträumte Kleinstädte, vor dem Rathaus in Zittau wälzen sich die Schwerverletzten. In Bayern aber verhängt Kahr den Belagerungszustand: Es ist die Kriegserklärung des Südens gegen Berlin.

Im Rheinland machen die Franzosen ganze Arbeit! Das Separatistengesindel wird gekauft, ausstaffiert, in Hotels und in Schlösser gesetzt. Sie spielen Regierung, und die französischen Panzer richten die Maschinengewehre aus: Mangin, der den Deutschen in der Schlacht bei Reims den Degen in die Flanke gestoßen hatte, er wird der deutschen Republik den Degen in die Seite stoßen, so schwört er!

Mit jedem Tage stürzt Deutschland tiefer ins Elend und in München ist der Hitlerputsch.

Im Rheinland müssen die Industriellen selbst die Ruhrbesetzung bezahlen. In Dresden brennt es lichterloh, die rote Fahne mit Hammer und Sichel ist entfaltet. Sie knattert im Wind.

Die Franzosen und Belgier haben ihre marschbereiten Armeen im Rheinland verdoppelt. Und noch nicht ein einziger Ausgewiesener hat das Ruhrgebiet wieder betreten dürfen.

Die Mark? Du lieber Gott! Der Dollar notiert bei etwa 200 Milliarden!

Sie wird morgen bei 250, 300 Milliarden notieren. Karl Helfferich startet sein Roggenbankprojekt. Schacht überarbeitet es. Macht ein Rentenbankprojekt daraus.

Der Dollar steht 350 Milliarden.

Ersparnisse? Ein Fidibus für eine Zigarette (die Schachtel kostet lumpige 35 Milliarden!).

Die Reichswehr soll gegen Bayern marschieren. Aber General von Seeckt hat anderes zu tun. Er muß den Notendruckerstreik niederschlagen. Denn die Rentenmark ist da, aber sie ist nicht da. Sie kann nicht gedruckt werden, die Drucker streiken.

Seeckt stellt sie unter militärischen Befehl. Der Dollar notiert bei 700 Milliarden.

Die Drucker geben nach, die Maschinen beginnen zu drehen, die ersten Rentenmark werden geschnitten.

„Wo bleibt die Rentenmark?“, schreit ein Volk. Aber Schacht sammelt erst Vorrat. Die Mark, die alte, die in den Wäschekörben, die in den Autolastwagen, notiert eine Billion gegenüber dem Dollar!

*

„Wird die Reichswehr marschieren? Wird sie gegen Bayern marschieren? Warum greift sie in Sachsen ein und nicht in Bayern?“

Über diese Frage fällt Stresemann. Am 23. November 1923 wird ihm das Vertrauen entzogen.

Die Bilanz der Kanzlerschaft Stresemanns ist niederschmetternd!

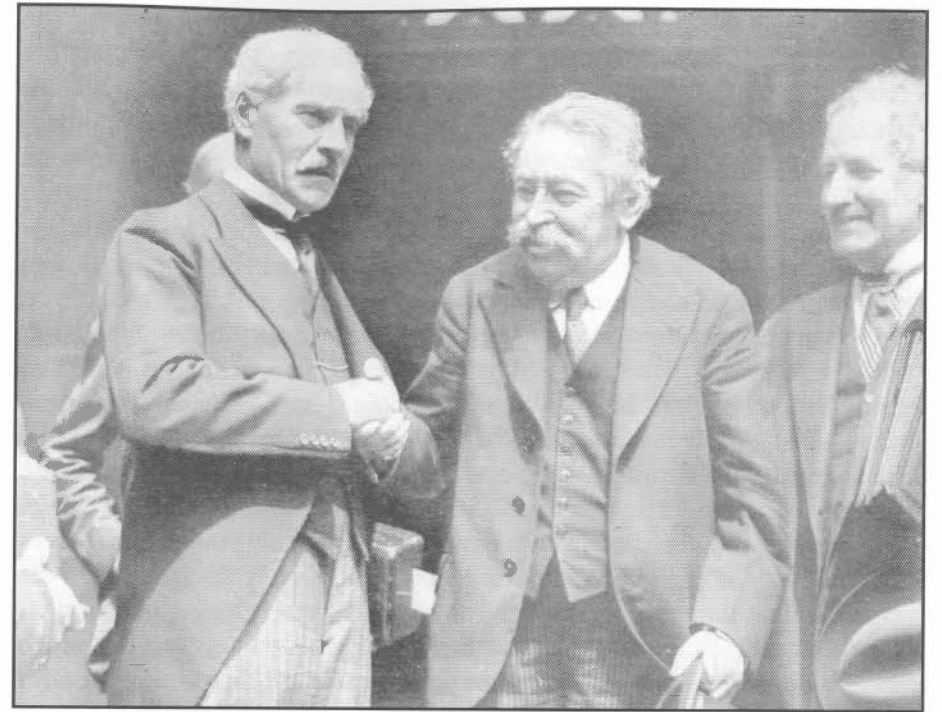
Die Ruhr ist noch immer besetzt. Die hundert Toten des Widerstandes sind ungesühnt. 180.000 Deutsche bleiben landesverwiesen und Bayern ist „defacto“ vom Reich abgetrennt.

Die Rentenmark ist da. Die stabile Währung ist da. *Bezahlt hat sie der Mittelstand. Bezahlt haben sie die kleinen Sparer, haben sie die Versicherten, mit ihren letzten im Schweiß ihrer Arbeit ersundenen Pfennigen!*

Stresemann! Staatsmann?

*

In London ist Stresemann wieder da. Nun ist er deutscher Außenminister und reist mit Marx und Luther zu den Briten. Sie kommen am 5. August 1924 vormittags in London an. Die Überfahrt war leidlich, aber sie steckt ihnen noch tief in den Gliedern. Der Trafalgar Square scheint unter ihren Füßen zu wanken...



Die Leichenfledderer trugen ihre Gegensätze auf dem Rücken Deutschlands aus: Macdonald und der französische Fuchs Briand!

Um zwölf Uhr ist die erste Besprechung. Man hat es außerordentlich eilig. „Die Kriegsschuldfrage...“, beginnt Stresemann.

Aber die Briten sind entsetzt: „Herriot würde augenblicklich den Saal verlassen.“

Stresemann läßt seinen Plan fallen und fügt sich wie ein braver Schüler.

Macdonald kommt den Deutschen entgegen, ist freundlich, lächelt, ganz Hausherr und weist den Deutschen die Sitze an. Sie sitzen nicht oben, nicht unten.

Man ist in England: „Round table“ also.

Macdonald spricht. Ist voller Hoffnung. Marx antwortet. Da werden die Briten nervös. Wann wird er von der Kriegsschuldfrage beginnen?

Sie horchen hin. Sie horchen genau hin. Bis jetzt ist nichts passiert: „...ein neuer Weg... Völkerfriede... Wiederaufbau Europas...“

Macdonald atmet auf als Marx schweigt: *Die Deutschen haben auf die Kriegsschuldfrage wirklich verzichtet!?*

Und kaum, daß sie begonnen hat, ist die Sitzung schon zu Ende: Alles andere wird in den Ausschusssitzungen verebben.

Den Deutschen wird ein Schriftstück eingehändigt: Die *Beschlüsse* der Alliierten. Nicht die Vorschläge!

Amerika will, so meinen die Deutschen, den Dawesplan nur dann finanziell fundieren, wenn man sich drüben in Europa geeinigt hat. Wenn die Drohungen aufhören und das mit den Pfändern.

Nun lesen die Deutschen die „Beschlüsse“. Sie finden kein Wort darin von der Räumung. Betretenes Schweigen.

Herriot lehnt sie in Bausch und Bogen ab. Bemüht seinen ganzen Pathos. Paris hört zu, er muß sprechen. Und er spricht. Er steht auf, sein Vollmondgesicht ist von Sorgen umwölkt, seine Stimme kommt wie aus der Gruft. Wenn er das Wort „Nation“ ausspricht, dann zittern die Fenster mit. Es ist eine Trauerrede, die er hält. Aus seinem Herzen quillt der Schmerz über diese Welt...

Die Briten machen ernste Gesichter. Sie müßten lächeln, können es aber nicht über diesen mittelgroßen, schlechtangezogenen, dicklichen Vierziger, der wie ein etwas in die Breite gegangener Hamlet einer Vorstadtbühne tragierte. Aber wenn die Franzosen wirklich abreisen sollten, wenn es wirklich zu keiner Einigung käme? Diese Deutschen scheinen diesmal doch nicht nachgeben zu wollen. Stresemann muß die Räumung des Ruhrgebietes mit nach Hause bringen, zweifellos. Sonst?

Herriot spricht noch immer, seine Stimme wird tiefer und tiefer. Er redet von der Ehre Frankreichs und meint die deutschen Zahlungen, er spricht vom Wiederaufbau und denkt an den Rhein, denkt an seine Wähler, denkt an die Presse, die über ihn herfallen wird, wenn er heute abend abreist. Und er wird abreisen, er muß es, er darf nicht nachgeben, darf es wenigstens jetzt noch nicht. In ein paar Tagen vielleicht, da wird er zurückkehren, da wird alles schon ganz anders aussehen. Die Deutschen haben nicht die Nerven. Stresemann hat nicht die Nerven, die Welt drei Tage, vier, diesem Schrecken auszusetzen.

Herriot hat sie. Er läßt seine Rede in die Welt dröhnen, ist mit den Gedanken weiß Gott wo, indes Tränen in seiner Stimme mitzittern.

Und sie reisen ab, die Franzosen: Herriot, Loucheur.

Die Briten sind bedrückt, und die Deutschen sind es auch.

Dann ist Herriot wieder da. Drei Tage Seineluft haben ihn erfrischt, er ist nicht mehr auf Pathos eingestellt, er schmunzelt jedem zu, der ihm begegnet, sogar den Deutschen. Er ist der kleine Bürgermeister aus Lyon, wie ihn seine Mitbürger lieben, ganz einfach, zugänglich, vernünftig.

„Die Räumung des Ruhrgebietes vor Jahresfrist ist für uns indiskutabel“, sagt Herriot. Aber er sagt es ohne Nachdruck. Und plötzlich, mit kühnem Gedankensprung, ist er beim Deutsch-Französischen Handelsvertrag. Da wären Kompensationen sicherlich möglich. Wie, wenn...

*

„Die Sanktionen müssen bestehen bleiben...“

Stresemann unterhält sich telegraphisch mit Ebert: Die Entente gibt nicht nach. Und mit dem Dawesplan stehen und fallen die deutschen Finanzen.

Am 17. August ist es soweit, daß Macdonald sein schönstes Lächeln ausstreut, sein weißes Haupt schimmern läßt, es vor allen Konferenzmitgliedern der Reihe nach neigt: „Wir können zufrieden sein.“

Herriot erinnert sich, daß Frankreich draußen, sozusagen vor den Fenstern, wartet: „Eine neue Epoche ist angebrochen!“ dröhnt es aus tiefstem Kellergrunde...

Die Deutschen haben in keinem einzigen Punkt etwas erreicht! Sie haben ein Diktat angenommen, die Sanktionen bleiben bestehen...

*

Allein die Lektüre der Schilderung der Ereignisse von Björkö müßten einen deutschen Außenminister davor bewahren: Daß er sich auf leisen Sohlen aufmacht, um hinter dem Rücken des mit England über einen Garantiepakt verhandelnden Frankreich in London eine deutsche Annäherung zu offerieren.

Chamberlain lehnt glatt ab. Damit ist beides erreicht: Deutschland ist blamiert und Frankreich aufmerksam. Stresemann. *Staatsmann!*

„Sie müssen Ihr Memorandum gleichzeitig in *London* und *Paris* vorlegen“, wird Stresemann von d'Abernon wie ein Schuljunge belehrt.

*

Plötzlich scheint es, daß unter den Reichstagsmitgliedern der Rechten und den ihnen nahestehenden Journalisten der Wahnsinn grassiert. In den Wandelgängen, in den sorgsam verschlossenen Empfangszimmern der Minister gibt es Sturm.

„Ich kann Ihnen versichern, daß von einem solchen Anbot der Reichsregierung keine Rede sein kann“, beteuert ein Mitglied des Kabinetts seinen Parteifreunden.

Und genau fünfzig Schritte weiter, in demselben Reichstagsgebäude, versichert es ein anderer Minister einer Deputation einer anderen Fraktion: „Was Sie da aussprechen, ist so unerhört, daß ich dafür keine Worte finden kann. Wenn ich Sie richtig verstehe, machen Sie der Reichsregierung den unglaublichen Vorwurf, daß sie sich, ohne jede Gegenleistung, zu verpflichten angeboten habe, die Rheingrenze in ihrer jetzigen Linie zu garantieren!“

„Es ist so!“

Langsam sickert der Skandal in die Presse. Und breitet sich damit in rasendem Tempo im Volk aus: Man verpflichtete sich für alle Zeiten auf altes Reichsgebiet zu verzichten? Das war doch alles ganz und gar unmöglich?

Da atmet die Öffentlichkeit auf. Die Menschen zeigen einander auf der Straße, in der U-Bahn die Blätter: Dementi... natürlich. Da dementiert der eine Minister, der andere. Kein Wort sei an dem Ganzen wahr!

Aber der Außenminister dementiert nicht!

Und in die Klublokale der parlamentarischen Fraktionen stürzen die Informierten mit wehenden Zeitungsfahnen: „Es ist doch wahr, Stresemann hat sich hinter dem Rücken seiner Ministerkollegen in Paris angebedert!“

Da ist auch schon die britische Bestätigung da! Die englischen Blätter veröffentlichen eine Erklärung der Downing Street: „...dem deutschen Vorschlag ernsteste Beachtung schenken... die Basis, zu einer sonnigen Zukunft zu gelangen...“

Da antwortet auch Paris. Antwortet Herriot. Und aus seiner Antwortnote tönt wieder sein Pathos: „Frankreich wird sich an den Verhandlungen zu dritt beteiligen. Wird den Gedanken des Friedens vortragen... Auf der Basis der Unantastbarkeit des Friedensvertrages von Versailles... Beibehaltung der Rheinlandbesetzung... Beibehaltung der militärischen Verträge Frankreichs mit seinen Verbündeten... Garantie der Ostgrenzen... *Bedingungsloser Eintritt Deutschlands in den Völkerbund.*“

In den Völkerbund, in dem Deutschland allein auf weiter Flur sein wird.

*

Nun erfüllt Deutschlands Memorandum über die Sicherheit die ganze Welt. Und die Verantwortlichen der verschiedenen Länder müssen sich bequemen – einige tun es auch in größter Eile –, über dieses Ereignis ein wenig zu sprechen. Was es eigentlich mit dem deutschen Vorschlag auf sich habe.

Stresemann: „Für Deutschland bedeutet es einen schmerzlichen Verzicht auf teure Erinnerungen... bedeutet einen Verzicht auf jede gewaltsame Änderung im Osten... ein eminenter Vorteil, daß endlich das Mißtrauen zwischen den Völkern beseitigt wird.“

Chamberlain faßt sich präziser: „*Deutschland hat jetzt freiwillig auf das verzichtet, auf was es in Versailles unfreiwillig verzichten mußte!*“

Das bestätigt auch *Herriot*: „Nicht gerührt wird am Friedensvertrag!“

Die Deutschen sind wie vor den Kopf geschlagen: Wozu, wozu in aller Welt dann dieser Aufwand, wozu dieses Geschenk, das keines ist. Und was ist der Gegenwert dieser an sich so platonischen Geste?

Aristide Briand, wieder ganz im Vordergrund, der Mann, der einst die „Revolution der ruhenden Armee“ so lange als junger Politiker gepredigt hatte, bis er als Minister dieselbe Revolution der ruhenden Armee durch Militär niederwarf, dieser Briand, der Zyniker „kat exochen“, leistete sich im Juni 1925 folgenden Spaß.

Er legte dem Ministerrat den Entwurf zu zwei Noten vor. Zunächst war da die zustimmende Antwort der Alliierten auf das deutsche Sicherheitsmemorandum.

Und dann eine Note der Botschafterkonferenz. Beide empfängt Berlin. Beide bilden die Antwort Briands an Stresemann. In der Note der Botschafter heißt es: „Infolge der weitgehenden deutschen Verfehlungen in der Entwaffnung wird es den Alliierten nicht möglich sein, die Kölner Zone entsprechend den aufrichtigen Wünschen der Alliierten noch in diesem Jahre zu räumen!“

Aber die Deutschen kommen bei dieser Lektüre nicht zu Atem. Es folgt noch besser: „...daß diese Verfehlungen die Aufstellung eines Heeres ermög-

lichen. Das ist es, was diesen Verfehlungen in ihrer Gesamtheit einen für den allgemeinen Frieden in höchstem Maße gefährlichen Charakter gibt...“

Man fürchtet das deutsche Volk noch immer, wird es immer fürchten! Aber die deutschen Staatsmänner fürchtet man schon lange nicht mehr.

Sonst hätte man nicht diese Doppelabsendung gewagt.

*

„Geist von Locarno“ war eines jener berüchtigten Schlagworte.

Geist von Locarno: Dieser Herbst, der noch sommerlich schwingt, mit kühlen, merkwürdig nahen Gipfeln prahlt, den See unwahrscheinlich blauen läßt, den Föhn ahnungsschwer über das Wasser trägt und die kleinen italienisch-schweizerischen Nestchen mit grellen Farben bemalt.

Man ist im Süden, und da lächelt selbst ein Vertragsentwurf, der die Deutschen zwingt, Polens Grenzen anzuerkennen...

Französisch aufgeputztes Frühstück. Politiker ganz in Weiß, ganz in Sonne und Völkerversöhnung gekleidet. Es geht also auch so, meine Herren! Daß Skrzynski und Benesch mit Stresemann frühstücken. Kommt näher, ihr Herren von den Bilderzentralen!

Mussolini trifft ein. Der stattliche Herr kann aus nächster Nähe genossen werden. Und morgen gibt es eine kleine Feier: Chamberlain hat Geburtstag, wußten Sie es nicht?

Am Ende eine Seefahrt, ein Bankett, eine Gruppenaufnahme. Stresemann neben Briand... das „versammelte Volk“, die Presse inbegriffen, bricht in Hochrufe auf Briand aus: „Der Held des Friedens!“

Briand lächelt durch seinen Walroßschnauzer. Er muß wirklich lächeln über diesen Frieden. Darüber, daß er in herbstsatter Herrlichkeit den Deutschen einen Pakt eingeredet, aufgeschwatzt hat, in dem sie den Rhein garantieren, die polnischen Grenzen, die tschechischen Grenzen (*dreieinhalb Millionen Sudetendeutscher hat Stresemann – dieser Staatsmann – vergessen?*). Und über die Abschwächung der Rheinbesetzung *nur* „mündliche Zusicherungen“. War das etwa nicht zum Lachen? Ein Grund zur Heiterkeit?

„Hoch der Retter des Friedens“, brüllen die Journalisten, und Briand verneigt sich wie ein Schauspieler. Dann besinnt er sich aber, daß er eigentlich unschuldig ist an diesem „Erfolg“, und grinsend zeigt er auf Stresemann, den Träger der Hauptrolle in diesem Sommerlaienschauspiel.

*

In Deutschland ist die Luft bei weitem nicht so mild wie in Locarno.

„Was haben Sie uns mitgebracht?“ fragt die Presse, fragen die Fraktionen.

„Locarno hat weniger *sichtbare* Erfolge gezeitigt, ist vielmehr eine Anweisung für künftige Zeiten... da Deutschland die volle Gleichberechtigung (*sic!*) erhalten wird...“ antwortet Stresemann.

So ein freiwilliger, mit nichts, mit weniger als nichts erkaufter Verzicht Deutschlands auf jede Torpedierung des Friedensvertrages von Versailles ist für die Entente eine feine Sache.

Schade nur, daß man in der lauen Luft von Locarno sich hat hinreißen lassen zu der Bestimmung, daß die deutschen Verträge erst dann in Kraft treten sollen, wenn Deutschland in den Völkerbund eintritt.

Daher haben Frankreich und England plötzlich große Sehnsucht, der – von Macdonald kreierte – „leere drohende Sessel auf der Völkerbundstagung“ möge doch endlich einmal besetzt werden.

Etwas geheimnisvoll reist Chamberlain nach Paris. Verhandelt, wie man sich das so im deutschen Außenamt erträumt, über jene berühmten „Rückwirkungen des Locarno-Vertrages“, mit denen Stresemann seither den oppositionellen Abgeordneten so gerne droht.

Die „Rückwirkungen“ treten prompt ein. Und aus allen Wolken fällt die „gutinformierte“ deutsche Diplomatie: *Es sei damit zu rechnen, läßt Briand durch die Agence Havas schön grüßen, daß außer Deutschland noch ein anderer Staat einen ständigen Ratssitz verlangen – und wohl erlangen würde.*

Im Reichstag regnet es Interpellationen. Stresemann ist etwas wortkarg – und etwas mißtrauisch. Konstatiert immerhin, er habe den Eindruck, als ob andere Mächte sich anläßlich des deutschen Eintrittes etwas herauschlagen möchten.

Briand ist zynisch genug, Stresemann nicht lange im Unklaren zu lassen. Die ganze Boulevardpresse schreit es in die Welt: **Wenn Deutschland aufgenommen wird, muß billigerweise auch Polen einen ständigen Ratssitz erhalten.**

Polen, dessen Grenzen Stresemann freiwillig und ohne Gegenleistung garantiert hatte. Geist von Locarno! Stresemann. *Staatsmann!*

*

Man konnte wirklich den Eindruck haben, als ob sich auch noch andere Staaten außer Polen anläßlich des deutschen Eintrittes etwas herauschlagen wollten: Spanien und Brasilien.

Mello Franco, der sehr schwarze Vertreter Brasiliens, rollt seine Augen: Er würde entschieden gegen die Aufnahme Deutschlands stimmen, wenn man nicht seinem Lande gleichfalls einen Ratssitz einräumen sollte.

Aber wer nimmt schon Brasilien ernst.

Am 17. März tagt die Vollversammlung. Antrag: Aufnahme Deutschlands. Da erhebt sich Mello Franco, seine Augen funkeln diesmal nicht, seine pechschwarzen Haare sind ein wenig zerzaust. Er zieht einen Wisch aus der Tasche, beginnt vorzulesen – und man versteht kein Wort.

„Lauter!“ ruft es, und Franco hebt seine Stimme. Sie bebt noch immer: Zu weltbewegend ist für den Brasilianer die Erklärung, *daß Brasilien gegen Deutschland stimme.*

Ein wenig betroffen ist Stresemann, ein wenig verlegen Briand und die Briten. Nehmt alles nur in allem: Wieder eine Blamage, die sich diesmal Deutschland und Frankreich und England redlich teilen.

Sie fahren heim. Die längst versprochene Herabsetzung der Rheinbesetzung bleibt natürlich aus.

*

Mit ganzen Ratssitzen geht es nicht, man versucht es mit halben, wie bei den Lotterielosen. So geht es dann doch: Deutschland wird am 10. September 1926 nun doch endlich in den Völkerbund aufgenommen.

Stresemann ist der Held des Tages, alle Augen hängen an ihm.

Aber wie er die Tribüne betritt in dem großen Saal, in dem es vor lauter breiten Tischen aussieht wie in einem Zeichensaal einer Realschule, will die Stimmung nicht recht kommen. Schon deshalb, weil Stresemann nicht frei spricht, sondern seine Rede abliest.

Und daß nichts in dieser Rede mitschwingt, daß er sich nicht vom Boden erhebt bei dieser Rede... die Zeitungszeichner haben es schwer, auch nur einen Blick von ihm zu erhaschen.

Nach ihm Briand, der Alte, der Fuchs. Der Mann, der eben noch die Note an Deutschland unterzeichnet hat, die Polizei in ihrer grünen Uniform sei eine der „argen Verfehlungen Deutschlands“. Der Mann, der an der französischen Ostgrenze die Panzerkuppeln aus dem Gelände wachsen läßt... der die französischen Generalstabsoffiziere nach Warschau und Prag schickt.

Dieser Briand, heute Kriegshetzer, morgen Defaitist, wie man es von ihm wünscht, schreit in den Saal: „Fort mit den Kanonen und Maschinengewehren... Freundschaft und Friede soll uns verbinden!“

Der ganze Zeichensaal der Realschule tobt. Der Vertreter des Staates, der unter der Last seiner Panzer, seiner Panzerkuppeln, seiner schweren Geschütze, seiner Maschinengewehre erstickt, dessen Flugzeuge ganze Wolken vor die Sonne ziehen, schreit: „Fort mit den Kanonen!“

Es war eine schöne Leistung Briands! Man muß es neidlos zugeben.

*

In der Nähe von Genf klebt an einem Felsen, ein Amalfi des Genfer Sees, ein kleines Nest. In diesem kleinen Nest schiebt ein Gasthaus seine Veranda knapp an den Felsen, wo tief unten das Wasser des Sees an die Ufer schlägt. Bunte Tischtücher schreien hinaus in die Welt, es ist gemütlich hier und leger. Und die Besitzerin des Gasthäuschen heißt auch so: Legér.

In diesem Gasthaus frühstücken am 17. September zwei Männer. Die Wirtin ist überall, pfeift die Kellnerinnen an, stellt das Frühstück, das eigentlich ein Gabelfrühstück und noch eigentlicher ein Diner ist, selbst zusammen. Erst marschiert fein säuberlich ausgerichtet die Kompanie der „Hors d'oeuvres“

an. Die leuchtenden Tomaten, die scharfen Heringe, die pikanten Zwiebeln, Seemuscheln, Fleischsalate, saurer Blumenkohl, Majonaisesalat. Es floß einem das Wasser im Munde zusammen.

Da katzbuckelt auch schon die Kellnerin heran, zeigt ein Hühnchen, so weiß, wie man es nicht einmal in Paris weißer sehen kann.

Der ältere der beiden Gäste studiert aufmerksam die Weinkarte. Trifft dann die Entscheidung: Pommarde – und nichts anderes.

In der Küche aber piepsen die Mädchen. Der eine, der alte, sei Briand, wahrhaftig!

„Und der andere, der mit der Glatze und dem Nußknackergesicht?“

„Stresemann“, erklärt die Wirtin, den Namen auf der letzten Silbe betonend, „der deutsche Premier“ (denn ganz genau war sie nicht informiert).

Zwischen Hühnchen und frischem grünen Salat (fast gelblich, mit scharfer französischer Senfsoße) waren sie glücklich bei der Mobilisierung der deutschen Eisenbahnobligationen gegen die vorzeitige Räumung der zweiten und dritten Besetzungszone, gegen Rückgabe des Saargebietes ohne Abstimmung.

Und im Weinglas tanzt die Sonne...

Was wurde in Deutschland, was in Frankreich über dieses Thoiry gemunkelt! Auf dicken Filzsohlen umschlich man dieses furchtbare Geheimnis. Man wußte nicht, was Stresemann dort erreicht hatte, aber es mußte schon etwas Gewaltiges sein.

Und seine Presse legt den Finger an den Mund: Psst... aber es ist der größte Erfolg des Staatsmannes... nicht weitersagen...!

Briand, der Siebenmalgesiebte, mit allen Wassern Gewaschene, empfängt die Journalisten.

„Thoiry? Nun, wir werden die Besprechungen fortsetzen, werden alle Probleme studieren und erörtern.“

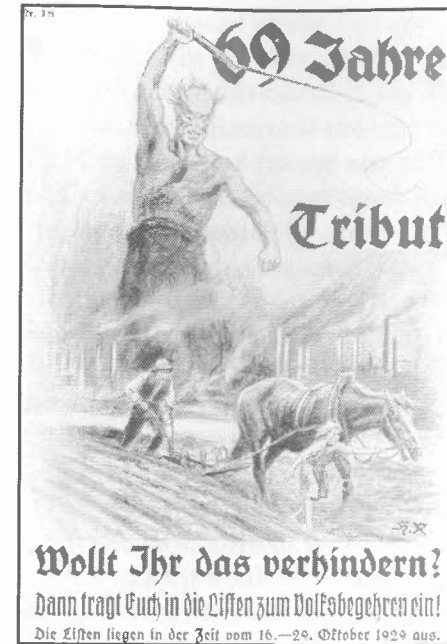
„Es handelt sich um Obligationen in der Höhe von einer und einer halben Milliarde Goldmark“, verrieten später besser informierte Pariser Blätter.

Bis das Gespenst Thoiry plötzlich für ewige Zeiten aus dem deutschen Außenamt vertrieben wurde. Als dann Briand, vom Kammerausschuß in ein peinliches Verhör gezogen, damit herausplatzt: „Wir haben über die vorzeitige Räumung in Thoiry natürlich auch gesprochen, **aber ich habe keinerlei Verpflichtung übernommen!**“

Ein Jahr nach der feierlichen Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund finden die großen französischen Herbstmanöver im Rheinland statt. In Genf aber erreicht es Frankreich, nachdem sich zwei Dutzend Delegierte über die Notwendigkeit der Abrüstung heiser redeten, daß in vorgeschrittener Stunde zu Protokoll gebracht wird, daß es keine Abrüstung gäbe ohne Sicherheit...

*

Im Frühling 1929, der wie ein zartes Mädchen durch den Bois de Boulogne schreitet, kämpft Hjalmar Schacht in Paris seinen schweren Kampf mit Young.



Kämpft gegen die Berge von Zahlen, die man vor ihm auftürmt: Die deutschen Zahlungen.

Vögler ist schon auf der Strecke geblieben, er hat es satt, er tritt zurück. Schacht aber bleibt. Bleibt, obwohl ihm die Presse der Linken, obwohl ihm die Presse der Regierung in den Rücken fällt.

Bis ihm dann die Pariser Blätter den Beschluß des deutschen Kabinetts in großen Lettern ins Gesicht schreien: „Die Reichsregierung glaubt einstimmig, daß die Annahme des Youngvorschlages unvermeidlich geworden ist...“

„Das ist meine Selbständigkeit, meine Unabhängigkeit, die mir für die Verhandlungen zugestanden wurde?“

wütet Schacht zurecht.

In München aber ruft der zurückgekehrte und fallengelassene Schacht einem Stresemann zu: „Ich hoffe, daß sich im Reichstag keine Mehrheit findet für den Youngplan, solange nicht das Rheinland geräumt ist.“

Stresemann wehrt sich schwach: „Wir hätten den Dawesplan nicht erfüllen können, der Mittelstand hätte geopfert werden müssen!“

Der Mittelstand? Der nichts mehr zu opfern hat, weil er schon einmal seine letzten Pfennige opferte? Das war im Jahre 1923!

An der Seine aber ruft Briand: „Deutschland soll uns Garantien geben, dann sind wir zur Räumung bereit...“

Trotz allem, trotz allem: Woher hatte dieser Stresemann die gute Presse. Die gut Auslands-, die gute Inlandspresse?

Er hatte die gute Inlandspresse nicht. Er hatte bloß einen Teil derselben. Zugegeben: Den lebhaftesten, den betriebsamsten Teil derselben. Und die Leser hinter dieser Presse, die Gesellschaft hinter dieser Presse, die machte ihn zum großen deutschen Staatsmann. Man machte ihn zu einem Staatsmann – aber war er es auch?

Ein gesellschaftliches Talent, das Stresemann in gleicher Weise mit den Sozialdemokraten, den demokratelnden Bürgern und dem demokratischen Judentum verband. Der noch immer geisternde deutsche Liberalismus, der war der Schutzengel Stresemanns.

Die Auslandspresse aber spielte den nicht gefürchteten Staatsmann gegen sein eigenes gefürchtetes Volk aus!

Und es erging dem „Staatsmann Stresemann“ wie dem Krieg: Man sprach so lange und so andauernd von ihm, bis jeder an ihn glaubte. So brach er aus...

*

Denn es war nicht der Westen allein, es war auch der Osten: Da erschien im Jahre 1925 ein kleiner, etwas schmuddeliger alter Herr, trug einen altmodischen Kneifer auf der Nase und ließ sich willig von Bankett zu Bankett schleppen: der Russe Tschitscherin. Dieser Tschitscherin hatte sich eigentlich nicht gut benommen: Er hatte sich mit Polen ausgesöhnt und Polens Grenzen anerkannt. Das nahm ihm Stresemann (*derselbe, der Polens Westgrenze zu garantieren sich kurze Zeit darauf beeilte!*) übel.

Tschitscherin setzte sich darauf den Kneifer zurecht und hielt eine Rede, die er von einem Zettel ablaß. Die Rede war etwas enttäuschend, denn einen Volkskommissär hätte man sich faszinierender gedacht als dieses Männchen es war. Aber in dieser Rede wurden doch verschiedene Wahrheiten gesagt.

„Was sich die Engländer vorgenommen hatten, haben sie erreicht. Uns voneinander zu trennen...“

Stresemann war ein wenig peinlich berührt. Aber der Russe wurde noch deutlicher. Sagte es gerade aus: Daß die Deutschen England nachlaufen.

Dem Männchen gab man einen Russisch-Deutschen Wirtschaftsvertrag mit nach Hause.

„Nur um diesen Vertrag zu erreichen, zeterte er so“, lächelten Eingeweihte. Aber sie waren selbst nicht ganz davon überzeugt.

Aber zwei Jahre später ist das Männchen schon wieder in Berlin und zetert schon wieder: „Chamberlain hat Sie in Genf doch gegen uns festgelegt, leugnen Sie es nicht!“

Stresemann tut es doch. Wirft es auf den blumengeschmückten Bankettisch, wirft es zwischen die Weingläser: „Wir haben uns weder für den Westen noch für den Osten festgelegt...“

Tschitscherin sagt darauf dasselbe, was Foch auf die große Rede Erzbergers im Salonwagen von Compiègne geantwortet hatte. Dabei kniff er ein Auge zusammen, kippte ein Glas hinunter und knurrte: „Schon gut.“ Doch er knabberte an den Gedanken herum: „Im Westen nicht festgelegt? Wozu dann das freiwillige Anbieten des Sicherheitspaktes, wie?“

Mißtrauisch bleibt der Kleine doch, mißtrauisch bleibt Rußland doch, *ebenso wie England mißtrauisch bleibt, sowie von den deutsch-russischen Beziehungen gesprochen wird.*

Bismarck hatte sich nach *beiden* Seiten orientiert. Nach Osten und nach dem Westen. Stresemann behauptet, sich weder nach Osten noch nach Westen zu orientieren: *Und steht allein zwischen dem Osten und dem Westen...*

*

Die Mächte können sich über den Youngplan nicht einig werden. Im Haag kann man die Endlösung nicht finden: England will einige Millionen mehr, als ihm Frankreich zubilligt.

Bis sich Briand an die Stirn schlägt und gleich seinen Einfall präsentiert. Nun atmen alle Konferenzteilnehmer auf – natürlich, das war doch die einfachste Lösung: *Deutschland* bezahlte eben die Millionen, die England haben und auf die Frankreich nicht verzichten wollte, basta!

Deutschland wehrt sich verzweifelt, dann gibt es den Kampf auf.

Es ist die letzte Niederlage Stresemanns.

Daheim warten neue Aufregungen, das Kabinett ist unrettbar verloren. Stresemann wankt in schwerster körperlicher und psychischer Depression in die Sitzungen seiner Fraktion. Dort geht schon alles drunter und drüber. Der Regierungsblock ist zerfallen, es gibt kein Zusammenarbeiten mit den Sozialdemokraten mehr, die Schwierigkeiten mit der Arbeitslosenversicherung sind nicht mehr zu meistern.

Stresemann wirft die Hände in die Luft. Beschwört seine Fraktionskollegen: „Versteht ihr denn noch immer nicht? *Es geht nicht um die Arbeitslosenversicherung, es geht um die Außenpolitik der letzten zehn Jahre.*“

Um seine Außenpolitik!

Aber die Herren bleiben merkwürdig stumm. Mit unsagbarer Mühe, übermenschlicher Anstrengung gelingt es Stresemann, seine Fraktion so weit zu bringen, daß sie beschließt, sich der Abstimmung über die Arbeitslosenversicherung zu enthalten.

So scheint, für den Augenblick, das Kabinett, scheint der Kurs noch einmal gerettet zu sein.

Todmüde, in des Wortes wahrstem Sinne, schleppt sich Stresemann aus dem Wagen in seine Wohnung. Er fühlt sich schwer krank. Die letzten Stunden, Tage, Wochen waren doch zu entsetzlich.

Er will sich bald zu Bett begeben – und da bricht er zusammen.

Er erwacht nicht mehr aus seiner Bewußtlosigkeit.

Er war kein Staatsmann – aber ein Mensch!

Ein Wort des Menschen und Politikers Stresemann ist uns an dieser Stelle noch erwähnenswert:

*Die Entwicklung, die Deutschland seit dem
Niederbruch nach dem verhängnisvollen
Weltkrieg erlebt hat, gibt uns das Recht, an
Deutschlands Zukunft zu glauben.*
Stresemann

„Die Entwicklung, die Deutschland seit dem Niederbruch nach dem verhängnisvollen Weltkrieg erlebt hat, gibt uns das Recht, an Deutschlands Zukunft zu glauben.“

Hans von Seeckt

1866 – 1936

Galiéni registriert die Meldungen, sichtet sie, zermartert sich sein Hirn: Die Deutschen marschieren an Paris vorbei? Sie ignorieren vier Millionen Menschen?

Das Kommando der zweiten Armee registriert die Bewegungen der ersten, der dritten: Ein Loch ist aufgerissen und wird von Stunde zu Stunde größer. Die Lage Klucks scheint verzweifelt zu sein.

Die O.H.L. registriert dasselbe große Loch. Sie registriert, daß die Lage Klucks verzweifelt sei. Undenkbar, wenn französische Gegenangriffe eben hier einsetzen.

Und von Kluck ist nichts zu hören...

Die O.H.L. schickt „einen ihrer besten Offiziere“. Nicht zu Kluck, nicht zur ersten Armee, sondern zur zweiten. Deren Kommandeur fasziniert ist von dem Loch zwischen seiner und der ersten Armee. Und fasziniert von dem Unglück Klucks.

Endlos sind die Eisenbahnzüge, die die Franzosen nach Paris führen, immer wieder nach Paris. Der Gare de l'Est saugt sie auf, der Gare du Nord speit sie aus: Marokkanische Jäger, Alpenjäger, eben alles, was man in der Eile zusammenraffen kann.

„Alle Autodroschken von Paris morgen früh um drei zu meiner Verfügung.“ Sie laufen über von Poilus – den französischen Soldaten: Ab an die Front!

„Die Lage Klucks ist immer kritischer.“ Sagt die zweite Armee. Sagt die O.H.L. Sagt Kluck nicht. Denn der läßt zunächst nichts von sich hören.

Plötzlich wie ein Fanfarenstoß: „Lage bessert sich. Umfasse mit zwei Korps!“

Galiéni martert sich sein Hirn, rafft die Soldaten, die Urlauber auf den Boulevards zusammen, reißt ihnen die Mädels aus dem Arm. Die O.H.L. ist, wenn möglich, noch besorgter... aber Kluck umfaßt mit zwei Korps! Morgen sind sie eingeschlossen, die marokkanischen Jäger und die verdatterten Poilus, denen die Fahrerei in der Heringstonne Autodroschke noch in den Gliedern steckt.

Bis Kluck geschlagen wird. Nicht von Galiéni, nicht von Joffre, nicht von Weygand. Er wird geschlagen von der deutschen O.H.L., die den Rückzug befiehlt!

„Umfasse mit zwei Korps“. Welche zwei Korps? Welche Divisionen? Wer ist dabei, welche Namen führen, welche Namen werden genannt? Der von Seeckt ist auch darunter.

*

Wozu nun diese Kriegsausgrabung fragt der Leser? Wir sprechen doch von der Nachkriegszeit. Aber wir wollen die Männer der Nachkriegszeit voll verstehen können. Wollen die Militärs, die im folgenden Frieden Krieg führten

mit Franzosen und widerstrebenden deutschen Kräften, sie wollen wir auch im Kriege kennenlernen. Eben deshalb!

Die Österreicher werden in Serbien geschlagen, werden aus Serbien geworfen. General Frank schreibt seine famose Depesche von der Einnahme von Belgrad. Am nächsten Tage ist er wieder draußen.

Bis die Dörfer an der Save, an der Donau plötzlich ihre Herren wechseln. Die Österreicher ziehen an den Isonzo, dort rührt sich, zunächst schüchtern, der Italiener. Deutsche machen es sich in den Dörfern bequem, die die seltsamsten Dörfer sind, die die deutschen Landstürmer während des ganzen Krieges kennengelernt haben: Es gab keine Männer hier, nur Frauen.

Die Männer waren aufgehängt worden wegen Hochverrats gegen Österreich oder geflohen...

Deutschland braucht die Verbindung mit Bulgarien. Und braucht kein Serbien auf seiner Karte. General Mackensen führt den neuen Feldzug gegen die serbischen Städte, die undurchdringlichen Eichenwälder, die sumpfigen Täler, die eisigen Berge.

Der deutsche Druck ist heftig und das Tempo des Vormarsches noch heftiger. Der Nachschub klappt diesmal besser als am Maljen, wo die Österreicher ein Jahr vorher in Fetzen gehüllt bis zum Bauch im Schnee staken und erfroren sind.

Die serbische Garde wird vernichtet, die Front zerschlagen, der König flieht auf einem Bauernwagen außer Landes.

Der geistige Führer dieser siegreichen Mackensenoffensive hieß von Seeckt.

Das sind kriegerische Erlebnisse. Es folgen andere: Diplomatische. Es folgt der Feldzug gegen Rumänien im Jahr 1916. Der österreichische Thronfolger Karl Franz Josef, der spätere Kaiser, führt die Gruppe. Der Verbindungs-offizier, der die deutschen Befehle den Österreichern schonend beibringt, der den Deutschen die österreichische Eigenart begreiflich macht, der dem künftigen Kaiser zu den nötigen Waffenerfolgen verhilft, heißt wieder von Seeckt!

Und noch eine militärisch-diplomatische Aufgabe, schwierig in einem schwierigen Land: Zum Chef des türkischen Generalstabs wird Hans von Seeckt ernannt.

*

„Die morgige Kabinettsitzung wird die Entscheidung bringen“, versichert Major von Schleicher. „Es muß einmal ernstgemacht werden!“

Und Schleicher wiederholt die Forderung der Obersten Heeresleitung vor den Kabinettsmitgliedern: „Wer mit der Waffe in der Hand angetroffen wird, wer bei Plünderungen erwischt wird, wird auf der Stelle niedergeschossen!“

Die Kabinettsmitglieder stecken noch tief drin in den Rücksichten und Schwächen und Phrasen der „neuen Zeit“.

„Man kann heute nicht mehr so wie früher...“ rührt sich ein Einwand.

„Dann haben Sie morgen das Chaos.“

So wird die Forderung der O.H.L. in Gottes Namen angenommen. Das Offizierskorps ist ruhig: Die einmarschierenden Truppen des Feldheeres sind nicht von den Revoluzzern infiziert. Sie werden die Ordnung in Deutschland wieder herstellen. „Habt ihr gehört? Beim Ersten Garderegiment haben die Feldtruppen die Soldatenräte des Ersatzbataillons windelweich verhauen...“

„Wer mit der Waffe in der Hand...“

Mit der Durchführung werden selbstverständlich die Kommandeure der Regimenter betraut. So glauben die Offiziere. Aber es kommt anders. Es ist ein anderes Deutschland. Und die Exekutive hat nicht die Armee, hat nicht Lequis, sondern der Stadtkommandant Wels. Otto Wels! Wie soll der, mit wem soll der die Entwaffnung durchführen?

Die Offiziere schäumen. Das ist Verrat!

Im Generalstabsgebäude sind die Kommandeure versammelt. Es ist eine sehr entschiedene Sprache, die da geführt wird: „Nach unseren bisherigen kurzen Erfahrungen halten wir es für das beste, wenn sich die Parteien gefälligst gegenseitig auffressen. Wir rühren keinen Finger. Erst müssen sich die diversen demokratischen Kräfte selbst umgebracht haben, dann können wir aufbauen. So denken wir alle!“

Und Zustimmung nickte mit den Köpfen.

Da trat einer vor. Schlank, straff, beinahe hochmütig. Sein Gesicht undurchdringlich. Einen Eispanzer trägt dieser Mann um sich.



Hans von Seeckt

von Seeckt? Ja seit wann ist denn dieser Mann wieder in Deutschland? War er nicht in der Türkei?

Wie eine Erklärung fügt Seeckt hinzu: „Ich komme geradewegs aus Konstantinopel.“

Aber die Worte sind nun doch warm, greifen jeden an, rühren jeden an: „Wenn wir freiwillig den Platz räumen, werden wir niemals wieder in der Lage sein, auch nur das wieder zu erobern von unserer Stellung als Offiziere, was wir – so wenig es ist – heute noch besitzen!

Sie müssen ausharren, meine Herren, Sie dürfen nicht desertieren. Sie sind das dem Vaterland schuldig... oder wenn Sie wollen und Ihnen das besser liegt: Sie sind es *Ihrem Stande schuldig. Wie wir uns selbst einschätzen, so sind wir. Und genau das sind wir!*“

Leichte Kopfneigung.

Die Kommandeure sehen einander an. Das war doch, war das nicht...

*

Als am 29. April 1919 die deutsche Delegation in Versailles eintrifft, bemerken die Franzosen, die Spalier stehen, hinter dem Stacheldraht auch einen deutschen General. Ganz so, oder beinahe so, wie sie sich ihn immer vorgestellt haben. In Feldgrau, mit den eisernen Kreuzen.

Aber im Gesicht stand doch etwas, was höhnische Bemerkungen plötzlich verstummen ließ. Und wider Willen lief den Franzosen etwas wie Ehrfurcht, vielleicht auch etwas wie Furcht allein, über den kalten Rücken.

„Oberst Henry“, stellt sich ein französischer Oberst vor, tritt an die Fahrzeuge. Er mustert einen Augenblick neugierig den General.

„Ich habe Befehl, Sie in Empfang zu nehmen.“

Mit eisiger Gelassenheit steigt von Seeckt aus dem Fond, schreitet langsam über die Treppen des „Hotels des Reservoirs“.

Dann läßt man die Deutschen warten und warten. Man ist sich noch nicht einig über die Verteilung des Raubes. Die Leichenfledderer raufen sich noch um die Beute!

Und nocheinmal bekommen sie den General mit dem Monokel des Stolzes und der Undurchsichtigkeit vor dem Antlitz zu sehen. In Spa. Im Juli des nächsten Jahres. In der Villa „Fraineuse“, ganz recht: Derselben, in der Kaiser Wilhelm geschlafen hatte. Diese Villa hat auch einen Gartensalon mit einem schönen, barocken Kamin. An diesem Kamin lehnte fröhlich der Kaiser, als Oberst Heyse das Ergebnis der Rundfrage bei den Truppen verlas: „Von 39 Kommandeuren haben auf die Frage, ob es möglich sei, daß der Kaiser an der Spitze der Armee in die Heimat zurückkehren könnte, sie wiederzuerobern für den monarchistischen Gedanken geantwortet: 23 mit Nein, 15 mit Zweifelhaf, einer mit Ja...“

„Ich kenne den preußischen Soldaten besser“, hatte damals Schulenburg geschäumt.

Vorbei. Jetzt diktierte die Entente in denselben Räumen, jetzt war es der Belgier Delacroix, der die Sitzung eröffnete und zum einzigen Thema sprach: Entwaffnung Deutschlands.

Plötzlich ist es Lloyd George, der gegen Deutschland wütet, der dem Reichskanzler Fehrenbach unhöflich, wie das seine Art ist, zuschreit: „Sie haben einfach keinen guten Willen, das ist es, sagen Sie es uns doch gerade heraus!“

Außenminister Simons antwortet sachlich und ruhig. Aber diese Ruhe bringt den charakterlosen Walliser erst recht aus dem Häuschen. Braucht er jetzt für England eine große Geste? Spielt er für seine Wähler Theater oder für die Franzosen, mit denen er sich über den Irak und Mossul und die Ölquellen bereits so schön geeinigt hatte?

Einmal, da sagt Simons: „Ich werde mich über diese Frage eingehend informieren.“

Diese Antwort war ungeschickt, wie die Polemik Simons überhaupt ungeschickt war. Man ficht nicht gegen rasend gewordene Advokaten mit Argu-

menten, sondern mit kalter Grobheit. Das verstehen diese Halunken. Denn so reden sie selbst. Doch Simons blieb stumm, als sich Lloyd George plötzlich erhob: „Ich denke, meine Herren, wir gehen für heute nach Hause. Und Sie“ – wandte er sich an den deutschen Außenminister – „bringen uns Vertreter, die sich nicht erst informieren brauchen, sondern die informiert sind!“

Am nächsten Tag sind diese Vertreter zur Stelle. Geßler, der Reichswehrminister, und von Seeckt.

Seeckt erscheint in Uniform, schlank, hoch, feldgrau, die Eisernen Kreuze an Brust und Knopfloch, den Degen an der Seite.

„Diese Maskerade hat uns gerade noch gefehlt“, bellt Lloyd George zu seinem Nachbar und mißt Seeckt verstohlen. Aber der deutsche General sieht durch den Walliser hindurch, der nun doch unsicher wird. Die französischen Generale, es gibt eine Hand voll von ihnen im Salon, begegnen dem Deutschen mit unverholenen Interesse. Es ist beinahe etwas wie Sympathie.

Es ist etwas Unangenehmes in diesem General und Lloyd George fühlt sich unbehaglich. Kein Zufall, daß er seine Vorwürfe über Fehrenbach ausschüttet, den alten Mann, der verzweifelt ruft: „Sie können es einem Manne in meinem Alter glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich den ehrlichen Willen habe, meinen Verpflichtungen nachzukommen.“

Endlich ist dann das Protokoll fertig. Es waren mehrere Tage dazu nötig.

„Ich setze meinen Namen nicht unter dieses Schriftstück“, tobt Geßler, der schließlich doch die Nerven verloren hat.

Der Reichskanzler unterschreibt und der Außenminister.

Aber Lloyd George genügt das nicht, und auch die Franzosen sind plötzlich sehr unruhig. Dann verlangen sie unisono: „Der General soll ebenfalls unterschreiben!“

Der „General“: Das ist der Chef des türkischen Generalstabes. Das ist der Mann, der in der Armee Klucks umfaßt hatte... das ist der Mann, der Serbien vernichtete und die Österreicher im rumänischen Feldzug führte... dieser Mann mußte unterschreiben, dieses Mannes Unterschrift galt mehr als die Fehrenbachs und Simons!

Und sie erhoben sich von den Sitzen, beugten sich vor, als der graue General mit dem Monokel vor den Augen die Feder ergriff.

Seeckt legt die Feder nieder und verläßt den Salon. Er wartet draußen vor der Freitreppe auf seinen Wagen. Bestarrt von den Ordonnanzen und Schreibern und Ortsbewohnern: Ein deutscher General! Und was für einer!!!

„Ich stand ihm in der Marneschlacht gegenüber“, beeilt sich einer der französischen Offiziere drinnen im Saale zu erzählen.

Aber Lloyd George hört nicht hin. Er mag Seeckt nicht. Mag nicht dessen Akkuratesse, nicht dessen Monokel, nicht dessen schlanke Gestalt. Vor allem mag er nicht diese graue Uniform, die diesem General so gut stand. Eine persönliche Abneigung eben.

*

„Nicht als Erster Generalquartiermeister, sondern als Deutscher, der die Gesamtlage klar übersieht... verpflichtet, folgenden Rat zu geben: Die Wiederaufnahme des Kampfes nach vorübergehenden Erfolgen im Osten aussichtslos... Der Friede muß daher unter den vom Feinde gestellten Bedingungen angenommen werden...“

Diese Erklärung Groeners an Ebert hat Versailles entschieden. Wie vorher Groeners Wort „Ich sehe die Lage anders“ in der Villa Fraineuse das Schicksal der Hohenzollern entschieden hat.

Verziehen haben ihm die deutschen Offiziere in ihrer Mehrheit weder den ersten Rat noch den zweiten Ausspruch.

Vielleicht hätte Groener auch Recht behalten, wenn man gegen seinen Rat gehandelt hätte. Einerlei: Die Schuld hat er auf sich genommen, die Verantwortung, den Haß!

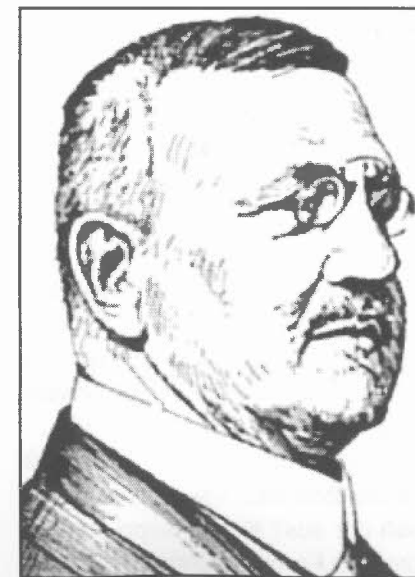
Zu deutlich die Sprache Pabsts und Ehrhardts vor einigen Tagen. Nein, nein, das wußte Groener: *Die Armee war gegen ihn.*

Am 30. Juli 1919 demissioniert er. Ebert und Noske versuchen beide ihr Möglichstes. Sie schlagen eine Aussprache vor. Aber Groener hat genug von den Aussprachen, die Noske mit den Offizieren hatte.

Die beiden Politiker denken, wie eben Politiker ihrer Herkunft denken: „Wir werden Sie zum Generalinspekteur machen... oder wie wäre es mit dem Reichswehrgruppenkommando Kassel?“

Posten. Am Anfang war der Posten! Die Versorgung. Ja, so denken die Parteibonzen!

Doch Groener lehnt ab. Und leitet das Gespräch vorsichtig hinüber auf den Nachfolger. Sehr rasch und sehr sachlich folgen ihm Noske und Ebert: „Wen haben Sie sich gedacht?“



Wolfgang Kapp

Da fällt der Name von Seeckt.

„Der Mann ist weniger belastet als ich. Er stand nicht so im grellen Licht. Ist vielleicht auch kälter als ich und unnahbarer. Er war Generalstabschef der türkischen Armee. Ein guter Mann! Er wird das neue Reichsheer aufbauen.“

*

Seeckt kommt gerade zum Kapp-Putsch zurecht. Er kennt sehr gut die Stimmung im Döberitzer Lager, er weiß genug von der Gardekavallerieschützendivision. Und er spricht mit Lüttwitz. Versucht ihm klarzumachen, daß die Regierung doch nichts anderes tun könnte, als die Auflösung durchzuführen: „Ich war selbst in



Spa und habe erfahren, wie genau die Entente informiert ist, aber auch mit welcher Hartnäckigkeit, welcher Unduldsamkeit, welcher Wut sie auf der Abrüstung besteht.“

Lüttwitz geht auf und ab und sagt dann sehr vorsichtig, daß die Sache doch vielleicht eine andere sei. Daß es nicht um Versailles ginge, sondern darum, daß man Soldaten, die nicht sozialistisch gesinnt wären und die man auch als Nichtsozialisten angeheuert, in Sold genommen hätte, einfach auf die Straße werfe, sobald der Gegner, Spartakus, überwunden sei... das wäre undankbar. Man habe eben, um das Kind beim Namen zu nennen, doch eine heillose Angst vor einer disziplinierten Truppe.

Seeckt ist nachdenklich geworden. Er braucht nicht erst zu lernen, um zu denken wie ein Offizier (wie sich Noske zuweilen bemühte, in diese Denkgangsart einzudringen). Er ist preußischer Offizier. War nie etwas anderes und würde nie etwas anderes sein!

Es wäre ganz und gar unnütz, in Lüttwitz zu dringen, er weiß längst, was dieser General will: Einen Putsch, die Beseitigung der sozialdemokratischen Regierung natürlich. Mehr als natürlich.

Und er rechnet ruhig: Garnison Berlin: etwa 3000 Mann. Lüttwitz verfügt über 6000. Die Berliner Polizei wäre noch da mit beinahe 10000. Ob sie verläßlich wäre? Ob sie gegen die Reichswehr marschieren würde?

Populär ist dieser Lüttwitz bei der Bevölkerung ebensowenig wie Pabst oder Bauer. Aber bei gedienten Soldaten? Bei der Polizei?

Und der Führer des Unternehmens, wie sah der aus? Kapp, Kapp, kannte er diesen Mann? Wer hatte doch nur vor kurzem in Freundeskreis ganz offen ausgesprochen: „Braver Beamter, tüchtiger Beamter! Aber um alles in der Welt

doch nicht Kanzler!“ Am allerwenigsten Putschkanzler. Kapp war nicht der Mann, der sich mit den Arbeitern würde verständigen können. Aber ohne eine solche Verständigung ging es doch nicht?

Noske, der erst scharf machte, war jetzt ruhig: „Es wird zu keinem Umsturz kommen! Nur wegen der Auflösung von ein paar Formationen.“

Seeckt ist da ganz anderer Ansicht.

Da überstürzen sich schon die Ereignisse: Haftbefehl gegen Bauer, Pabst, Schnitzler und die übrigen Herren der „Nationalen Vereinigung“. Der Marsch Ehrhardts. Der Versuch General von Ovens, Ehrhardt im letzten Augenblick aufzuhalten, wenn auch nicht umzustimmen.

„Marchieren Sie ihnen entgegen“, befiehlt Noske Seeckt.

Aber von Seeckt sagt mit schneidender Stimme sein berühmtes „**Wollen Sie vor dem Brandenburger Tor eine Schlacht schlagen?**“

Noske befiehlt weiter: „Die Sicherheitswehr...“

Seeckt meint sachlich: „Nach den bei mir einlaufenden Meldungen geht die Sicherheitswehr »mit wehenden Fahnen« zu Lüttwitz über.“

„Sie wollen eben nicht kämpfen“, schreit Noske.

Seeckt nickt dazu: Er will nicht fechten. Denn er weiß, daß sich der Kapp-Putsch auf diese Weise nicht erledigen ließe. Man müsse nur abwarten.

Und er läßt sich, sobald der Putsch gelungen scheint, von Lüttwitz „beurlauben“. Wartet zu, wartet ab. Und hat wache Augen. Nach einem Tage weiß er genug: *Der Putsch wird in sich zusammenfallen wie ein Kartenhaus!*

*

„Das Offizierskorps der Reichswehr steht in seiner Schicksalsstunde. Seine Haltung in der nächsten Zeit wird darüber entscheiden, ob es die Führerschaft im jungen Heer behält oder nicht. Entschieden wird damit zugleich, ob es der Reichswehr gelingt, das Wertvolle aus der Vergangenheit hinüberzutreten in eine tätige Gegenwart, zu einer hellen Zukunft.“

Im festen Vertrauen auf das Offizierskorps bin ich an die Spitze der Heeresleitung getreten. 35 Jahre lebe ich in der Armee und für sie...“

Mit diesem Aufruf kehrt Seeckt nach dem Kapp-Putsch von seiner „Beurlaubung“ zurück. Tritt an die Spitze des neuen, kleinen Heeres. Mögen die Phrasen dieses sehr langatmigen „Befehles“ (er umfaßt mehrere Maschinenseiten) durchaus nicht immer glücklich, ja zum Teil recht billig sein. Dieser eine Satz erfaßt das Glaubensbekenntnis, ja das Lebensbekenntnis eines deutschen Mannes: „**35 Jahre lebe ich in der Armee und für sie.**“

Wenn ein preußischer General so spricht, ziehen sie in langer Reihe, in dünnen Schemen vorüber. Die Bilder preußischer Vergangenheit, die Männer um Friedrich, seit Friedrich... die Armee, um die Napoleon Preußen so beneidete.

*

Die Reichsregierung ist in Sachsen! Geflohen vor den „Weißen“! Dieser Augenblick kam nicht wieder. Die Reichswehr in zwei Lager gespalten, die Generale gegeneinander, nein, eine solche Gelegenheit kam nicht wieder.

Aber die alten Bilder kamen wieder: Die „rote Armee“ gab ihren Mobilisierungsbefehl aus, verteilte die Waffen, verteilte Decken und Ausrüstungsgegenstände. Die Räder auf den Fördertürmen hörten wieder zu laufen auf, der letzte weiße Dampf stieg in den Himmel, wurde, ehe er verblaßte, vom Winde zerrissen. Vor den Toren der Fabriken standen wieder bewaffnete Horden und um die Lebensmittelgeschäfte balgte sich die Menge. Stacheldraht wächst wieder auf den Straßen, die Linke hat Oberwasser: Im Ruhrgebiet, im Halleschen Industriegebiet, in den Vororten von Berlin.

Aber die Rechnung stimmt nicht. Standrecht ist sogleich da und auch die Reichswehr. Und sie ist verstraft und fest in der Hand Seeckts. Überall spüren die Aufrührer den festen Willen dieses Generals.

Blutige Kämpfe, gewiß. Aber der Aufstand bröckelt rasch ab. Die Reichswehr erhebt sich aus Putschchaos und Spartakuswirrwarr als festgeschmiedetes Ganzes. Die Offiziere, die Soldaten – es ist beinahe wie früher!

Darüber verstummt der Spott. Versiegt der Hohn. Soldat sein ist wieder etwas. Vielleicht wird Offiziersein auch wieder einmal etwas sein.

Das ist allein Seeckts Werk!

*

In dem stilistisch etwas mißlungenen Befehl an die Reichswehr hat Seeckt auch sein künftiges Programm entwickelt. Mit erfrischender Eindeutigkeit und Klarheit inmitten politisch bis zum Ekel verderbter Zeit: „Mit allen Kräften soll die politische Betätigung jeder Art vom Heer ferngehalten werden. Politische Kämpfe innerhalb der Reichswehr vertragen sich weder mit dem Geiste der Kameradschaft noch mit der Disziplin und können die militärische Ausbildung nur schädigen.“

Das Programm ist sicherlich klar. Es ist nicht vollständig. Jeder einzelne Mann ein fertiger Instruktor, ein tadelloser Unteroffizier, dessen Gesichtskreis den des Unteroffiziers von 1914 durch Kriegserfahrung noch weitaus übertrifft, dessen Geist Frontgeist ist.

Das ist in etwa Seeckts Ziel. Und er hat es erreicht.

*

Das hatte sich Seeckt aber dann doch nicht träumen lassen, daß man ihm aus seinem eigenen Befehl einen Strick drehen würde. Aus dem eben zitierten Befehl: Politische Betätigung jeder Art...

Reichswehrmanöver um das Münsinger Lager. Artillerie poltert in Stellung, schickt die Pferde zurück, wirft bunte Netze über sich, kein Flieger kann die Geschützposition erkennen. Da saust schon das erste Rohr in furchtbarem

Schlag zurück. Der Schuß erfüllt die Welt. Panzer fahren heran, schwanken ein bißchen ungeschickt. Man sieht sie kaum in der Landschaft, so buntgefleckt sind sie. Etwas wackelig das Ganze. Aber sie sind ja auch nicht aus Panzerstahl, diese Tanks, sondern aus Pappe: wegen Versailles...!

Fliegerabwehrbatterien suchen nach Flugzeugen, die geräuschlos sind: Denn sie sind nicht da; sie dürfen nur gedacht werden: wegen Versailles.

„Es kommt auf den Geist an“, hatte Foch gesagt, der Gegner. Ja! Der Geist ist frisch!

„Sehen königliche Hoheit die Schützenkette drüben?“

Prinz Wilhelm von Preußen, der Sohn des Kronprinzen, geht an das Scherenfernrohr heran. Seeckt neben ihm. Erklärt, berichtigt, zeigt.

Dann wird abgeblasen und die Gulaschkanone rückt vor und es waren frischfrohe Manöver. Es gab frohe Sieger, fröhliche Besiegte.

Aber es gab auch einen Gift und Galle speienden Reichswehrminister: „Ich fordere die augenblickliche Entlassung Seeckts!“

Der Kanzler ist unsicher. Gut, schön, das mit dem Prinzen war für die Linke Wasser auf die Mühle. Aber wenn man sich den Schaden besah: Mehr als ein paar aufgeregte Redakteure gab es immerhin nicht. Man müßte eben in Zukunft etwas vorsichtiger sein. Aber man könnte doch einen so verdienstvollen Mann wie Seeckt wegen einer solchen Dummheit nicht fallen lassen?

Aber Geßler rast und will sein Opfer haben: „Die Einstellung Seeckts kompromittiert die Reichswehr.“

Da greift schließlich Hindenburg ein. Er vertraut auf seinen Einfluß und läßt Seeckt kommen, läßt Geßler kommen.

Noch einmal wird die „Affäre“ genau durchgesprochen. Was denn so Schreckliches passiert sei. Richtig: Am Straßengrabenrand standen Tausende Deutsche, gafften den Manövern zu. Um Seeckt herum machten sich eine Menge fremder Militärattachés bemerkbar, durchaus von Staaten, die jeden Papiertank Deutschlands mit hellem Argwohn beäugten und betasteten. Was lag daran, wenn Seeckt einen preußischen Prinzen mitnahm. Ihm das Gelände zeigte. Ihm die Bewegungen der Truppe zeigte... also!

Aber Hindenburg irrte: Vernunft ist eine Sache und „Parteiprestige“ eine andere. Geßler war nackensteif, wie neue deutsche Minister selten vorher.

Da gleitet über das undurchsichtige Gesicht Seeckts zum ersten Male ein Sonnenschein. Wie an einem trüben Tag, wenn die Wolken plötzlich in Stücke gerissen werden. Und sein Monokel klappt hoch: Ein Lächeln liegt frei.

„Ich danke Exzellenz“, verneigt er sich vor Hindenburg und wirft den Kram hin. Er demissioniert nun wirklich.

Erich Ludendorff

1865 – 1937

„Ich habe das schmerzliche Gefühl, nicht mehr das volle Vertrauen S. M. zu besitzen“, sagt Ludendorff und seine Stimme bebt wider Willen.

Hindenburg blickt zum Kaiser auf. Der wendet sich an den Marschall, setzt das begonnene Gespräch fort. Damit ist Ludendorff entlassen. Er hebt die Finger an den Helmrand...



Erich Ludendorff

So kam es, daß irgendein schläfriger Funker aus seinem Dusel aufgeschreckt wurde. Eine Depesche der O. H. L. an alle Korps, alle Divisionen...

Schön denn, wenn es sein muß, zur Arbeit. Und er beginnt mit der Aufnahme des Textes.

Dann ruft er seinen Kameraden. Das ist einer von jenen, die voll sind von den „neuen Gedanken“, wie man sich damals optimistisch, so schön euphemistisch, ausdrückte.

„Das wahre Antlitz Wilsons! Die Feinde haben es auf die vollständige Vernichtung Deutschlands abgesehen! Es gibt nur eine Antwort: Widerstand bis zum Äußersten!“

Was war denn das? Widerstand bis zum Äußersten? Hatte dieser Bluthund Ludendorff noch nicht genug? Wollte er immer neue Reims, immer neue Schmelztiegel einer Schlacht um die Deutschen darin zu opfern? Oho, meine Herren, jetzt waren andere Zeiten... und nachdem das Hirn ein wenig gequält war, war auch der Satz geformt worden: „Ludendorff will das Friedenswerk sabotieren...“

Wie dieses Schlagwort lief. Von der Funkstube zu den Mannschaftensstuben und von dort hinaus auf die Straße...

So endet die Karriere eines Titanen, vor dem selbst sein siegreicher, weil glücklicherer Feind in seinen Memoiren tief sein goldbetreßtes Käppi zieht: *Foch*.

Der Anlaß zu dieser ungnädigen Entlassung ist allgemein bekannt:

Als der Generalquartiermeister die Antwort Wilsons gelesen hatte, desselben Wilson, dessen Großmut, dessen Mannesmut, dessen Geradheit sich Ludendorff anvertraut hatte, hastete er ins Auswärtige Amt und traf dort Hintze und rief, nun schon ganz unbeherrscht: „Sie wagen es, diesem Wilson das Schicksal der Nation anzuvertrauen?“

Hintze war gefaßter als der Generalquartiermeister und recht ungnädig: „Die Reichsregierung ist nicht mehr Herr ihrer Entschlüsse.“

„Das muß einer von den Unseren lesen! Daß du den Befehl ja nicht weiter gibst, verstanden?“

Der Funker versprach es, die Depesche aber wanderte zu einem der „Unseren“, einem Abgeordneten der USPD.

Wie der im Reichstag die Depesche schwang! Wie eine Fahne. Und wie sich alle Betriebsamen darauf stürzten: Die Linke, die Mitte...

Darüber fiel der Generalquartiermeister. Er versank im Strom der neuen Zeit. Und er schrie, ehe er versank, wie ein Ertrinkender: „Hütet euch vor Wilson... hütet euch vor der gefährlichsten Scharlatanerie der Weltgeschichte, den vierzehn Punkten...“

Als ob man je auf einen Feldherrn gehört hätte, den das Soldatenglück verlassen hatte.

So ging Ludendorff still „ins Zivil“ wie irgend ein Major des Friedens, dem man nach den Kaisermanövern den Zylinder verabreicht hatte.

Die Erkenntnis, daß der abgedankte Ludendorff mit seinen Cassandrarufern, seinen Warnungen vor den vierzehn Punkten, recht behalten hatte, kostete die deutsche Nation viele Millionen Deutsche und viel Reichsland dazu. Aber man zeigte keine Lust, jetzt, wo der Karren schon verfahren war, etwa in Zukunft auf diesen Mann zu hören.

So spann sich der Feldherr in seine Einsamkeit ein, tat, was alle Einsamen tun: führte Krieg mit der Vergangenheit, ließ seine Memoiren aufmarschieren, schlug seine Schlachten zum zweiten Mal...

*

Der Friedensvertrag wird angenommen. Wird vorbehaltlos angenommen. Wird mit dem *Schmachparagraphen* angenommen.

Noske hat kein ganz reines Gewissen, als er am 24. Juni 1919 mit General von Lüttwitz verhandelt: „Verstehen Sie doch, Exzellenz, meine Situation. Ich befand mich in einer argen Zwangslage.“

Der General wächst plötzlich, macht ein paar Schritte durch den Raum, wobei er sich merkwürdig auf die Fußspitzen erhebt, sieht an Noske vorbei und seine Worte wehen eisig: „Das ganze Offizierskorps – ich mit inbegriffen – hat das Vertrauen zu dieser Regierung nach dem, was eben vorgefallen ist, verloren.“

Noske schweigt zunächst.

„Man hat Schindluder getrieben mit uns, mit unserer Ehre. Man hat uns aber vor allem rein militärisch in eine sehr schwierige Lage gebracht. Wie sollen wir arbeiten, wie sollen wir kommandieren, wie sollen wir Ordnung schaffen, wie sollen wir unsere Mannschaften verstrafen, wenn Sie uns immer wieder in den Rücken fallen?“

Wir sind Soldaten, wir handeln, aber wir verhandeln nicht. Wir sind müde dieser ewigen Kompromisse, wir sind müde dieses ewigen Paktierens. Wir führen die Weisungen aus, haben sie immer ausgeführt, selbst dann, wenn wir

schon genau wußten, daß man uns desavouieren würde. Wir sind aber auch dieses ewigen Desavouierens müde, Herr Minister. Wir wollen eine Regierung der starken Hand!“

Noske fährt brutal dazwischen. Man könne der Truppe keine politischen Entscheidungen zugestehen. Überhaupt sei diese ganze Stimmung im Offizierskorps bedenklich.

Sie wird noch bedenklicher. Sie wird bedenklicher dadurch, daß ein Kerl aus Stahl, daß dieser Pabst, Generalstabsoffizier der Gardekavallerieschützen, eine merkwürdige Rede in die Debatte wirft: „Was früher war, was bisher war, Schwamm drüber! Aber die Zukunft wird das Offizierskorps rufen, und da muß jeder Mann auf seinem Platze sein! Und er wird es sein! Das Offizierskorps hat mehr und hat Höheres zu leisten, als Polizeibeamte, hat andere Aufgaben, als jedesmal in die Ecke gestellt zu werden, wenn es den Karren aus dem Dreck gezogen hat. Es hat die verdamnte Pflicht und Schuldigkeit vor der Geschichte, vor der Nation, vor der Welt, *ein neues Deutschland aufzubauen!*“

Was waren das für Worte? Sentimentalitäten? Posen? Dröhnende Phrasen? ***Oder Drohungen, an die Regierung gerichtet, die der glorreichsten Armee der Weltgeschichte den Schimpf und die Feigheit des Schmachparagraphen als Dank der Nation überreicht hatte!***

Noske horcht auf. Auch die Regierung horcht auf...

Und zu dieser Stunde reicht Hindenburg seinen Abschied ein: Meine Aufgabe ist vollendet. Da sind sie plötzlich still geworden und in sich gekehrt die Männer der Regierung. Es ist, als ob der gute Geist gegangen wäre. Wer hat daran schuld? Keiner! Wie immer fühlt sich niemand verantwortlich.

Doch da folgt auch sein Mitarbeiter: Groener.

Von Lüttwitz reckt sich. Mit dem Ausscheiden des Marschalls fühlt er sich als Herz und Hirn des deutschen Offizierskorps: „*Die Offiziere übernehmen die Führung der Nation!*“

*

„Und die Aufteilung der Gardekavallerieschützendivision?“

„Da bestehen noch immer Schwierigkeiten.“

Noske bekommt einen roten Kopf. Bellt: „Es bestehen Schwierigkeiten? Wer macht diese Schwierigkeiten, nennen Sie doch lieber gleich den Namen, wir verstehen uns... also wieder Pabst? Oder von Lüttwitz?“

Diesmal ist es nur Pabst. Von Lüttwitz ist stiller geworden, vorsichtiger.

„Ich wünsche, daß meine Befehle ausgeführt werden.“

Lüttwitz hält am nächsten Tag zum so und so vielen Mal, die „Angelegenheit Pabst“ in der Hand. Nun wird er ihn doch nicht halten können, diesen Offizier. *Will ihn nicht halten, darf ihn nicht, um die Sache nicht zu verraten!*

Pabst erhält seine Verabschiedung, steckt den Wisch in die Tasche: „Jetzt kann's also losgehen.“

*

Eine Tiergartenvilla, ein wenig schläfrig unter dem müden Sommerurlaub des riesigen Parks, in dessen Geäst die Hitze hockt.

Ein Herr in Zivil läutet an der Gartentür. Ein Schatten zeigt sich hinter einem Fenster. Dann schnarrt das Schloß. Pabst tritt ein.

Das Portal der Villa öffnet sich, ein Diener grüßt.

„Die Herren schon da?“

Sie sind alle da: Generallandschaftsdirektor Kapp, von Lüttwitz, Oberst Bauer, der Journalist Schnitzler, die übrigen Herren von der „Nationalen Vereinigung“.

Es gibt immer und immer dieselbe Frage, immer dasselbe Programm: Wann sollen wir, wann können wir losschlagen? Wie lauten die Berichte über die Stimmung in der Reichswehr? Haben wir Zusagen und welche Belastung vertragen dieselben?

Pabst drängt: Die nationale Welle, die die Annahme von Versailles über Deutschland geschwemmt hat, ist im Verebben. Es ist schade, daß man damals noch nicht so weit war.

„Und die Frage der Auslieferung der Kriegsschuldigen? Ich meine, kann man sich in dieser Hinsicht auf die Regierung verlassen?“

„Zweifellos können wir uns auf die sozialdemokratische Regierung ganz und gar verlassen: Sie wird jeden ausliefern!“

„Dann wird eine neue Welle...“

„Gewiß. Dazu kommen die Massenentlassungen in der Reichswehr. Bedenken Sie, auf lächerliche hunderttausend Mann muß sie reduziert werden.“

„Was halten Sie vom Vorstoß der Nationalen?“

„Ich sprach heute mit einem dieser Herren: Nichts.“

Zur selben Zeit wird Noske über die „Nationale Vereinigung“ befragt.

„Gott ja, ein Debattierklub, nicht mehr. Das Programm? Zusammenfassung der gesamten nationalen Bewegung unter Wahrung der Selbständigkeit der einzelnen Verbände.“

Diese Phraseologie ist so typisch, daß sie wahrhaftig harmlos erscheint.

Alle nationalen Kräfte: Dazu gehört auch die Kraft Ludendorff. Wie es mit ihm stünde, fragt Lüttwitz.

„Werde selbst mit ihm sprechen, Exzellenz“, beeilt sich Pabst.

*

Der Name Pabst genügt vollauf. Er wird augenblicklich von Ludendorff empfangen. Nach ein paar mühsamen Übergangsversuchen geht er am liebsten gleich in „medias res“: Die „Nationale Vereinigung...“

Ludendorff schürzt den Mund. Doch er tut es nicht mehr, sobald er die Namen hört: Lüttwitz, Bauer. Von Kapp weiß er eigentlich nicht viel.

Was man beabsichtige?

Pabst ist des Herumredens satt. Nennt das Kind beim Namen: Einen Putsch. Die Reichswehr?

Mit uns.

Die Polizei?

„Wir haben begründete Berechtigung zu der Ansicht, daß auch sie, vor ein »fait accompli« gestellt, mit uns sein wird.“

„Die Kommandeure?“

Da wird Pabst unsicher. Gewiß habe man noch nicht von überall her bindende Zusagen. Aber schließlich: Kaiserlicher Offizier bleibe eben kaiserlicher Offizier!

Ludendorff schickt einen raschen Blick auf den Major. Eine ganze Welt liegt darin. „Na, na“, sagt er schließlich „...hoffentlich haben Sie recht, Pabst.“

Dann steht er auf, das Gespräch ist beendet. Sagt jetzt plötzlich warm: „Also mit mir können Sie selbstverständlich rechnen, sagen Sie das den Herren. Vorläufig möchte ich mich allerdings noch etwas im Hintergrund aufhalten... Sie verstehen. Viel Glück also...“

Auf der Straße hört Pabst etwas im Geschrei der Zeitungsverkäufer, was ihn stört und beunruhigt. Er kauft ein paar Blätter, zerzaust sie zwischen zwei vorüberhupenden Autos.

Eine Verordnung des Reichspräsidenten? Die Exekutive geht auf die kommandierenden Generale über? Energische Knebelung der Presse... Niederwerfung jedes Streiks, Waffengewalt gegen jeden Versuch des Umsturzes...

Pabst bleibt stehen, läßt die Menschen in der Januarkälte an sich vorbeistreifen.

Was sollte das? Wenn die Regierung energisch eingriff, dann nahm sie der Nationalen Vereinigung allen Wind aus den Segeln. Denn die Auslieferung der Kriegsverbrecher erschien ihm plötzlich in der Nüchternheit des Morgens ganz und gar unwahrscheinlich.

Sonderbar, gestern war er noch „felsenfest“ gewesen auf diesen Umfall der Regierung...

Er liest weiter: „Schutz der Produktion...“

Nun, auf jeden Fall blieb aber doch die Massenentlassung der Soldaten und Offiziere. Aber im Januarwind und in der katastrophalen Nüchternheit einer eisigen, winterlichen Großstadtstraße kam ihm alles so ganz anders vor und sein Optimismus wurde glasig und erstarrte und bekam Sprünge...

*

Ludendorff läßt sich informieren. Hört vom Widerstand Lüttwitz' gegen die Auflösung der Freiwilligenformationen. Erkennt augenblicklich, daß diese Auflösung zum Anlasser des Putsches werden wird.

„Wegen ein paar Freiwilligenformationen wird Lüttwitz es nicht zum Äußersten kommen lassen“, beruhigt Noske Ebert. Aber Ludendorff behält recht.

Lüttwitz stürmt in Noskes Arbeitszimmer, es gibt eine Auseinandersetzung, daß die Fetzen fliegen.

Die Antwort Noskes ist eindeutig: Die Brigade Ehrhardt wird Trotha unterstellt.

Wieder ist Lüttwitz bei Noske. Nun stellt er präzise Forderungen: Augenblickliche Vornahme der Wahlen in den Reichstag. Wahl des Reichskanzlers durch das Volk. Übernahme der Ressorts durch die Fachminister.

Noske lehnt sofort ab.

„Habe Sie nur warnen wollen“, sagt Lüttwitz und geht.

Der haßerfüllte Blick Noske läuft ihm nach. Dann wird Noske lebendig. Ruft seine engsten Mitarbeiter: Lüttwitz ist sofort seines Amtes zu entheben. Und die Mitglieder der Nationalen Vereinigung Bauer und Pabst und Kahr mitsamt seinem Pressechef Schnitzler sind zu verhaften.

Das alles erfährt Ludendorff, das erfahren allerdings auch die anderen Mitglieder der Nationalen Vereinigung: Wie die Detektive das Haus in der Tiergartenstraße umstellen und endlich eindringen, ist das Nest leer.

*

Ludendorff weiß nichts davon, daß Ehrhardt sich auf die Nachricht von dem Haftbefehl gegen die Mitglieder der nationalen Vereinigung in sein Auto geworfen hat und im Affenzahn nach Berlin gerast ist. Auch nichts davon, daß ein anderer Wagen in nicht langsamerem Tempo nach Döberitz fuhr, daß die beiden Wagen aneinander vorbeiglitten, plötzlich beide die Bremsen singen ließen, daß mit einem Mal Lüttwitz und Ehrhardt beisammen standen, auf offener Straße den Tag des Putsches bestimmten. Das alles wußte Ludendorff nicht, aber daß jetzt die einzige, die letzte Möglichkeit zum Losschlagen gegeben war, das wußte er.

„Ich möchte vorläufig im Hintergrund bleiben“, dieser Satz galt jetzt nicht mehr für Ludendorff.

Um 22 Uhr am 12. März marschiert die Brigade Ehrhardt. Marschiert gut aussehend, gut gelaunt, marschiert so wie eine Truppe im Jahre 1914 marschierte. Und so eine Truppe sollte aufgelöst werden?

General von Oven fährt mit seinem Wagen die Kolonnen entlang, sucht Ehrhardt, sucht zu vermitteln im letzten Augenblick. Ebert und Noske haben ihn geschickt. Er muß unbedingt die Marinebrigade aufhalten, muß unbedingt den Putsch verhindern.

Aber Ehrhardt ist nicht da, ist noch im Lager.

Wirklich erreicht Oven, daß sich Ehrhardt zu einem Ultimatum bequemt, das um sieben Uhr früh abläuft. Also Zeit genug für Noske und Ebert, unbehelligt in ihre Wagen zu steigen und in die Nacht zu fahren.

In den Ohren Noskes summt immer noch die Antwort des Generals von Seeckt, als er ihn um die Organisation eines bewaffneten Widerstandes bat. Noch immer klingen diese Worte in das Dröhnen der Maschine, die im großen

Gang nach Dresden rast: „Reichswehr gegen Reichswehr? Wollen Sie eine Schlacht vor dem Brandenburger Tor liefern? Davon kann wirklich nicht die Rede sein!“

Um sieben Uhr früh sind alle vor dem Brandenburger Tor: Die Marinebrigade Ehrhardt, Kapp und Schnitzler in Zylindern. Da erscheint auch Ludendorff in großer Uniform.

Die Charlottenburger Sicherheitspolizei, die diesen Spuk vertreiben soll, salutierte Verbrüderung, das *Deutschlandlied* schlägt schmetternd an die Fenster, auf den Regierungsgebäuden gehen Schwarz-Weiß-Rote Fahnen hoch.

Kein Widerstand, keine Barrikaden, nichts: Es geht alles gut. Die Schlacht ist gewonnen.

*

Die Schlacht wurde gewonnen, aber sie wurde nicht so ausgenützt, wie es das Gefechtsreglement vorschreibt: Es geschah nichts.

Verhandlungen mit der USPD. Verhandlungen mit der SPD. Aber keine Kabinettsbildung. Kommen, Gehen, die unglaublichsten Menschen stehen da herum.

Auch am Abend noch keine Regierung und nicht am nächsten Tag. Kapp erschrickt vor seinem eigenen Mut, tastet hier und tastet nach jener Richtung, kommt nicht vorwärts, alles stockt.

Die Männer der USPD, der SPD verspüren die Unschlüssigkeit, die Fahrigkeit, vielleicht auch die Mutlosigkeit Kapps. Sie bekommen augenblicklich Oberwasser und fahren zurück zu ihren Parteigenossen. Dann lassen sie ihren Parteiapparat spielen: *Der Generalstreik hat Aussichten, wir werden ihn ausrufen!*

Ludendorff erscheint im Reichswehrministerium: Lüttwitz schickt ihn sofort zu Kapp: „Stärken Sie ihm das Rückgrat!“

Aber es ist nicht gut, daß die Abgeordneten der Linken Ludendorff erkennen. Zu billig ist der Aufruf, der in die Arbeiterschaft flattert: „Duldet nicht die Militärdiktatur der Ludendorffe! Streik! In keinem Betrieb darf gearbeitet werden!“

Und es wird in keinem Betrieb gearbeitet. Nachmittags um drei wird auch die Reichsbahn stehen...

Nicht einen greifbaren Erfolg erhascht Kapp mit seinen tagelangen Verhandlungen. Ludendorff, den sie verlachten, die Linken, Ludendorff, der so lange Diktator, der so lange der Leiter der Politik Deutschlands gewesen war, weil die deutsche Nation während des Krieges nicht einen Mann von politischem Format hervorzubringen imstande war, hat längst das Ende erkannt: „Nun werden wir, die wir Kapp blind vertraut haben, nach seinem Versagen die Zeche bezahlen“, sagt er herb und geht.

Hinter ihm fällt der Kapp-Putsch zusammen wie ein Kartenhaus.

Was der Putsch zurückläßt ist furchtbar genug. Die Geister, die die sozialdemokratischen Minister beschworen hatten, ließen sie nicht los: **Mit dem Generalstreik erhob Spartakus sein blutiges Haupt.**

*

Ludendorff geht nach Bayern. Nach München. Dort sieht die Welt anders aus. Bayern hat sie alle verkostet: Die Beglückungen durch die Literaten, die die Politik hysterisiert, durch die Russen, die ihre Brandfackeln an das Haus des deutschen Lebens gelegt hatten, durch die Sozialdemokraten, die nur ein Ziel sahen, die ganz fanatisiert waren von dem einen, zur Manie gewordenen Gedanken: Lavieren, um Gottes willen lavieren, nach rechts horchen, nach links, die Finger anfeuchten und in die Luft recken: Woher kam der Wind? Muß ich radikaler sein, weht das Lüftchen von rechts?

Was will der Arbeiter von uns, will er Blut, wir werden es mit Wasser mischen. Will er die Sozialisierung der Betriebe, so werden wir sie ihm für morgen oder übermorgen versprechen. Will er Ordnung und bewaffnete Macht? Auch das kann er haben, aber wir geben den Soldaten nur Verträge auf Zeit, daß wir sie auf die Straße setzen können, haben sie erst brav für die Sozialdemokratie gegen Spartakus gekämpft.

Das Bürgertum spürt wieder Boden unter den Füßen, besinnt sich, rektelt sich. Sieht nach Norden, wo die Reichsregierung die Währung verfallen läßt und Schmachparagraphen annimmt und gegen den Koloß Versailles mit lungen-schwachen Protesten ficht, auf Seidenpapier niedergeschrieben.

Hinter dem Bürger aber stehen die Politiker und raunen ihm viele Dinge zu. Von Bayern, das los müßte vom Reich. Dort drüben, über dem Inn, dort liege Österreich. Totes Land, dem Verfall preisgegeben. Aber katholisches Land, Kulturland. Süddeutsches Kulturland. Allein stirbt dieses Österreich. Aber vereint mit dem deutschen Süden? Das könnte etwas werden!

Es kommen auch andere. Und die schlagen schärfere Töne an: Einiges Deutschland. Süden und Norden, Westen, Osten. Berlin ist nicht unser Feind, Berlin ist groß und tüchtig und fleißig und wunderbar. Laßt euch diese Norddeutschen, laßt euch dieses Berlin nicht vergällen von einer Handvoll betrieb-samer sozialdemokratischer Gewerkschaftsführer.

Noske? Ebert? Die sind nicht Norddeutschland. Nicht einmal Berlin... wie die Wiener Rathausjuden nicht Wien sind. Kommt zu uns! In unserem Lager ist Deutschland. Allddeutschland. Wehrhaft und neuerwacht und unbelastet vom Gestern. Kommt zur NSDAP!

In diesem München lebte Ludendorff und es ließ sich leben in diesem München. Hier spürte man noch den Herzschlag des deutschen Volkes. Hier brannte die Jugend noch hell vor Begeisterung. Von den nahen Bergen strich der Wind. Trug reines Ozon in ganzen Fässern mit. Eine deutsche Stadt ist München. Jawohl! Eine deutsche Stadt!

*

Turmhoch lag der Konfliktstoff Bayern – Reich. Es bedurfte also nur eines Funkens. Der Funke hieß bekanntlich General von Lossow. Er weigerte sich, als Exekutivorgan der Berliner Regierung den „Völkischen Beobachter“ einstellen zu lassen.

„Die bewaffnete Auseinandersetzung mit Berlin ist unvermeidlich.“ Genau dieser Satz beherrschte damals das öffentliche Leben im Süden Deutschlands. Dieser Satz fraß sich fest in jedes Hirn, man nahm ihn wie eine unvermeidliche Selbstverständlichkeit. Und traf auch alle Vorbereitungen. Die Freikorps hatten Bereitschaft, die „Oberland“ und „Reichsflagge“ und die SA der NSDAP...

„Wenn sich Exzellenz heute abend bemühen würden...“ bat man Ludendorff zu einer Führerbesprechung. Man grüßt einander mit Neugierde und Achtung.



Gustav Ritter von Kahr

Ludendorff, von Lossow, Kahr, Hitler. Das Programm dieser Verhandlungen war eindeutig und klar: Zusammenraffung aller Kräfte. Aller – in diesem Augenblicke war es weniger offensichtlich – auseinanderstrebenden Kräfte. Stresemann drohte und von Seeckt drohte. Da verblaßten die Gegensätze Kahr-Hitler zu einem kaum wahrnehmbaren Schemen.

*

„Haben Exzellenz die Berliner Blätter gelesen? Da, bitte... und vierspaltig, mit Plakatbuchstaben: »Deutliches Abrücken Kahr-Lossows von Hitler-Ludendorff.«“

Man schüttelte den Kopf. Einigte sich schließlich: Spaltung? Der Wunsch als Vater des Gedankens.

In den nächsten Tagen saßen die beiden Parteien wieder beisammen, verhandelten, beratschlagten. Aber es schien manchenmal, als wären sie nicht zusammen in einem Raum von einer Handvoll Quadratmetern, die Führer, sondern ein jeder saße am anderen Ende der Welt.

„Welches Datum haben sich Herr General vorgestellt?“

Lossow ist nachdenklich: „Wir haben beide dasselbe Ziel – wir sind vielleicht nur uneinig über den Zeitpunkt des Losschlagens. Ich meine immerhin, es sollte in den allernächsten Tagen losgehen.“

*

„Mir sind merkwürdige Äußerungen Kahrs bekannt geworden. Warnungen vor »übereilten, unbedachten Schritten«. Was halten Sie davon?“

Ludendorff schiebt jeden Argwohn beiseite: „Die Herren haben uns in die Hand versprochen...“

Dann raunt er anderes. Schlimmeres: „Die Rolle des bayrischen Kronprinzen scheint mir nicht ganz im Sinne der Reichseinheit.“

„Man schiebt den Tag des Losschlagens hinaus, immer wieder, es ist hahnebüchen...“

„Es wird losgeschlagen werden“, verheißt Hitler.

Und es wurde losgeschlagen: Am 8. November gegen dreiviertel acht Uhr abends lärmte das Telefon in der Wohnung Ludendorffs und läßt sich nicht beruhigen.

Der General geht zum Apparat. Eine energische, aufgeregte Stimme spricht: „Die Entscheidung ist da... wollen Exzellenz die Güte haben, sich augenblicklich in den Bürgerbräukeller zu verfügen! Bürgerbräukeller. Jawohl, wir erwarten Sie bestimmt.“

Aufgelegt. Kein Name wurde genannt. Dennoch glaubt Ludendorff alles zu wissen. Wirft sich in seinen Mantel. Taxi.

In dem Augenblick, da Hitler vom Podium aus in die applaudierende Menschenmenge die Worte wirft: „Ebert ist abgesetzt“, machen die Leute am Eingang eine Gasse. Flüstern und stoßen einander an: „Ludendorff!“

*

Ein SA-Mann stürzt zu Hitler. Meldet: „Pioniere leisten Widerstand.“

„Ein Geschütz in Stellung bringen... ich komme selbst!“

Hitlers Blick gilt Lossow, Kahr, Seißer... sie sind doch Gefangene. *Gefangene mit Statthalterfunktionen: Aber doch Gefangene.* Sie haben den Start verzögert.

Sie werden freigelassen werden, wenn der Start gelungen ist. Sie werden ihre Funktionen ausüben, wenn der neue Staat in rohen Umrissen sichtbar ist. Vorher nicht. Man kann künftigen Kanzlern nicht einen SA-Mann, einen Freischärler mit aufgeflepptem Bajonett als Wache begeben. Aber man kann sie unter die Aufsicht eines Generals stellen.

Hitler zu Ludendorff: „Exzellenz, Sie sind mir für diese Herren verantwortlich.“ Dann ist er draußen auf der wogenden Straße.

Lossow ist der erste, der die Sprache wieder findet: „Wir haben es nicht verdient, daß wir hier wie Gefangene behandelt werden.“

„Wir haben uns loyal der Bewegung zur Verfügung gestellt, ich habe zur Menge gesprochen...“

„Ich bin Offizier wie Sie, Exzellenz.“

Das vielumstrittene, viel verschwiegene, von Hitlers engster Umgebung zugegebene Ende: Daß sich Lossow, Kahr, Seißer gegen Ehrenwort entfernen durften!

Deutsche heraus!

Arbeiter, Beamte, Bürger!

Was geht vor? Geht hinaus auf die Straße!

Hier schießen

Deutsche auf Deutsche

auf Befehl des ehrenwortbrüchigen Herrn v. Kahr! Ludendorff, unser größter deutscher General — schwer verwundet von deutscher Reichswehr im jüdischen Sold! Hitler, der völkische Befreier — verwundet! Andere Führer feig gemeuchelt! Was könnt Ihr tun, deutsche Männer und Frauen? Geht nicht von den Straßen, bis diese zweite November-schmach gesühnt ist, sonst wird der Untergang der völkischen Freiheitsbewegung auch Euer Untergang sein!

fengewalt erpreßte Stellungnahme in der Bürgerbräu-Versammlung ungültig...

*

Hitler rechnet mit der Straße. Auf der Straße wurde die Politik am 9. November 1918 gemacht. Sie wird sich auch ein paar Jahre später auf der Straße machen lassen.

In festen Verbänden, in geschlossenen Kolonnen marschieren die SA-Leute durch die Münchner Straßen, die früh erwacht sind, den Schlaf aus den Fenstern warfen und den jungen Burschen zujubelten. Die Oberland, die Reichsflagge...

An der Spitze marschieren Ludendorff und Hitler.

Achtung, Reichswehr! In Stahlhelm und hinter spanischen Reitern, die Maschinengewehre auf dem Asphalt. In blassem Schrecken fahren die Bürger von den Fenstern weg.

Da heben die Reichswehroffiziere höflich den behandschuhten Finger an den Helmesrand. München atmet auf.

Vor der Feldherrnhalle eine dünne Landespolizeikette, in einem Winkel des Platzes steht ein Panzerwagen.

Näher, näher auf die dünne Kette zu marschiert der Zug. An der Spitze Hitler, Ludendorff. Hitler hebt die Hand, es ist als ob er...

„Jetzt ist alles aus“, ruft der jetzt zurückgekehrte, von schlechten Ahnungen zurückgetriebene Hitler aus, sobald er das Nest leer findet. Ludendorff ist empört und versteht den Ausruf nicht.

Er versteht ihn erst am nächsten Morgen, als er erfährt, daß der erste Weg der Freigelassenen trotz des Ehrenwortes in die 19er Kaserne war. Der Offizier vom Dienst sieht erstaunt den späten Besuch.

„Die Funkstation“, befiehlt Lossow.

Und in ein paar Minuten ist der Äther davon voll: „Generalstaatskommissar von Kahr, General von Lossow, Oberst Seißer lehnen Hitlerputsch ab. Mit Waf-

Da peitscht ein Schuß. In den grenzenlosen Schrecken krachen weitere Schüsse. Es ist ein sinnloses Geschieße.

Die Menschen werfen sich auf den Boden, da rattert das Maschinengewehr des Panzerwagens, der sich langsam in Bewegung setzt.

Nur einer schreitet weiter. Trotz Kugeln und Panzerwagen. Schreitet auf die Kette zu. **Schreitet durch sie hindurch!** Er läßt sich nicht feige zu Boden fallen, wie es die Roten melden. Aufrecht geht dieser Mann durch das Feuer. **Welch ein Deutscher!**

Es ist Ludendorff! Der Mann, dessen Degenknauf einst an das Tor der Zitadelle von Lüttich angeklopft hatte. Und es wurde geöffnet. Zwei deutsche Offiziere haben damals Lüttich erobert.

*

Die Blumenburgstraße hat ihren ganz großen Tag. Wagen um Wagen. Eine Auffahrt wie zur großen Oper.

Aber es ist eine Auffahrt mit Hindernissen. Denn eine Oper ist sonst nicht umstellt mit spanischen Reitern, deren Stacheldraht nach den verbeiflitzenden Pneus schießt, keine Polizei steht da in dreifachem Kordon und die Besucher werden nicht nach Waffen durchsucht, nach Waffen betastet.

Heute ist die Kriegsschule keine Kriegsschule, sondern ein Volksgerichtshof und auf der Anklagebank sieht man fröhliche Menschen lachen: Hitler, sehr beweglich, sehr gut gelaunt, in eifrigem Gespräch mit seinen Mitangeklagten.

Dort der mit dem scharfen Schauspielergesicht, das ist Frick.

Der mit der Hakennase? Kriebel. Mit der Brille? Dr. Weber. Röhm kennen wir. Der Letzte? Ludendorffs Stiefsohn Oberleutnant Pernet...



Die Angeklagten des Putsches — unter ihnen Ludendorff und Hitler.

Und Ludendorff selbst. Sitzt ausladend und wuchtig und als einziger sehr ernst. Besieht sich den Gerichtssaal, besieht sich Staatsanwalt und Richter.

Es sind große Tage für München. Es sind große Tage für die Zeitungen, die Politik...

Hitler beginnt seine Rede, sie wird zum Plädoyer, sie wird sogar zum Plädoyer des Staatsanwaltes: „Ich sehe von Kahr nicht? Ist er denn vielleicht nicht angeklagt? Hat er keinen Hochverrat betrieben. Wenn wir ihn betrieben haben? Hat er etwa nicht mit uns verhandelt wegen des Losschlagens? Oder irren wir uns?“

Es waren große Tage für München!

*

Heute die – um im Zeitungsjargon zu sprechen – „mit äußerster Spannung erwartete“ Aussage Ludendorffs.

Der General steht mächtig vor dem Richter, sein Blick streicht wie ein Scheinwerfer das Publikum ab. Dann holt Ludendorff aus.

Bezeichnet Lossow zunächst militärisch als Meuterer. Oder hat er die Reichswehr nicht auf Bayern vereidigt? Hat er sich nicht den Versetzungen der Offiziere durch Berlin widersetzt? Hat er nicht den Reichswehrminister einfach warten lassen, als er ihn zu sich bat? Hat er nicht mit Ludendorff und Hitler über den „Absprung“ verhandelt, denselben Absprung, zu dem ihn Hitler schließlich gezwungen hatte? Oder wie war das gleich noch?

Aber dann greift Ludendorff noch weiter zurück. Ihm geht es darum, vor den Zeitungsleuten, also vor ganz Deutschland und dem interessierten Ausland einmal die politische Einstellung der Kahr und Lossows ein wenig zu illustrieren. Er stößt hinein in die ganze Materie und hebt zunächst einmal ein paar kleine Dinge empor, hält sie ans Licht, man erkennt sie genau auch in der letzten Reihe der Zuhörer.

Sixtus, dieser Name scheint irgendwie den Herren von der bayrischen Volkspartei nicht ganz unbekannt. Dieser belgische Offizier und Bourbone, der hinter dem Rücken der Deutschen mit Kaiser Karl über einen Sonderfrieden verhandelte, während in den Schützengräbern noch Deutsche und Österreicher Schulter an Schulter kreperten, in einem Krieg kreperten, der – wenn man etwas zynisch sein wollte – doch nur durch den Leichtsinn eines österreichischen und eines russischen Diplomaten ins Rollen gebracht worden ist, wenn auch die Steine für diese Steinlawine, die auf Europa, die auf die Welt niederpolterte, schon von allen Staaten vorher sorgfältig zusammengetragen worden waren.

Und noch etwas: haben die Herren Kahr und diese Lossows und Seißer ganz vergessen, daß beiläufig zu derselben Zeit, da sie mit Hitler und Ludendorff eifrigst das Datum des Losschlagens gegen Berlin verhandelten, daß also beiläufig um dieselbe Zeit der diesen Herren doch sicherlich geläufige Herr Dr. Heim mit einem französischen General **über den süddeutschen Donaustaat mit Einschluß Österreichs verhandelte?**

War vielleicht dieses Frankreich gar nicht mehr so weit, als sich von Kahr plötzlich besann und im Hofbräuhaus noch vor Erscheinen Hitlers vor „Unbesonnenheiten“ warnte? Was wußte dieser Herr Kahr wirklich? Und was verschwieg er?

Die Presse brachte die Rede Ludendorffs mit witzelndem Aufputz. Es war nämlich üblich geworden, über Ludendorff zu witzeln, immer mehr, je mehr er den Nagel auf den Kopf traf: Es war peinlich, wenn ein Ludendorff klüger war als Defaitisten, die das republikanische Gras wachsen hörten.

Das Urteil: Ludendorff wird freigesprochen.

Da brüllt der Saal Beifall.

Aber Ludendorff hebt die Hand. Der Lärm verebbt. Man hört ihn sprechen: **„Ich empfinde diesen Freispruch als Schmach für meinen Rock und meine Orden!“**

*

Ludendorff wandelt sich zum politischen Schriftsteller. Und wieder beliebte die Presse – denn totsichweigen ließ sich der General auch links nicht – zu lächeln. Und so werden auch noch heute Publizisten, die sich nicht totsichweigen lassen, verächtlich gemacht. Von wem? Immer von der selben undeutschen Gruppierung.

Es ist etwas Eigenes an dem Stil Ludendorffs. Solange sich dieser grandiose Militär auf seinem engsten Fachgebiet bewegt, solange seine Phantasie in Kolonnen aufmarschiert und auf Etappenstraßen vorrückt, reißt er fort. „Weltkrieg droht“... auch andere militärische Schriften. Man hält den Atem an, man zerliest diese Dinge und liest und liest und vergißt die Zeit darüber. Niemand anderes, auch Foch nicht – *hat in solchem Maße bewiesen wie Ludendorff, daß Strategie sein heißt Künstler, gottgesegneter Künstler sein.*

Man erschauert vor diesem Höhenflug.

In der Republik bleibt er auf dem Boden. Und der Pathos, in soldatischen Schriften vermieden und darum doch vorhanden (Pathos des Unpathetischen) wirkt verwirrend und verschleiern.

„Er will das Christentum abschaffen“, höhnen die Blätter (*siehe auch den Aufsatz von Erich Ludendorff im Anschluß an dieses Kapitel*).

Wie? Was? Sollen die Deutschen zu Odin zurückkehren? Über eine ganze Woche leben die Witzblätter von Ludendorff.

Aber wenn man die Sätze entschlackt, wenn man die Gedanken herauschält, dann erschrickt man über den tiefen Kern.

Und um bei dem Beispiel Christentum zu bleiben: Ludendorff will nichts anderes, als das deutsche Erbübel berühren: Die ewig klaffende Wunde am deutschen Volkskörper – zwei Glaubensbekenntnisse, die ihn spalten! Ist darüber tatsächlich so herzlich zu lachen? Ist die Furcht, der Süden könnte durch seinen Glauben nicht deutschem, sondern vom Süden her strahlendem Einfluß unterliegen, wirklich so lächerlich?

Mag sein Stil, mögen seine Bilder bisweilen gewagt sein: *Selbst in dilettierenden Neigungen außerhalb der Domäne, in die er berufen ist, spürt man die Pranke des Löwen.*

Und die Politiker, die Ludendorff so gerne belächeln, wissen gar nicht, daß sie nur ihre eigene Unfähigkeit ausstellen: Die Unfähigkeit der deutschen Politiker während des Krieges hat Ludendorff auf den schlüpfrigen Weg der Politik getrieben!

*

Nach dem Tod Eberts hatten die Feinde Ludendorffs ihre Sensation. Und sie kühlten ihr Mütchen: „Die Deutschvölkischen haben mit Ludendorff kandidiert. Sie können nichts vergessen und sie lernen auch nichts.“

Und die Plakate, die Leitartikel zeigten mit den Fingern nach dem General: „Gelüftet's euch nach herrlichen Zeiten?“

Aber es rührte sich auch das Gewissen. Und der Trotz. *Man war es satt geworden, alle Namen beschimpfen zu lassen, die mit einer stolzen Vergangenheit verknüpft waren.* Man hatte endlich genug davon! Und damals ist es genau wie heute: Schluß damit, daß potentielle Kriminelle die deutsche Geschichte besudeln und verfälschen. Ich glaube, irgenvann wird es sich furchtbar rächen. Und davor habe ich Angst!

Es war nicht mehr als eine trotzig Zählkandidatur. Aber doch eine Laune des Geschicks, *das zum letztenmal zwei große Namen zum Zweigestirn vereinte:* Nach Ludendorff folgte Hindenburg. Ludendorffs Stimmen kamen dem Marschall zugute... Tannenberg – Reichspräsidentenwahl... so sind die Wege Gottes!



„Gefesselte Arbeitskraft – Der arbeitende Mensch in der Wirtschaft“

Aufsatz von Erich Ludendorff, den er zwischen den beiden Weltkriegen für „Die Saat“, Herausgeber Deutscher Landbund e.V., Folge 73, schrieb.

„Immer wieder werde ich gefragt, welches Wirtschaftsprogramm ich habe. Ich bin ein Feind von Programmen, Rezepten und Dogmen, mit so etwas werden Völker in das Verderben getrieben. Gewiß aber müssen klare Gedanken-



Erich Ludendorff

gänge über die Wirtschaft herrschen und der erste klare Gedankengang besteht darin, daß die Wirtschaft kein Ding an sich, sondern Ausfluß einer bestimmten Weltanschauung ist. Darüber herrscht die schwerste Unklarheit. Es ist hierfür nur zu bezeichnend, daß mir neulich ein Lehrer einer höheren Schule schrieb, die wirtschaftlichen Gedanken beherrschten das Denken der Menschen des 20. Jahrhunderts. Das ist gewiß richtig und eine nicht zu leugnende Tatsache. Ich meine indes, das Denken der Menschen des 20. Jahrhunderts sollte klüger sein und erkennen, daß Wirtschaftsfragen, so vordringlich sie auch sind, immer nur Teilfragen des gesamten Menschenlebens sein können, die schließlich

nur dann ihre richtige Lösung finden, wenn grundsätzliche Klarheit über die Stellung des Menschen, Verzeihung mein lieber Leser, – in der Schöpfung nach unserer Weltanschauung ist.

Fürchte nicht, daß ich »vom Adam« anfangen muß, aber sagen muß ich, wie das Christentum diese Stellung auffaßt, und wie sie sich aus meiner *Deutschen Gotteserkenntnis* ergibt. Dann wirst Du sehen, wie sich »wirtschaftliche Fragen« aus Weltanschauungen heraus regeln, und gar nicht von ihnen losgelöst werden können. In dieser Erkenntnis sprach ich ja auch in meinen Kampfzielen von der Einheit von Blut, Glaube, Kultur und Wirtschaft, und gab hier Grundlinien auch für die Wirtschaft.

Ich will mich ganz kurz fassen, selbst auf die »Gefahr« hin, daß mir christliche Pfaffen vorwerfen, ich wäre nicht »gründlich«. Allerdings muß ich vielen dabei wehtun; denn ich muß immer wieder an vielem rütteln, das Leser infolge ihrer Kindheitssuggestionen und weiterer Dressur durch Pfaffen für eine Rettung aus ihrer Not halten, ganz so, wie das die Vertreter des Weltkapitals und ihre Bevollmächtigten es wünschen. Sie arbeiten sich Hand in Hand.

Das heutige kapitalistische und sozialistische Wirtschaftssystem mit seinen Enteignungen und Kollektivierungsbestrebungen ist der Ausfluß der Leh-

ren des Alten Testamentes auf der einen, des Neuen Testamentes des Juden Jesus von Nazareth und des kommunistischen Manifestes von Karl Marx auf der anderen Seite. Sie fordern durch das »Alte Testament« die Juden Herrschaft und die Überführung des Besitzes und die Ausnutzung der Arbeitskraft aller Menschen für den Juden, und müssen durch Christentum und Marxismus diese Menschen dazu willfährig machen. Die Lehre des Juden Jesus von Nazareth, der nach Matth. 5, Vers 17/18 das Gesetz Jehowahs, d. h. die Juden Herrschaft erfüllen wollte, mußte folgerichtig die Widerstandskraft der Menschen und der Völker brechen. Ich kann nicht oft genug auf Äußerungen hinweisen, die das bestätigen, *da die Menschen immer noch Äußerungen anderer bedürfen, um sich von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen, statt endlich einmal aus der Geschichte die geschichtlichen Wahrheiten selbst zu erkennen und ihre doch so eindringliche Sprache zu vernehmen*, trotz aller Versuche der Kirchen und Staaten sie zu Eintagsfliegen herabzuwürdigen.

In »Ludendorffs Volkswarte«, Folge 26/1929, führte ich den Ausspruch einer Rabbinerfrau an:

»Die Deutschen kommen wahrlich aus dem Walde und den Hainen, sie hatten starke Götter und waren wehrhafte Helden, sie waren rein, stolz und stark, gut war es, den Feind zu erschlagen.

Aber all das hat man ihnen rauben wollen, man gab ihnen das semitische Christentum...

Alle ihre Herrlichkeit sollte fortan Sünde sein und ihre Sünden waren zu Pforten geworden für das Himmelreich. Wiß Ihr, was geschehen war? Ans Kreuz hatte man sie angeschlagen, ihr Wesen hatte man gekreuzigt und mit der Geduld, wie die neue Lehre sie lehrte, litten sie Jahrhunderte am Kreuze.«

Die Jüdin äußerte sich nicht über die »wirtschaftlichen« Folgen des Christentums für die Deutschen. Sie verschweigt, daß mit der Kreuzigung der Deutschen auch ihre schändliche wirtschaftliche Aussaugung durch den Juden, die Beamten der christlichen Kirche, die Beamten des christlichen Staates und der christlichen Obrigkeit verbunden war. Das Christentum wandte sich – an die auch wirtschaftlich – Unterdrückten, um auf diese Weise die ganzen Völker zu Unterdrückten und Wirtschafts-Sklaven zu machen. Das war auch für die Deutschen die Folge der »Geduld«, die die neue Lehre ihnen gelehrt hatte.

Etwas ähnliches lesen wir übrigens auch in der »Rheinisch-Westfälischen Zeitung« vom 25.12.1929 in einer Buchbesprechung. Sie wird für viele Leser vielleicht maßgebender sein, als die Worte der Jüdin, ja sogar als die Worte eines Deutschgläubigen Deutschen. Die »Rheinisch-Westfälische Zeitung« schreibt:

»Das Christentum ist auf Demut, Unterwürfigkeit und Pazifismus aufgebaut. Es erkennt auch nicht Rassezugehörigkeit und Blutfamilie an, sondern ist international; es ist durchaus aus dem Geist des Judentums geboren. Wenn aber der Verfasser annimmt, die Völker würden sich keine dritte semitische Religion aufbürden lassen, so sieht er auch hierin klar: Wir sind ja schon mitten in einer solchen dritten Religion drin – dem Marxismus.«

Hier irrt zwar die »Rheinisch-Westfälische Zeitung«. Der »Marxismus« ist keine neue, dritte jüdische Religion, sondern er ist die folgerichtige Weiterführung der Lehren des Juden Jesus von Nazareth, um nun endlich die durch den Juden Moses verkündete Juden Herrschaft auf Erden durchzuführen. Es ist das eben wirtschaftlich die Herrschaft des Kapitals, d. h. von Kapitalisten über sozialisierte, d. h. kollektivierte Völker.

Um solches Wirtschaftssystem folgerichtig und in aller Stille, ganz nebenbei erreichen zu können, stellt die christliche Lehre den Menschen – außer den Juden – als »*erbsündig*« hin, der natürlich einer strengen Aufsicht bedürfe, um dieser Erbsünde nicht voll zu verfallen. Ja, er bedürfe hierzu sogar einer Erlösung durch den Sühnetod des Juden Jesus von Nazareth. Solche Menschen werden hiernach als ein ganz unselbständiges und verantwortungsloses Gebilde in die menschliche Gesellschaft und in das Leben gestellt.

Was darf denn nun ein solcher Mensch »wirtschaftlich« erwarten?

Wie er geistiger Sklave der Pfaffen wird, wird er politisch Sklave seiner Bonzen und des entsprechend geleiteten Staates, wirtschaftlich erhält er, was ihm die Vertreter des Kapitalismus bescheren: ein Sklavenleben im sozialistischen Staat.

Das ist doch von erschütternder Einfachheit und Folgerichtigkeit. Hierzu treten noch die jüdischen Begriffe, daß »Arbeit für alle Menschen Strafe« ist, wurde doch über Adam, als er aus dem Paradiese verstoßen wurde, die Strafe verhängt: »im Schweiße Deines Angesichtes sollst Du Dein Brot essen«, und christliche Begriffe, daß Armut ein Segen, Besitz und Reichtum aber ein Übelstand seien, daß das Leben des Menschen seinen Schwerpunkt nicht auf Erden, sondern erst im Himmel habe. Das aber sind Lehren, die das kapitalistische, sozialistische System festigen, ja, folgerichtig und »ethisch« erscheinen lassen.

In ihm stellt also der unter Gewalt stehende, gegängelte Mensch seine Arbeitskraft und seinen Besitz im Rahmen der kollektivierten Menschenherde dem Hirten oder seinem Bevollmächtigten zur Verfügung. Ob der Hirte Jude, Jesuitengeneral oder römischer Papst oder Stalin heißt, ist gleich, ebenso ob seine Bevollmächtigten Weltkapitalisten, »Trustmagnaten«, »Werkgewaltige« Pfaffen oder staatliche Bonzen aller Art sind.

Nun bitte ich die Leser sich zu überlegen, ob sich denn alles tatsächlich folgerichtig aus dem Christentum ergibt, nicht aus dem, was »arisch« zurecht gestutzt wird, um es den Deutschen schmackhafter zu machen, sondern wie es in furchtbarer Klarheit in den Lehren der Bibel enthalten ist. Die Christen werden erkennen, daß sie eigentlich gar keinen Grund haben, sich über Sozialismus und Marxismus irgendwie aufzuregen; denn diese »erfüllen« ja nur das christliche Gebot, die Juden- und Pfaffen Herrschaft nach dem Willen ihres Gottes »Jehowah« zu ertragen. Die Deutschen Christen sind sich nur darüber im Unklaren, daß, was sie zum Kampfe gegen Sozialismus und Marxismus treibt, nur *Deutsches Erbgut* ist.

Der Kampf gegen Sozialismus und Marxismus als christlicher Kampf ist ein unerhörter Volksbetrug.

Christentum ist ja eben Sozialismus und Marxismus, und Vollstrecker der Gebote Jehowahs für die Herbeiführung der Judenherrschaft, also einer offenen oder vertarnten kapitalistischen Herrschaft durch die Kollektivierung der Menschen. Das müssen die Menschen endlich begreifen, anders sind wirtschaftliche Reformen überhaupt nicht durchzuführen oder sie bleiben trügerisches Machwerk.

Das Christentum weist also dem Menschen die Stellung in der Wirtschaft zu, die er heute einnimmt, d. h. der Mensch ist nicht Herr in der Wirtschaft, er ist ihr verantwortungsloser, unselbständiger, in Zwang gehaltener Sklave, der Besitz und Arbeitskraft anderen zur Verfügung zu stellen hat.

Ich bin kein Christ, ich lehne Jehowah, den persönlichen, den Menschen versklavenden Gott und sein kapitalistisches, sozialistisches Wirtschaftssystem ab.

Ich stehe auf dem Boden Deutscher Gotteserkenntnis.

Sie ist mein »wirtschaftliches Programm«.

Beruhige Dich, lieber Leser, schüttle nicht Deinen Kopf, weil Dein suggerierter Verstand solches Denken noch ablehnt. Ich will es Dir erklären.

Nach Deutscher Gotteserkenntnis ist der Mensch nämlich gar nicht »erb-sündig«, er ist kein Glied einer Menschenherde, bedarf keiner Pfaffen und Herren, um in Ordnung gehalten zu werden, sondern er steht, zu ernster sittlicher Selbstbeherrschung durch Erziehung angehalten, selbständig und frei, in der göttlichen Schöpfung, um sich auf Erden weiter zu entwickeln, dem Göttlichen, das in ihm lebt, zur Herrschaft in sich zu verhelfen und im vollen Verantwortungsgefühl für sein Volk zu handeln. Er ist in seinem Handeln einzig beschränkt durch Sittengesetze der Volkserhaltung.

Er ist aber auch kein politisches Herdentier, das sich von den Hirten oder seinen Bevollmächtigten treiben läßt, sondern ein zuverlässiges, selbständiges, rassebewußtes Glied seines Volkes, dem er sich blutsverbunden fühlt.

Er ist endlich kein wirtschaftliches Herdentier, das zur Arbeit getrieben wird, anderen das Futter wegnimmt und seinem Herrn Wolle und Fleisch liefert, und selbst zugrunde geht, sondern er schafft für sich und sein Volk auch da, wo er im Dienste anderer arbeitet.

Solcher Weltanschauung muß auch die Gestaltung des politischen und wirtschaftlichen Lebens der Einzelnen und des Volkes Rechnung tragen, und bringt wirtschaftliche Befreiung.

Der Mißklang zwischen der göttlichen Bestimmung des Menschen zur freien Entwicklung seiner Kraft und zur Volkserhaltung und den knechtenden, entarteten Lehren der Juden, Christen und Materialisten hat die Menschen in die heutigen katastrophalen Zustände geführt, das Göttliche im Menschen und die Arteigenheit der Völker lassen sich nicht ungestraft jahrtausendlang unterdrücken. Anderer Mißklang, wie der zwischen Freien und Sklaven im Römerreich hat gleiches hervorbringen müssen. Die nordische Völkerwelle überwand damals das Chaos, um ihm durch die jüdisch-christliche Glaubenslehre wieder entgegengeführt zu werden. Heute ist keine neue Menschenwelle da, die Ret-

tung aus dem Chaos bringen könnte, heute kann der Deutsche die Rettung nur in sich selbst finden, und diese Rettung besteht in der arteigenen Gotteserkenntnis und dem Erkennen, daß sie allein das Volk kraftvoll erhalten kann, und der Glaube eines Volkes seine Wirtschaft und alle Gebiete seines kulturellen Lebens gestaltet. Und dieser Glaube muß aus dem Blute und der Seele des Volkes geboren sein.

Ich sprach bisher von allen arbeitenden Deutschen und noch nicht von »Arbeitgebern« und »Arbeitnehmern«.

Da wirst Du nun kommen, lieber Deutscher, und mir sagen, ja, auf dieses Verhältnis kommt es doch gerade an. Wie soll denn das Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern geregelt werden?

Gewiß wird immer Selbstsucht in Menschen sich regen. Aber diese Selbstsucht muß sich in einem Glauben freier entfalten, der den Menschen als Sklaven und Arbeit als Fluch ansieht, als in einer Gotteserkenntnis, die den Menschen als sittlich frei betrachtet, und Arbeit daher zu freudigem Schaffen gestaltet.

Diese Grundanschauungen sind viel wichtiger als wir annehmen, und dann ist mir voll bewußt, daß Sittengesetze dort nachzuhelfen haben, wo menschliche Schwächen das Gemeinwohl schädigen. Ich kenne nur zu sehr den Eigennutz der Menschen und unterschätze diese furchtbare Gefahr für das Volkswohl keineswegs, heute steigert sie sich bis zur Vernichtung des Deutschen Volkes. Auch darum bin ich Feind der christlichen Lehre geworden. Wohin diese führt, kennen wir doch aus unserer wirtschaftlichen Entwicklung der letzten 1000, und namentlich der letzten 100 Jahre zur Genüge. Nie hätte die Wirtschaft solche Formen annehmen können, wenn der christliche Glaube geeignet wäre, die Selbstsucht im Menschen zu bannen. Wir dürfen nicht da schönen Worten lauschen, sondern müssen die Taten sprechen lassen. Nur eine Weltanschauung, die die Stellung des Menschen und die sittlichen Anschauungen von Grund aus ändert, kann die Kluft, die zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern nun einmal herrscht, ändern. Sie sind Menschen, die einander geben und auf Ge-deih und Verderb aufeinander angewiesen sind.

Schaffensfreude ist das Zeichen freier Menschen. Sie ist die richtige Verwendung des wirtschaftlich kostbarsten, das jeder Deutsche besitzt: seiner Arbeitskraft.

Sie ist sein kostbares »Eigentum« und sein »Besitz«.

Die Arbeitskraft seiner Mitglieder ist der Reichtum eines Volkes. In ihrer freien Entfaltung ist sein Wohlstand begründet.

Recht auf Arbeit ist sittliches Recht jedes Menschen, dieses Recht sicherzustellen, Pflicht der Volksgemeinschaft.

Allerdings muß die Arbeit so beschaffen sein, und aus solchen Verhältnissen heraus erfolgen, daß Schaffensfreude gewährleistet sein kann!

Arbeiten, die die Gesundheit gefährden, sind eine Schande für den sittlichen Staat, nicht minder solche, die auf die Dauer des Menschen Seele abtöten, nicht minder Wohnungsverhältnisse, unter denen heute noch Abermillionen

Arbeitnehmer zu leiden haben. Solche Verhältnisse schließen Schaffensfreude aus.

Millionen Arbeitslose sind die Bankerotterklärung des heutigen Systems. Arbeitslosenunterstützung ist allein ein notwendiges und unsittliches Übel des unsittlichen, kapitalistischen, sozialistisch oder jüdisch-christlichen Trug- und Wirtschaftssystems. Wer seine Arbeitskraft allerdings nicht betätigt, obschon er es könnte, ist Drohne im Volke. Ein sittliches Volk hat für ihn nichts übrig.

Schaffensfreude wird erhalten, wenn der Arbeitsertrag dem Arbeitenden gehört, ihm nicht durch Parteien, Staat, Leihkapital und Arbeitgeber geraubt, oder ihm durch wirtschaftliche und staatliche Maßnahmen entzogen, der Arbeitende um ihn nicht betrogen wird, wie wir es in der echt christlichen Politik, unter deren Zeichen wir heute stehen, in so furchtbarer Weise erleben, und aus jesuitischen und kommunistischen Staaten kennen. Das Verhältnis des Arbeitenden als Glied seines Volkes bedingt nur, daß der Arbeitende aus seinem Arbeitsertrag auch die Volkserhaltung ermöglicht, die ihm wiederum sein Leben sichert und verschönt. Das sind notwendige Ausgaben und nicht »Steuern«, die nur dazu dienen, Staat und Kirche zu erhalten, um das Volk für Juda und Rom zu knechten und als Menschenherde weiden und scheren zu lassen.

Schaffensfreude wird erhalten, wenn der Arbeitsertrag zum Unterhalt der eigenen Person und der eigenen Familie und zur Sicherstellung des Alters und bei Erkrankungen ausreicht und durch Leistung des Arbeitenden derart gehoben werden kann, daß eine Besserung der Lebensbedingungen eintreten, ja daß auch der Arbeitende Besitz mehrten und erwerben kann.

Eigentum, das die Selbständigkeit des Menschen erhöht und gestattet, die Volkserhaltung weitgehend zu fördern, liegt im tiefsten Sinne Deutscher Gotteserkenntnis. Nach ihr ist Enteignung genau so unsittlich, wie der Mißbrauch des Kapitals.

Die Reichsverfassung will den Worten nach freie, selbständig schaffende Menschen. Das christliche System aber unselbständige, gegängelte, zur Arbeit getriebene Herdenmenschen, gesteckt in die Zwangsjacken des Kapitals, der Kirche und des Staates. Darin liegt eben der unlösbare Widerspruch!

Nun erhole Dich einmal von dem Schreck, lieber Leser, daß ich solch »ketzerische« Sachen schrieb und lasse Dich nicht gleich durch Pfaffen und hörige Kapitalknechte ins Bockshorn jagen. Sie werden Dir vorreden, ich schreibe aus »Haß gegen das Christentum«. Darum sage ich Dir, ich schreibe allein aus Achtung vor dem Deutschen Menschen und allen Menschen.

Ich unterscheide mich von den Pfaffen und überzeugten Christen, die zwar »Menschenliebe« auf Erden verkünden; aber den Menschen auf Erden tatsächlich verkommen lassen und dann den Verkommenen mildtätig streicheln und ihn auf ein schönes, ewiges Leben im Himmel vertrösten, wenn er dem Pfaffen folgsam war!

Ich möchte dem Menschen auf Erden ein menschen-würdiges Leben sichern, durch das er seiner göttlichen Bestimmung gerecht werden kann. Darum stelle ich den Deutschen Menschen als freien Menschen und nicht als

christliches Herdentier in die Deutsche Wirtschaft, jeden Deutschen einschließlich der sittlichen Arbeitgeber.

Nur bei solcher Menschenwertung kann die Deutsche Wirtschaft gesunden, weil sie Kräfte freimacht, statt zu hemmen.

Nun wirst Du mir wieder sagen, ja der Weg ist ja viel zu lang. Wir verderben ja viel eher.

Dir sind schon so viele »Nahziele« gezeigt, denen Du gläubig nacheiltest. Du bist dabei immer tiefer in den Sumpf hineingeraten. Überdies ist der Weg gar nicht so weit. Jeder Deutsche hat in sich nur das Deutsche, das in jedem ist, frei zur Entfaltung zu bringen.

Großer Besitz dient zur Vergewaltigung der Menschen, z. B. durch Ausleihen von Geld gegen endlos zu erhebenden »Zins«, welches eine wirtschaftliche Ungeheuerlichkeit ist, über die ich ein andermal schreiben werde; oder durch Forderung von Fronarbeiten von Notleidenden, die sich, um ihr Leben zu fristen, zu Sklaven erniedrigen müssen, d. h. zu willenlosen Arbeitstieren in der Hand von Kapitalisten, wie wir es heute in dem Lohndruck auf Beamte, Angestellte und Arbeiter sehen.

Das soll für heute genügen.

Nun, lieber Deutscher, wirst Du mir entgegenhalten, manches steht davon ja auch in der Reichsverfassung. Das ist richtig. Ich habe es selbst oft ausgeführt, daß die Weimarsche Reichsverfassung an und für sich gute Grundsätze enthält; aber die Grundsätze der Reichsverfassung werden eben nicht verwirklicht, weil das jüdisch-christliche, d. h. das kapitalistische, sozialistische Wirtschaftssystem ihnen nicht Rechnung trägt und gar nicht Rechnung tragen kann. Dies sind unsere Sorgen, daß endlich mal eine sittliche, unabhängige Staatsgewalt und kein jüdischer Demokratismus oder christliche Diktatur das Volk leitet. Sie brauchen ja nur die Wege zu gehen, die »Ludendorffs Volkswarte« ihnen zeigt, hierzu sind sie aber immer noch nicht zu bewegen, weil sie immer wieder »Nahzielen« nachlaufen, die die Juden und Christen ihnen hinstellen, um sie den einzigen Rettungsweg nicht finden zu lassen.

Gewiß ist der Weg kein kurzer, aber er ist nun einmal, nachdem sich doch alle anderen Wege als Wege zu einem Ende mit Schrecken erwiesen haben, der kürzeste zur Rettung. Seine Länge hängt allein von der Entschlußfreudigkeit des Volkes ab. Auch die Übergangsmaßnahmen sind dadurch bedingt. Ich will kein Verderben des Volkes durch Hunger und Revolution, wo ich es vor Verderben auf den Schlachtfeldern retten will.

Erich Ludendorff.

Paul von Beneckendorff und Hindenburg

1847 – 1934

Durch den häßlichen Morgen, der in den trostlosen Straßen liegt, stampfen die Arbeiterbataillone, sehen an blinden Fenstern hinauf, an ausgestorbenen Straßen.

Arbeiterbataillone: Das klingt anders, als es aussieht. Denn es sind keine Bataillone, es sind endlose, schwarze Demonstrationzüge. Wenn man sich die Mühe nimmt, nach den mitgeschleppten Fahnen zu sehen und den Papp-



Paul von Hindenburg

schildern, dann erkennt man Unabhängige, erkennt die Radikalen, erkennt die Sozialdemokraten, die man mitgeschickt hat, daß die beiden anderen Gruppen ja keinen Schritt früher in Revolution machen. Müde und stumm schieben sich die Züge voran.

Bis ein Ruf gellt: „An den Brücken nach Berlin stehen die Soldaten mit Maschinengewehren...“

Da stockte der Zug. Die Rückwärtigen drängen: „Was'n los?“

*

Währenddessen knattert ein Motorradfahrer an die Brücke heran. Er bringt den Befehl: „Brücke ist zu räumen.“ Kein Mensch wußte

nachher, kein Mensch weiß es bis heute, wer eigentlich den Befehl dazu gegeben hat.

„Brücken sind frei“, klingt es nach rückwärts, die Arbeiter marschieren wieder.

„Es handelt sich um Stunden, um Minuten“, beteuert der Kanzler, der seit morgens mit Spa verbunden ist. „Allein der Thronverzicht vermag die Dynastie zu retten... es ist kein Augenblick zu verlieren!“

„Solche Dinge entscheidet man nicht in ein paar Minuten“, schreit Schulenburg ins Telefon. Wirft den Hörer hin, geht wieder hinein in den Gartensalon, der wie eine Wanne vollgefüllt ist von dem diesigen Tag, der durch die Scheiben dringt. Draußen stehen müde die Bäume, der Park ist voller Trostlosigkeit, wirft dem Weiher seine letzten Blätter zu.

Im Salon sichtet Oberst Heye Meldung um Meldung: Die Berichte der Truppenkommandanten! Verläßlich und genau wurden die Antworten eingeholt, in zwei Gruppen geordnet: Marsch gegen die Revolution... mit dem Kaiser an der Spitze, ohne den Kaiser...

Aber die Antworten waren nicht klar. Und wenige Kommandanten sagten „Ja“ oder „Nein“. Die meisten „Ungewiß“.

Aus Berlin telefonierte der Kanzler und verlangte den Kaiser als Opfer, das er den Arbeitermassen hinwerfen konnte, die über die Brücken nach Berlin dröhnten.

In solchen Tagen hieß „Ungewiß“ noch immer „Nein“.

Und „Nein“ resumierte, etwas voreilig und etwas übertrieben, wie sich's später zeigte, Heye.

Das heißt, Heye war doch noch optimistisch, wenn er sagte: „Die Truppen sind Majestät treu ergeben, aber sie sind zu müde, um zu kämpfen, sie wollen nichts als Waffenstillstand.“

Zu müde, um zu kämpfen. Wußte es der Erste Generalquartiermeister, daß sie noch tagelang würden kämpfen müssen, sterben müssen, die Müden? Wie weit der Weg noch war bis Compiègne?

Den Kaiser, der dem Spiel der Flammen im Kamin zugesehen hat, reißt es herum. Ehe er noch sprechen kann, hat Schulenburg sein „Ich kenne den preußischen Soldaten besser!“ geschäumt. „Er wird seinen König nicht verraten...“

Der weggelegte Hörer krächzt. Berlin ist da. Aber Schulenburg wünscht es zum Teufel. Jetzt streitet er mit Groener. Der hatte gestern noch ganz anders geredet... auch der Kaiser registriert die unerwartete Sinnesänderung.

Dann folgt das häßliche Wort, das ein deutscher General ausgesprochen hat: Groener. Daß Soldatentreue in gewissen Augenblicken, *also gerade in Augenblicken, da dieser Treueid einzulösen wäre*, wo die Probe zu machen wäre auf das Exempel, *eine Fiktion sei...*

Der Kaiser sieht auf den Marschall. Der steht wuchtig und ernst. Steht inmitten des Sturms um ihn, in ihm. Blickt auf seinen König, der auf ein Wort von ihm wartet.

Das Wort aber lautet: „Die Armee steht nicht mehr zu Majestät! Ich wollte es wäre anders...“

Da nickt der Kaiser leicht. Um ihn erstirbt das Leben. Er ist weit fort.

*

Nun verstummen die Menschen im Salon der Villa Fraineuse, in deren Fenstern sich der Herbst spiegelt, an deren Türen der laue Regenwind rüttelt und um das Haus streicht.

Und plötzlich braust es durch den Gartensalon, braust es, kommt furchtbar heran, fegt durch den Raum: Die Vergangenheit zieht vorüber wie ein Wirbelsturm: Siegesnachrichten um Siegesnachrichten... der Kaiser spricht... dann brennen Kerzen. Lichterbaum. Weihnacht. Der Kaiser verteilt ein paar gute Worte...

In dem selben Raum: Wie nannte man sie doch gleich. Richtig, die „Hydra“... sonderbar, wie sie alle davon sprachen, man würde nicht durchhalten können. Nein, nein: Es sei ganz unvorstellbar, wie dieser Krieg zu gewinnen

sei. „Ausgleichsfrieden“, wer hatte doch dieses Wort geprägt? Während draußen Tausende starben, die erkaltende Hand noch voll Ingrimms um das Maschinengewehr gekrampft.

U-Bootpolitik, Flottenpolitik... was waren das doch für Dinge. Anstatt loszuschlagen, saß die Angst in jedem Winkel.

Dieses ganze Hauptquartier. „Meine Stellung ist erschüttert“, schreibt ein Admiral nach Hause, weil ein zweiter Admiral länger mit dem Kaiser sprach... es war doch Krieg, meine Herren, Krieg! Draußen sterben die Menschen, packt doch mit an!

„Ich habe den Eindruck...“ Welch Tändelei? Stand etwa die Zeit still in Fraineuse?

Es gab anderswo ein Zimmer, da stand die Zeit nicht still. Und standen die Hirne nicht still und nicht die Herren. An einem ungeheuren Tisch, unter großen Lampen, eine ungeheure Karte, zusammengefügt aus zwanzig, dreißig Blättern. Dort wurde die große Schachpartie gespielt!

Bis Ludendorff es aussprach. Nachdem eine Weile vorher die Meldungen von der Front in seiner Hand zitterten: „Der Gegner hat in der Nacht von gestern auf heute die Hindenburgstellung in einer Breite von... durchbrochen. Nach feindlichen Meldungen beträgt die Zahl der Gefangenen... Bulgarien kapituliert. Der Abfall des österreichisch-ungarischen Bundesgenossen ist eine Frage von Wochen, vielleicht von Tagen...“

Schwerfällig und mit einem Mal ungeschickt wie ein alter Mann, war Ludendorff die Treppe hinab zu Hindenburg gestiegen: „Der Waffenstillstand muß augenblicklich geschlossen werden...“

Weiter braust die Erinnerung auf, kommt hervor aus dunklem Keller: Staatssekretär Hintze ist ehrlich entsetzt: „Aber wie sollen wir das dem Volk beibringen? Es glaubt ans Durchhalten.“

„Auch das wäre im Augenblick nicht mehr von ausschlaggebender Bedeutung“, wirft Ludendorff diese Gedanken über den Haufen.

Aus der Luft greift Hintze die Ideen: Eine Diktatur?!

Zur Erinnerung: Der Kaiser ist da. Nun müssen sie es ihm sagen. Aber der Staatssekretär verkriecht sich hinter dem Paravant des Ressorts: „Darüber zu sprechen fühle ich mich nicht berechtigt.“

Bis ihn der Kaiser hinter der Spanischen Wand hervorholt: Da tischt er seine Idee mit der Diktatur auf.

„Unsinn“, sagt der Kaiser. Nüchtern und ruhig in dieser Stunde.

Dann die neue Idee des Staatssekretärs: Wilson. Der Kaiser sagt ja, die Generale sagen ja. Leider sagen sie es!

Und jetzt nur ein paar Worte: „Die Armee steht nicht mehr zu Ihnen“ (nach einer anderen „Version“ soll er „hinter Ihnen“ gesagt haben... was liegt an dem Wort, wenn der Sinn der gleich furchtbare ist...).

Schulenburg hadert am Telefon noch immer mit dem Prinzen Max von Baden. Weiß Gott woher Schulenburg der Gedanke kam: Abdankung des Kaisers von Deutschland... aber niemals als König von Preußen!“

Weiß Gott was da in Schulenburg gefahren ist. Daß er Deutschland hinwarf... wenn nur Preußens König blieb. Waren die unsinnigen Redereien mit einem Mal wieder lebendig, die in dem Prinzen von Baden den Rächer sahen, den Rom einem protestantischen Kaiser gesandt hatte (*bitte beachten Sie hierzu auch den Ausspruch von Papst Leo XIII. an Wilhelm II. im Kapitel „Die Schuldfrage“*)?

„In dieser Form ist es unmöglich“, hört man den Kanzler am anderen Ende sprechen.

Bis das geschah, daß der Kanzler die Abdankung proklamierte, *über den Kaiser hinweg. Die Abdankung als Kaiser, und als König. Den Verzicht des Kronprinzen dazu.*

Unter den Linden, in der Leipziger Straße, in der Friedrichstraße balgten sich die Menschen um die Extrablätter. Vor dem Schloß aber schwenkte ein kindisch gewordener Revolutionär, schwenkte Liebknecht seine rote Fahne und seine Schlagworte.

Während der Kaiser ein Telegrammformular nach dem anderen vollschrieb mit seinem Protest, wieder zusammenknüllte und ein neues verlangte, immer wieder das Wort vom „niederträchtigen Verrat“ hervorstieß, raste Schulenburg, raste von Plessen durch die Villa Fraineuse. Die unsinnigsten Dinge geschahen: Gewehre wurden an die Offiziere ausgeteilt, Lebensmittelkörbe zum Hofzug geschleppt, der in Licht und Sauberkeit erstrahlte.

Dumme Gerüchte schwirrten umher... der Soldatenrat – bei der Telegraphenabteilung hatte sich flink einer konstituiert – beabsichtigte Majestät gefangen zu setzen.

„Schutzhaft, nicht gefangen“, korrigierte ein anderer.

Plötzlich ist der Kronprinz da... sein Vater empfängt ihn als seinen „Jungen“, in diesem Augenblicke ist der Kronprinz nichts als ein fürsorglicher Sohn und alles andere versinkt um ihn.

Graf Schulenburg und von Plessen suchen noch immer den Ausweg. Und sie finden ihn auf der Karte. Sie finden ihn weiter nördlich. In vierzig Minuten mit dem Auto zu erreichen ist die holländische Grenze.

Groener spricht nicht mit dem Kaiser, läßt sich nicht bei ihm melden. Auch der Marschall nicht. Zwei deutsche Adelige müssen den Dolmetsch machen. Müssen die Frage vorlegen: *Muß es sein, daß der Kaiser die Armee verläßt?*

Schulenburg hat sich ganz versteift auf den einen Gedanken: Der Kaiser muß kämpfen. Muß, wenn es ihm bestimmt ist, untergehen... *aber als Kaiser und kämpfend...*

Groener gibt eine klare Antwort. Er spricht von der ungebührlichen Rolle, die in diesem Falle dem Kaiser nicht erspart bliebe und entwirft das Bild: Die Armee steht nicht hinter dem Kaiser. In Spa selbst sind Soldatenräte. Es würde aus einer Schutzhaft eine Haft werden... und in Deutschland warteten Schimpf und ein Revolutionstribunal zum Gaudium der Entente. Es bleibt bei dem anderen Weg.

„Es bleibt kein anderer Weg?“

Groener verneint. Er *nennt* den Weg nicht, *aber er kennt ihn, Schulenburg hat es ja offen ausgesprochen.*

Der Kaiser diniert im Hofzug. Seinem Sohn hat er auf den Weg die Versicherung mitgegeben: „Man verlangt von mir, ich solle nach Holland... ich lehne es ab.“

Groener empfängt die Berichte aus Deutschland. Ebert ist bei Max von Baden. Die Ersatzbataillone sind übergelaufen. In Köln – ein Major war eigens zur Berichterstattung mit dem Auto dorthin geschickt worden – ist die ganze Garnison auseinandergelaufen.

Wiederum sondieren sie um den Kaiser. Groener sagt es: Er kann für das Leben des Kaisers nicht mehr eintreten...

Und er sagt noch mehr: *Der Kaiser müßte sich opfern für Deutschland...*

Der Marschall, welcher Ansicht ist der Marschall? Er sagt es nicht genau mit diesen Worten, aber er sagt es klar dem Sinne nach: „*Ich vermag Majestät nicht mehr zu raten, bei der Armee auszuharren...*“

Dem Kaiser wird referiert. Er übersieht im Augenblick die wahre Stimmung: „Also, wenn es denn sein muß... aber nicht vor morgen früh...“

An diesem nächsten Morgen, noch in der Finsternis, rasen ein paar Kraftwagen der holländischen Grenze zu. Rasen einem Wellblechhäuschen zu, in dem ein holländischer Leutnant schläft.

Er wird von seinem Unteroffizier geweckt. Startt ihn an wie einen Wahnsinnigen. Wiederholt die Meldung des Unteroffiziers: „*Wer? Der deutsche Kaiser...?*“

Die deutschen Männer, die zur selben Zeit in den Granattrichtern liegen, Hände und Gedanken um ein Maschinengewehr verkrampft, sie, diese „Unverlässlichen“, denen Groener nicht mehr vertraut und nicht Heye und nicht der Marschall, sie warten auf den Tag und warten auf den Tod und wissen nichts vom Kaiser... wissen nicht wo er ist, *aber sie sterben für ihn.*

*

Es war in einer gewissen Zeit kein Mangel an Dementis, die „dem Marschall nahestehende Seiten“ ungebeten und geschäftig an Journalisten verteilten: Der Marschall sei von der Abreise des Kaisers selbst ganz überrascht gewesen... Und er habe seinem allerhöchsten Kriegsherrn nicht geraten nach Holland...

„Expressis verbis“ – um in der Sprache der notorischen Juristen der Weltgeschichte zu sprechen, vielleicht wirklich nicht. *Aber blieb den Paladinen des Kaisers ein anderer Ratschlag übrig, wenn es immer wieder klang: „...die Verantwortung für die Sicherheit des Kaisers nicht übernehmen...“ „Die Armee steht nicht zu Ihnen...“ „Fahneneid... Fiktion...“ „unwürdige Behandlung, Revolutionstribunal...“ „Opfer bringen für Deutschland...“*

Nicht auf das Wort, auf Sinn und Absicht kommt es an: Der Marschall wußte von der geplanten Abreise, ja er hatte sie dem Kaiser im wahrsten Sin-

ne des Wortes nahegelegt, hingeschoben. Der Kaiser, der durch Jahre den Rat, ja geradezu das Diktat der O. H. L. ertrug, hatte sich auch dieses letzte Mal gefügt!

Warum aber fiel gerade dieses eine Mal die Verantwortung nicht auf den Marschall? Nicht auf den Ersten Generalquartiermeister? Sondern merkwürdigerweise auf den Kaiser? *Warum war der Kaiser dann nicht auch für Reims, nicht für die Marne, nicht für Verdun verantwortlich? Warum wird die Welt dem Marschall die „bona fides“ niemals absprechen für diesen 9., diesen 10. November 1918? Warum wird nur dem Kaiser nicht das Recht, „bona fide“ zu handeln, zugestanden?*

Wie kurz ist das Gedächtnis der Menschen, wenn sie sich einmal in den Himmel eines Weltrichters gehoben fühlen: Der Kaiser „durfte“ nicht nach Holland, nein, das hat er niemals gedurft! Wie spießärsch, wie winzig klein dieser Schrei aus der guten Stube hinter dem Ofen her. Haben alle diese Zwerge etwa jemals Napoleon zu richten gewagt, der in der Maskerade eines österreichischen Offiziers aus Rußland geflohen war?

Nein, nein: Diesen Leuten braucht um das Urteil der Geschichte über Wilhelms Fahrt nach Holland nicht zu bangen.

*

Der Kaiser verließ Fraineuse in tiefster Verbitterung über die leitenden Männer der O. H. L. Denn das wird für den Kaiser, wird für manchen anderen immer einen Schatten werfen auf die Vorgänge an diesen Tagen... *daß, noch während der Kaiser im Hofzug diniert, noch während der Kaiser in Spa geweiht hatte, Groener und der Marschall durch Groener telefonisch mit Ebert verhandelt hatten.*

An dieser Stelle wollen wir noch kurz einen Auszug eines Briefes von Wilhelm II. an Admiral Scheer anläßlich des zehnten Jahrestages der Schlacht vor dem Skagerrak wiedergeben, den er am 31. Mai 1926 in Doorn schrieb:

„... *Unter Ihrer zielsicheren und verantwortungsfreudigen Führung... konnte es gelingen, einem tapferen, vielfach überlegenen und erprobten Gegner gegenüber den Sieg zu erkämpfen... Ich vertraue, daß der herrliche Geist, der Meine Marine erfüllte, auch in den Nachfahren lebendig bleiben und sich auswirken wird in unermüdlicher Hingabe an den Dienst im Wiederaufbau einer Flotte, wie sie Unser Vaterland... braucht...*“

*

Weit, weit von hier, von Spa, noch immer hundert Kilometer von Paris, verblutet die deutsche Armee. Diese deutsche Armee ist kein Sammelsurium von Offizieren und Soldaten und Kanonen. Die deutsche Armee ist eine Welt für sich, rund wie eine Kugel, geschlossen, vollendet... diese Armee wird halten, muß es, *diese Armee muß sie alle überdauern: Reiche, Kriege, Kronen.*

Bleibt die Armee, zurückgedrängt oder nicht, bleibt die Armee ein Ganzes, ist die deutsche Nation gerettet! Aber sie darf sich niemals zur Hure machen lassen, um für fremder Herren Länder deren Kriege zu führen.

Wird sie zerschlagen, ist das Ende Deutschlands da.

Der Marschall übersieht die Hiobsposten, faßt da zu, dort, verliert die Nerven nicht, gerade jetzt nicht, jetzt am allerwenigsten: Die Armee muß gerettet werden. Waffenstillstand um jeden Preis: Sonst zerbricht die Frontarmee.

*

In dieser Phase der nationalen Finsternis ist es vielleicht doch ein Glücksfall: Daß zwei Deutsche dasselbe dachten. Ein Marschall, fasziniert von einem Ideal, fasziniert von einer Pflicht, die ihm deutsches Soldatentum, rückschauend auf Jahrhunderte, auferlegte, und ein anderer, kein Marschall, aus kleinen Verhältnissen zum Gewerkschaftssekretär geworden, dann von der politischen Konjunktur emporgetragen, von der Revolution auf schwindende Höhe gesetzt. Der „Volkskommissar“ Ebert.

Beide dachten das Eine: Das Heer zu erhalten.

Zu erhalten, um eine einzige Zelle, eine feste Burg zu haben in den Stürmen, die über Deutschland fegten.

Ein Bollwerk gegen den roten Sturm, der von Rußland kam! Das wollte der Marschall. Das wollte auch Ebert. Deutschland zu erhalten.

Nur daß Ebert für sich noch ein Sätzchen hinzufügte: Gegen die die Sozialdemokratie in ihrem Leben bedrohende USPD und den Kommunismus, die beide die Sozialdemokratie immer weiter nach links drängten, immer weiter links, bis sie alle über die Grenze nach Rußland gespült waren: Die Arbeiter und kleinen Angestellten und kleinen Bürger, die Intellektuellen und Monkelsozialisten.

Die Motive waren also nicht die gleichen bei diesen beiden Männern. Aber es war an der Zeit, das in höchster Seenot befindliche Schiff des deutschen Reiches nicht auch noch mit moralischen Bedenken zu überlasten. Genug: Der Marschall des Frontheeres, der Führer der Sozialdemokraten wollten dasselbe. Warum sie es wollten, danach konnte man später fragen.

Und wenn wir es – entrückt der Zeit, doch gleich beantworten wollen, so war Ebert darum für die Erhaltung des Heeres, weil er eben den Kanzler, den Prinz von Baden aufgefordert hatte, ihm sein Amt zu übergeben und seiner Partei das Oberkommando in den Marken dazu.

Der Prinz fragt noch nach der Verfassung, fragt nach Monarchie und Dynastie. Ebert weicht aus. Eine Viertelstunde später sitzt er an des Prinzen Schreibtisch.

Und empfängt, wen ihm der Diener meldet (wie dieser eben noch dem Prinzen gemeldet hatte).

Der Mann, der sich anmelden läßt, heißt Oskar Cohn. Er erkundigt sich nach dem Kabinett und offeriert Liebknecht.

Oskar Cohn weiß ganz genau, daß hinter diesem Kanzler die Massen ebenso fest stehen oder ebenso unsicher stehen wie hinter Liebknecht. Diese Haases und Liebknechts und Dittmänner rasen durch Berlin, rasen durch Deutschland, sie zünden Reden an wie riesige Fackeln und das Volk, die Soldaten mit den offenen Mänteln, die Matrosen mit den roten Kokarden jubeln ihnen zu. Sie jubeln eine Straße weiter einem Sozialdemokraten zu, noch gibt es für jeden Redner genug Publikum... aber langsam wird man doch die Beute teilen müssen.

Drüben, über dem Rhein steht eine kompakte Masse. In Tod und Jammer und Hunger gestählt. In Jahren namenlosen Entsetzens zusammengeschmiedet. Menschen, die die Sprache verloren haben. Und das Gehör: Sie hören nicht auf täppische Matrosenreden, sprechen nichts von der „neuen Zeit“...

Aber wenn sie um sich blicken, trollen sich die Soldatenräte, aus Köchen und Schreibern zusammengeschrien.

Ebert verhandelt mit Cohn und draußen johlt die Menge. Ebert spricht den Namen „Liebknecht“ mit geronnenem Lächeln aus. Er nickt Cohn zu, aber er weiß, daß eigentlich jeder Mann, den ein Haufen randalierender Matrosen hierher begleitet hätte, an seiner Stelle stehen könnte.

Wenn jetzt so ein Haufen durch das Tor stürmte, würde ein anderer empfangen. Mit einem Maschinengewehr stürzte man Kabinette, ernannte man Volkskommissare... Er war sich seiner lächerlichen Rolle durchaus bewußt.

Hinter dem Rhein stand das Heer. Greif danach. Hol' es dir!

Und er griff zu.

Während Liebknecht in die aufgeregten Unabhängigen den lapidaren, in seiner Präzision altrömischen Satz wirft, einen Satz, fast so gefährlich wie etwa die Sätze einer anderen Droge, die Millionehirne verdarb, der vierzehn Punkte Wilsons, während also Liebknecht den Satz schrie: „Alle Exekutive, alle Legislative bei den Arbeiter- und Soldatenräten“, hob Ebert das Telefon ab: O. H. L.

Sehr vorsichtig tastet sich Ebert vor.

Hindenburg kennt die Jammerstellung Eberts. Aber er braucht ihn. Er kann nicht sein Heer gegen die Väter, die Brüder, die Freunde seiner Soldaten führen: Die Mehrheit des Volkes ist republikanisch. *Aber nicht wahnsinnig genug, bolschewistisch zu sein!*

Groener führt das Gespräch. Vermittelt die Wünsche Hindenburgs. Nicht Wünsche: Forderungen!

„Welche sind diese Forderungen?“

„Sicherstellung aller Transportmittel für das Heer. Klagloses Arbeiten der Bahnen. Sicherstellung der Verpflegung. Unterstützung in der Aufrechterhaltung des Gehorsams und der Disziplin des Heeres.“

Ebert zuckt mit keiner Wimper, obzwar sie ein paar Straßen weiter schrien: Alle Exekutive, alle Legislative bei den Arbeiter- und Soldatenräten.

Barth ist außer sich, Liebknecht schwelgt. Aber wer die Armee hat, hat Deutschland. Mit den Soldatenräten würde man schon irgendwie fertig werden.

„Die Regierung“, sagt Ebert. Doch es gibt keine. Oder es gibt hunderte. Wie man will. *Aber er wird eine Regierung, eine wirkliche, ausüben, hat er erst einmal das Heer.*

*

Frontheer. Mensch im Trichterfeld. Wie die Natur all die Lebewesen formt, daß sie den Kampf bestehen, sie mit Waffen versorgt, ihrem Wesen den Panzer gibt, ihren Augen das Licht, daß sie in pechschwarzer Nacht sehend werden, so hat der Eisenkrieg den Menschen geformt. Hat seinem Herzen den Stahl gegeben, seinem Hirn die Einsicht für den Sinn des Kampfes. Sie wissen, wie dieser Kampf ist und was sie selbst in diesem Kampf sind, wissen, daß, springt ein Rädchen aus diesem Werk, noch kein großes Unglück geschehen ist.

Aber viele dieser Räder dürfen nicht aus dem Lager springen, die Rädchen müssen ihren Dienst machen, einen größeren, einen kleineren, es ist jedes gleich wichtig: der Mann, der als lebende Erdkruste im Trichter liegt und die Maschinengewehrurte einzieht und der andere Erdklumpen neben ihm, der das Telefon bedient und seine Batterie kommandiert: „Drei Strich rechts...“. Der Flieger, der zum Greifen niedrig über den Infanterielinien dahindröhnt und sein Maschinengewehr kurze Serien sprechen läßt.

Und jetzt hören diese Menschen, daß der Kaiser in Holland ist und in Deutschland Republik. Aber was nützt das alles, mag es traurig sein, mag sich das Herz, das schon so lange nichts mehr verspürte, doch noch einmal verkrampfen: Wenn du hier vorne liegst, bist du nicht in Deutschland und nicht in Frankreich, bist du im Felde, und im Felde gibt es nur Gesetze, die die Granaten diktieren und nicht menschlicher Wille. Du kannst nicht aus deinem Loch aufstehen und zurückrennen, denn der Krieg schlägt dich tot. Du mußt liegen bleiben und auf den Befehl warten und er wird schon zur rechten Zeit kommen!

Mögen sie hinten Republik machen und sich die Jammerlappen von den Ersatzbataillonen einmal aufpludern, darum mußt du doch hier liegen, sollen die Franzosen nicht die Brücke schnappen, ehe das letzte Bataillon darüber ist.

Nein, nein, wir kennen nur ein Gesetz, und das bestimmt die Granate. Republik, Kaisertum, wie einerlei das alles heute ist. Raufe dich morgen darum, aber heute müssen wir noch vierzig Kilometer marschieren und im schweren Feuer dazu, sonst hat man die ganze Division, verstehst du das?

Wir sind nicht in Deutschland, aber auch nicht in Frankreich oder England, Junge, wir sind im Krieg. Und dieses Land hat überall auf dieser Welt das gleiche Gesicht und die gleichen Gesetze – und die Granate ist allmächtig...

Mögen sie hinten revoluzzen, diese Jammerlappen, kommen wir erst einmal heim, dann verschlen wir denen den Arsch!

„Ablösung vor...“

Jawoll, Herr Wachtmeister, wir kommen schon, wir meutern nicht, wir wählen keine Soldatenräte, wie die Etappenleute und wie die bei den Rekruten-Depots, wir tun unsere Pflicht. Was geschafft werden muß, wird geschafft, mehr als krepieren können wir nicht. Hau ab, mein Junge, schlaf dich eine Nacht aus... ich lege mich für dich hier in das Loch... schlafe eine Nacht, wenn sie dich nicht zum Gegenangriff aufwecken.

Die Front hielt auch diesen Schlag aus.

Um den Marschall wird es mit einem Mal hell: *Ich bringe die Armee zurück. Bringe den Deutschen Deutschland zurück!*

Jeder weitere Gedanke des Marschalls ist in dieser Stunde, mag's ein Befehl, mag's eine Frage sein, nichts als ein heißes Gebet an den Schöpfer.

*

„Ich bringe die Armee zurück...“

Im Salonwagen, der in einer Lichtung des Waldes von Compiègne dem Zug der deutschen Waffenstillstandsdelegation gegenübersteht, sagt General Weygand, der geschmeidigste, vielleicht weil der weitaus hervorragendste der feindlichen Delegierten, dem deutschen General: „Sagen Sie mir bitte, General, welche von den Bedingungen unmöglich sein sollen?“

Der deutsche Militär wendet sich an den französischen. Versucht es ihm klarzumachen, wie ein Fachmann einem anderen eine Sache klarzumachen versucht, ballt schließlich all sein Elend in dem Ausspruch zusammen: „Um Gotteswillen, eine Armee von dieser Größe läßt sich nach menschlichem Ermessen in dieser kurzen Zeit gar nicht zurückbringen!“

Er will es nicht aussprechen, was er lange schon zu wissen glaubt, was er seit der ersten entsetzlichen Verlesung der Waffenstillstandsbedingungen zu wissen glaubt: Daß die um ihren Sieg gebrachten Ententegenerale den Waffenstillstand einfach sabotieren wollen, ja, das wollen sie. Und zwar aus niederträchtigsten Gründen.

Weygand ist ruhig: „Eine Armee, auch von der Größe der deutschen, läßt sich auch in dieser kurzen Zeit zurückbringen. Holen Sie aus Ihren Leuten das Letzte heraus. Machen Sie ihnen klar, daß sie sich nur dann retten, wenn sie nicht trödeln, wenn sie Disziplin halten, wenn sie die Befehle ihrer Offiziere bis ins kleinste Detail befolgen, wenn sie den ganz starken Willen haben, zurückzukommen...“

General von Winterfeld hört in der Rede des Franzosen den Soldaten. Hört, daß in dieser Rede nichts von dem Zynismus Fochs mitschwingt. Er überdenkt blitzschnell die Lage...

Vielleicht hatte der Franzose recht. *Aber dann mußte die deutsche Armee ein Heldenstück vollbringen, nicht geringer als der Sturm durch Belgien. Nicht geringer als Tannenberg. Nicht geringer als Karfreit...*

Eine Armee, deren Etappe längst zerfetzt war von der Seuche des Aufruhrs! Eine Armee, deren Land, für das sie kämpfte, in seiner ursprünglichen

Form gar nicht mehr bestand. Eine Armee von Soldaten, deren Väter, Brüder diese Armee haßten wie den Tod.

„Es ist nicht unmöglich“, sagt tonlos, aufmerksam im Gesichte des andern studierend, Weygand.

*

Der Marschall brennt lichterloh, diese Armee, die herrlichste der Geschichte, heil zurückzubringen in die Heimat! Er ahnt nichts von den Bedingungen.

„Nichts von der Waffenstillstandskommission?“

„Nichts Exzellenz...“

Das konnte doch nicht mit rechten Dingen zugehen?

„Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen“, sagen die deutschen Delegierten im Walde von Compiègne. Vom Eiffelturm aus lassen sie die Depeschen nach Deutschland gehen, immer neue funkelektrische Wellen zittern vom Eiffelturm, diesem Leuchtturm im rosaroten Meer des dämmernden Paris. Keine Antwort.

Bis ihnen grinsende Unteroffiziere die Abendblätter durchs Fenster reichen. Über die ganze gewaltige Breite der Pariser Zeitungen schreit es: Revolution in Deutschland...

Nun wissen sie, warum Berlin nicht antwortet.

Rittmeister von Helldorf soll versuchen, über die Linien zu kommen.

Doch es erscheint unmöglich. Der französische Brigadier geht die Stellung ab. Sucht einen „ruhigen Punkt“. Aber überall gibt es für Hörnerschmettern und Tücherwehen nur die gleiche Antwort: Feine Staubwolken, die die Maschinengewehrgarben im Vorfeld aufwirbeln.

„Ach was“, keucht Helldorff und schwingt sich über das Hindernis.

Im nächsten Augenblicke stauben die Maschinengewehreserien heran... tasten sich näher... ein Wunder, daß der Mann überhaupt lebend in den deutschen Graben kommt. Dort starren ihn die zu Erdklumpen gewordenen Menschen mit Augen an, in denen der Irrsinn flackert.

Dann erfährt der Marschall, erfährt der Erste Generalquartiermeister die Bedingungen.

„Ich werde diese herrliche Armee in die Heimat zurückbringen!“

Aber dem Marschall erstarb der Gedanke, als er las: Räumung von Belgien, Frankreich, Elsaß-Lothringen innerhalb von zwei Wochen. Was zurückbleibt ist kriegsgefangen...

Noch immer steht die deutsche Armee etwa hundert Kilometer vor Paris.

In vierzehn Tagen: Wo sind die Eisenbahngarnituren, wo sind die Autokolonnen, wo sind die Bahnlinien, wo die Autostraßen, die Anmarschlinien, um eine solche Armee in vierzehn Tagen aus Frankreich herauszubringen...

Es ist unmöglich, was der Feind fordert.

„Wir haben nichts Unmögliches verlangt“, so ähnlich sagte doch der französische Generalstabschef.

Aber seine Poilus waren nicht verhungert, seine Gäule waren keine Gerippe, sein Benzin war kein Ersatz und seine Autoräder hatten Pneus, seine Bahnen hatten genug Lokomotiven und Waggons und keine roten Wimpel und Fähnchen steckten an ihnen.

„Ich führe die Armee zurück“, sagt Hindenburg: Die Inkarnation des Lebenswillens dieser herrlichen Armee.

Die Armee kommt zurück. Die Leute sind halbtot, verhungert, die Pferde nur noch Gespenster. Aber es geht zurück. Es gibt Reibungen, aber sie werden behoben, es gibt Versäumnisse, aber sie werden nachgeholt. Auf den Fersen folgt der Feind, aber die Deutschen beißen die Zähne zusammen, schieben, schleppen sich weiter.

„Wieviel Kilometer heute noch, Herr Vize...“

„Dreißig.“

Dreißig Kilometer sind des Teufels, wenn man hundemüde ist und verzweifelt und neben dem Tornister noch einen Zentner Wurstigkeit mit sich schleppt... aber sie werden geschafft.

Die O. H. L. kennt jetzt nur einen Feind: Das Wetter. Wenn der Himmel seine Schleusen öffnete, wenn die Straßen zu Schlammeeeren wurden, wenn die Ströme aus den Ufern steigen, dann verballten sich die Pferde und Geschütze und Autos und Menschen zu unentwirrbaren Knäueln und kein Fluchen half und nicht einmal eine Pistole.

Aber der Himmel war nicht Deutschlands Feind in diesen Tagen, war der Freund: *Die Armee schaffte es. Hindenburg schlug sein letztes Tannenberg, nicht weniger gigantisch als sein erstes!*

Er rettete die Armee.

*

Die Verbrüderung Armee und Regierung wäre perfekt. Aber es ist ein ungleiches Paar und das Zusammenleben ist nicht besonders glücklich. Und ein und dasselbe Ereignis wird von jedem ganz anders beurteilt, weil es anders gesehen wird.

In Posen, da hat sich ein Oberster Polnischer Volksrat konstituiert. Der hat Sitz und Stimme im deutschen Arbeiter- und Soldatenrat, soweit ist man dort schon. Aber in den polnischen Turnerwehren, die im Handumdrehen aufgestellt werden, gibt es keine Deutschen, nur Polen.

„Die Deutschen haben doch das Militär, die Garnisonstruppen... die drüben im Warthelager liegen.“

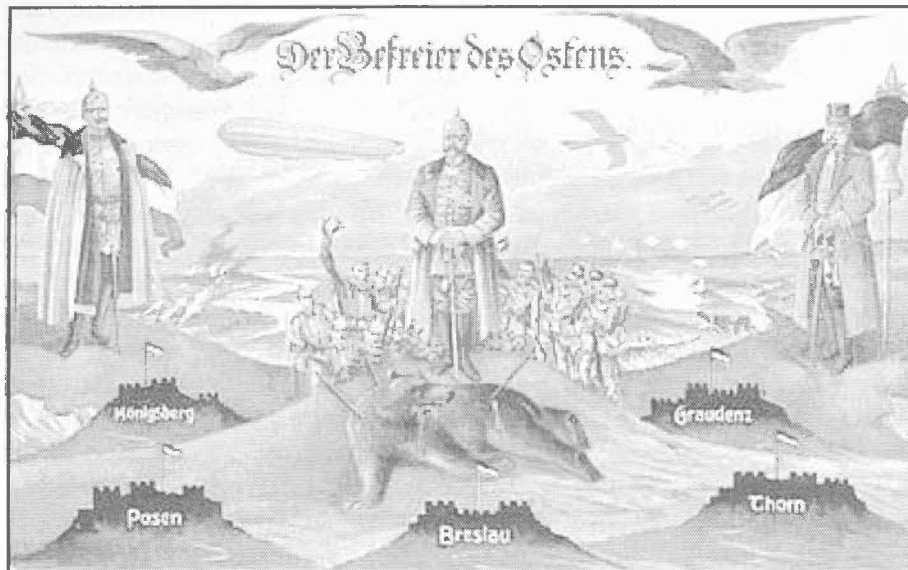
Der kommandierende General denkt ebenso. Bis er Befehl gibt, gegen Posen zu marschieren. Erst marschieren die Truppen und dann laufen sie auseinander. Da schickt er eine Abteilung Offiziersaspiranten.

„Seht die Grünen Jungs, diese Lausejungen“, höhnt es ihnen entgegen. Nicht von polnischer Seite: Von deutscher! Von Zivilisten? Unsinn: Die Soldatenräte begrüßen so ihre Kameraden.

Da werfen die Jungen buchstäblich die Flinte ins Korn: „Wir haben nicht Lust, uns für Deutschland von Deutschen beschimpfen zu lassen.“ Die höhere Selbstdisziplin, sich für das Vaterland beschimpfen zu lassen, wenn es sein muß, haben die Jungen nicht begriffen.

*

Die O. H. L. sieht, wie der Osten entgleitet. Hat dazu Hindenburg Tannenberg geschlagen? Daß Posen, daß Ostpreußen verloren gehen über ein paar pflicht- und volksvergessene Soldatenräte, die mit roten Fahnen in der Luft herumwedeln und nicht bemerken, daß die „verbündeten“ Polen auch Fahnen haben, aber nicht rote, sondern rotweiße mit dem weißen polnischen Adler darin, der sich selbst über diese Auferstehung wundert.



„Ich wünsche die Errichtung eines eigenen Kommandos für den Osten.“

„Ich habe den Befehl hier!“

Der Marschall senkt seinen Kopf über das Schriftstück: Oberkommando Heimatschutz Ost... dem Kommando unterstehen: Es folgt die Aufzählung der Truppenkörper.

Das Oberkommando Ost ist in Berlin errichtet worden. Ein paar Straßen weiter laufen die gleichen Nachrichten ein wie beim Oberkommando: Polnischer Volksrat, polnische Bürgergarde...

Es laufen auch andere Nachrichten ein: Die O. H. L. beabsichtigt die Entsendung von verlässlichen Truppen nach Ostpreußen, nach Posen.

Augenblicklich greift die Regierung ein. Gegen Polen natürlich – oder war das ein Irrtum? *War es denkbar, daß eine deutsche Regierung, und war sie noch so feuerrot, all ihre nun doch erwachte Energie statt gegen Polen gegen Hindenburg aufwandte?*

Es war möglich. Es war möglich, daß die Polen zeterten: „Wenn ihr uns euer verhaßtes Militär schickt, dann fließt Blut!“

Die deutsche Regierung, wohlverstanden, beeilte sich, die „Wünsche der polnischen Bevölkerung – derselben, die den Abfall offen ausgesprochen hatte – zu prüfen.“ Schickte selbst einen Staatssekretär nach Posen. Am 19. November war das und der Mann hieß Hellmuth von Gerlach!

Er verhandelte in Posen mit dem kommandierenden General. Und mit dem „Obersten Polnischen Volksrat“. Und mit den „kompetenten deutschen Behörden“, dem Arbeiter- und Soldatenrat.

Der letzte klärt ihn auf. Ein Mann, die Zigarette im Mundwinkel, meint herablassend: „Also wir verstehen uns mit den Polen ganz ausgezeichnet. Was brauchen wir einen Heimatschutz? Vor wem soll uns der schützen?“ Und weil seine Kameraden jetzt an seinem Mund hängen, verspritzt er gleich seine Pointen: „Ich meine, die sollen ganz wen anderen schützen... wie? Die Offiziere? Die Weißen... daraus wird nichts. Sagen Sie das mal den Herren in Berlin!“

Gerlach sagt es der Regierung. Und er sagt es jedem, der es hören will. „Gott ja, eine gewisse Spannung ist ja nicht zu leugnen... aber was unsere p. t. Presse daraus macht? Ich glaubte auf ein Schlachtfeld zu kommen... da sitzen die Herren vom Arbeiter- und Soldatenrat einträchtlich beisammen mit den Polen... und unsere Zeitungen schreiben, als ob...“

Er verschwieg, was die Zeitungen eigentlich schreiben.

Am 23. November depeschiert dann die deutsche Regierung an den Obersten Polnischen Volksrat: „Verzichten auf weitere Entsendung von deutschen Truppen...“

Der Marschall ist heute nicht die Ruhe selbst. Er ist nicht wiederzuerkennen und poltert um sich und die Adjutanten stellen fest: Windstärke 11.



Freikorps-Kampfwagen im Osten.

Am nächsten Tag stehen die Soldaten des alten Heeres in großen Haufen vor einem Maueranschlag. Man hat den Befehl von gestern an den Kasernenecken angeschlagen. Und die Soldaten lesen: Grenzschutz im Osten. Bildung von Freiwilligenverbänden...

Und mitten in den Haufen, der sich vor dem Anschlag türmt,

mitten in die Zweifel bellt einer: „Ick habe jenuch von Krieg und Kommiß... ohne mir!“ Und trollt sich davon. Die anderen denken: Hier habe ich mein Mädels und meine faule Zeit. Ich sehne mich nicht nach Granaten, Maschinengewehren und Entbehrung. Bin lange genug im Dreck gelegen, sollen sich doch andere melden.

„Ich gehe“, schwingt eine andere Stimme.

„Nimm dir ne Droschke... daß de zum Totgeschossenwerden nich zu spät kommst.“

Recht dünn ist die Reihe derer, die sich gemeldet hatten.

Indes tobt Herr Barth: Verrat Hindenburgs, Perfidie Groeners. „Ich verlange die augenblickliche Verhaftung des Generalquartiermeisters wegen Verrates der Republik.“

Denn es war ein Verrat an der Republik, Posen *nicht* an Polen zu verraten!

Ebert brummt, wie er immer brummt, wenn ihm etwas unangenehm ist und denkt an seinen Pakt mit Hindenburg. Er hört weg, wie er immer weghört. Am Ende ist Barths Antrag vergessen und sein Geschrei verstummt.

Aber der Marschall wirft Groener den Wisch zurück, den ihm dieser zeigte: Die Regierung habe in Erfahrung gebracht, daß der Marschall in einem Geheimbefehl den Truppenkommandeuren bedeutet hätte, daß es mit dem Abtransport der Truppen aus den bedrohten Ostgebieten keine Eile hätte. Dieser Geheimbefehl mußte augenblicklich widerrufen werden!

An diesem Tage war der Marschall mit sich unzufrieden. Und er wog lange den Gedanken, ob es nicht Wahnsinn gewesen war, aus unerschütterlicher Liebe zur Armee sich solche Bundesgenossen wie die Männer in der Regierung zu wählen.

Es war nicht leicht, Offizier und Deutscher zu sein.

Plötzlich kommen andere Nachrichten: Das fünfte Armee-korps ist in Posen einmarschiert. Die Grenadiere sehen die fremden Fahnen in den Straßen und holen sie herunter.

Ein Ententeoffizier plustert sich auf: „Ich verlange die sofortige Wiederhissung der französischen Fahne!“

Aber vor den Gesichtern der Offiziere und aktiven Mannschaften bleibt ihm seine Energie im Halse stecken.

Und dann braust der Trutzgesang durch die Straßen: „Noch ist Polen nicht verloren...“

Plötzlich platzt namenloser Schrecken auf den Plätzen: *Schüsse*. Ein paar deutsche Soldaten greifen sich an die Brust.

„Hunde, elende Hunde“, fauchen die Soldaten und werfen das Maschinengewehr auf den Asphalt. Sie lassen es tanzen, daß der Mörtel von den Wänden der Häuser regnet.

Posen ist zwar etwas ramponiert. Aber es ist wieder deutsch!

*

Am 30. Dezember hat die Reichsregierung „eingegriffen“. Minister Ernst beruhigt den Obersten Polnischen Volksrat: **Das Grenadierregiment 6, das sich von den Polen nicht beschießen hatte lassen, das die fremden Fahnen-fetzen von den Dächern entfernt hatte, wurde nach Schlesien abtransportiert!**

*

Die Hindenburgdivisionen stehen vor Berlin. Einem merkwürdigen Berlin. In dem ein Graf Metternich und ein Freiherr von Stumm zusammen mit dem Globetrotter und Journalisten Colin Roß eine Handvoll Mariner und Soldaten aufbringen, um Ebert die Reichspräsidentschaft aufzuzwingen. Ebert dreht sich wie ein Mädchen, um das der Freier anhält, indes wird das Abgeordnetenhaus umstellt und der Vollzugsausschuß verhaftet. Und der Stadtkommandant Wels, der wieder wegen einer dritten „Demonstration“ das Stadttinnere absperrt, läßt die Gardefüsiliere in die Demonstranten schießen. Sechzehn Tote liegen als armselige Kleiderbündel auf dem Asphalt.



In der Reichshauptstadt und überall im Deutschen Reich hielten die Freikorps für die – wenn auch ungeliebte – Regierung den Kopf hin.

In die Vorstädte aber marschieren die Frontdivisionen, marschiert altes Deutschland, marschiert Ordnung und Ruhe.

Ebert erhält in diesem Augenblick einen Brief des Marschalls, der ihn nachdenklich stimmt:

„Von Ihrem Entschlusse wird es abhängen, ob das deutsche Volk noch einmal zu neuem Aufstieg gelangen wird. Ich bin bereit, und mit mir das ganze Heer, Sie hierbei rückhaltslos zu unterstützen. Wir alle wissen, daß nach dem beauerlichen Ausgang des Krieges der Wiederaufbau des Reiches nur auf neuen Grundlagen und in neuen Formen erfolgen kann. Aber wir verlangen, daß diese Gesundung des Staates nicht dadurch auf Menschenalter hinausgeschoben wird, daß man töricht und verblendet zunächst alle Stützen unseres wirtschaftlichen Lebens vollständig zerstört. Wir verlangen, daß die Nationalversammlung beschleunigt einberufen wird. Wir verlangen, daß den Arbeiter- und Soldatenräten kein anderer Einfluß eingeräumt werde als ein beratender...“

Die Antwort auf dieses Schreiben ist der Beschluß des am 16. Dezember 1918 in Berlin tagenden Kongresses des Arbeiter- und Soldatenrates: „Für die Zuverlässigkeit der Truppe sind die Soldatenräte verantwortlich. Vorgesetzte außer Dienst sind abgeschafft. Die Soldaten wählen sich ihre Führer selbst.“

Vor ein paar Schreiern, vor ein paar Schlagworten macht die Regierung einen Rückzieher ohne Gleichen.

„Sagen Sie diesem Herrn Ebert“, dröhnt der Baß des Marschalls, „daß ich diesen Beschluß als einen Bruch der mir gegebenen Versprechungen halte und daß ich ihn nicht anerkenne.“

Da leistet Ebert den Unabhängigen doch noch Widerstand. Ein paar Tage später reißen Granaten ganze Wände vom Marstall, die Maschinengewehre hämmern. Das Heer ist nun wieder gut dazu, die Regierung Ebert zu stützen.

*

Es kommen aber schlimmere Tage. Schlimmere, brisantere Granaten. Es kommen Versailles und sein Vertrag.

Da geschieht das beinahe schon Unerwartete. Einen Augenblick, nicht viel länger freilich, reißt es die Regierung hoch. Scheidemann zitiert seine verdorrte Hand, es ist wie anno achtzehnhundertdreizehn. Oder doch beinahe so: Das Volk steht auf, der Sturm bricht los.

Und jetzt ist es die Regierung, die stündlich am Telefon hängt: Ist nach Ansicht der O. H. L. ein Widerstand möglich? Können wir es wagen, den Friedensvertrag abzulehnen? Wird sich das deutsche Volk erheben?

„Die letzte Frage allein ist es, die mich beschäftigt“, gesteht der Marschall. „Es handelt sich allein darum: Ist der Widerstandswille im *ganzen Volke lebendig oder nicht*. Wenn er es ist.

„Wenn das deutsche Volk bereit ist, auch der Möglichkeit eines Unterganges ins Auge zu sehen, dann führe ich die Armee und Volk gegen Westen und Osten.“

Da stützen auch die Herren der Regierung. Wie hatte sich der Marschall ausgedrückt? Widerstandswillen im *ganzen Volke*?

Der General läßt die Kabinettsmitglieder Revue passieren. War der Widerstandswille allein schon im Kabinett bei allen ihren Mitgliedern tatsächlich vorhanden? Hatte er die Herzen entzündet? War mit diesen Noskes und Eberts, die nicht einmal die den Offizieren gegebenen Versprechen hielten, die ihnen kaum die Achselstücke zu retten vermochten, ein Widerstand gegen *eine Welt von Stahl zu leisten*?

Wie war es denn im Osten gewesen? Hatte man nicht Hindenburg bloßgestellt? Mußte er nicht seine Freiwilligenverbände wieder auflösen? Die Baltikumer entwaffnen? Die sechsten Grenadiere aus Posen abziehen? Wie? Seinen Geheimbefehl widerrufen?

Und jetzt forderte Weimar ein Gutachten über Krieg und Frieden?

Churchill, der britische Munitions- und Marineminister, hatte es ausgesprochen:

„Wäre Deutschland bereit und entschlossen gewesen, an den Rhein zurückzukehren und sich an der Grenze wie ein Mann aufzustellen, um jede Schrittesbreite seines Bodens zu verteidigen und einem feindlichen Heere Millionenverluste beizubringen, es wäre ihm manches erspart geblieben!“

War die Gesamtheit der Nation zu diesem Opfer bereit?

„Wir brauchen keine Truppen, wir verstehen uns mit den Polen.“ Das hatten doch nicht alte Weiber gesagt und nicht furchtsame „Zivilisten“, sondern die Mitglieder des Soldatenrates.

Vorsichtig setzte der Marschall seine Worte. Setzte nur Größen ein in seine Rechnung, die vorhanden waren: Die Truppe. Und nicht Größen, die nicht vorhanden waren: Die Nation.

Und er schrieb: „Wir sind bei Wiederaufnahme der Feindseligkeiten militärisch in der Lage, im Osten die Provinz Posen zurückzuerobern und unsere alten Grenzen zu halten. Im Westen können wir bei ernstlichem Angriff unserer Gegner angesichts der numerischen Überlegenheit der Entente und deren Möglichkeit, uns auf beiden Flügeln zu umfassen, kaum auf Erfolg rechnen.

Ein günstiger Ausgang der Gesamtoperation ist daher sehr fraglich, aber ich muß als Soldat den ehrenvollen Untergang einem schmachlichen Frieden vorziehen. von Hindenburg.“

*

Währenddessen geht Erzberger mit wehenden Fahnen ins Lager der Entente über. Er ruft den Leuten seine Argumente zu, die an die Primitiven appellieren: „Wollt ihr, daß die Schwarzen auch eure Weiber vergewaltigen, wie?“

So sahen die Minister aus, die Abgeordneten, daß sie darüber stutzten.

„Den ehrenvollen Untergang einem schmachlichen Frieden vorziehen...“: Ist, was gestern noch Heldentum war, heute nur mehr eine „Fiktion“?

23. Juni 1919, 16 Uhr.



„Die Hand soll verdorren, die diesen Vertrag (von Versailles) unterschreibt“, erklärte der Herr Scheidemann – und in seinem Auftrag begaben sich die deutschen Delegierten zur Unterschrift nach Versailles. Konrad Adenauer ist auch schon dabei.

„...Der übermächtigen Gewalt weichend und ohne damit ihre Auffassung über die unerhörte Ungerechtigkeit der Friedensbedingungen aufzugeben, er-

klärt... die Regierung der Deutschen Republik, daß sie bereit ist, die von den alliierten und assoziierten Regierungen auferlegten Friedenbedingungen anzunehmen und zu unterzeichnen...“

Am 24. Juni. Oberbefehlshaber der Südmarmee, General von dem Borne, an die Reichsregierung in seinem Namen, in Wahrheit im Namen aller Offiziere: „...das Vertrauen zu einer Regierung, die der Armee und dem Volk eine derartige Schmach angetan hat, hat das Offizierskorps verloren...“

Am 28. Juni, 15 Uhr unterzeichneten Hermann Müller und Bell im Spiegelsaal den Friedenvertrag.

Abends geht ihr Zug. Sie sehen aus dem Dämmer, das über den Dächern von Paris liegt wie ein dunkles Wolkenmeer, das Weiß des Sacré Coeur in den Himmel leuchten. Plötzlich zischen Raketen hoch, zerplatzen im Abendrot, lassen Licht regnen über diese Stadt, werfen Feuerbälle, Feuerstreifen zum Eiffelturm. Ganze Lichtweiden lassen weiße Perlen in die Stadt tropfen.

Der Sieg!

Angeblich zur selben Zeit – aber das ist ganz unwesentlich – schreibt Hindenburg an den Reichspräsidenten.

Am 9. November hat sich Hindenburg der neuen Reichsregierung zur Verfügung gestellt. Er hat das Heer in seine Heimat geführt und ist während des Wirrwarrs, das folgte, auf seinem Posten geblieben. Er hat die Waffenstillstandsbedingungen erfüllt. Aber die Friedensbedingungen kann er nicht zu erfüllen. Er vermag nicht den Frieden gutheißen, der die Deutschen zu Verbrechern stempelt.

Der ihn persönlich zum Kriegsverbrecher stempelt.

Dieser Frieden ist – unbegreiflicherweise – unterzeichnet worden!

„...sehe ich meine Arbeit für beendet an...“ schließt Hindenburg sein Schreiben. Hinter einem reichen Leben voll Arbeit, Freude, Leid, voll Tapferkeit und Glück und Unglück schlägt das Schicksal die Tür zu.

Das Ende ist eine Bürgerwohnung in Hannover.

Im milden Abendlicht des Alters steht nachdenklich, steht allverzeihend der Marschall. Die Bäume werfen ihm ihr Laub zu. Es ist ein heißer Sommer. Sicherlich wird es früh herbsteln...

*

Am 28. Februar 1925 stirbt Ebert.

Kaum, daß sich die Parteiblätter die Zeit nehmen, aus dem Zettelkasten die erforderlichen Daten zu schöpfen, um für einen Leitartikel eine Träne auszupressen.

„Die Frage der Nachfolgeschaft wird bestimmt auf Schwierigkeiten stoßen!“

Wie ein aufgeschreckter Ameisenhaufen sieht es in den deutschen Parteien aus. Noch liegt der Reichspräsident auf der Bahre, da tobt schon über ihn hinweg der Kampf. Jede Partei weiß ihren geeigneten Mann, aber leider weiß jede Partei einen anderen. Jede Partei hatte ihren eigenen Kandidaten.

Die Sozialdemokraten stellen Braun auf, die Rechte Jarres, das Zentrum Marx, die Demokraten Hellpach, die bayerische Volkspartei Held, die Kommunisten Thälmann, die Deutschvölkischen Ludendorff.

Da weiß jedes Kind, daß ein zweiter Wahlgang erforderlich sein wird.

Im ersten Wahlgang geschieht etwas sehr Überraschendes: Jarres erhält 10,4 Millionen Stimmen von 26,8. Ihm folgt Braun mit nur 7,8.

Lesen wir einen Auszug eines Briefes von Karl Jarres – Reichsinnenminister und Vizekanzler unter Marx – vom Juli 1927 an die Redaktion der Deutschen Bergwerkszeitung in Essen über das Wohnungsproblem: „...In scharfen Resolutionen stehen sich die Ansichten der Hausbesitzervereinigungen, welche die vollständige Aufhebung des Wohnungsnotrechts fordern und die Meinungen der Mietervertretungen, die mit genau demselben Nachdruck die Aufrechterhaltung und weitere Ausgestaltung der Wohnungszwangswirtschaft verlangen, gegenüber. In erster Linie sind die Städte an der richtigen Lösung der bestehenden Streitfragen interessiert, denen nicht nur die Last der Handhabung des Wohnungsnotrechts... auferlegt ist, sondern die auch die finanziellen Folgen von evtl. verfehlten gesetzgeberischen Maßnahmen zu tragen haben...“

Die Rechte wägt das Wahlresultat in vorsichtiger Hand. Alle Chancen werden geprüft. Es dauert lange, ehe sich die Herren unter dem Zigarrenrauch, der sich über ihren Häuptern wiegt und an den Lüstern quirlt, geeinigt haben. So viel wissen sie also: *Daß es bloß eines populären Namens bedürfte, den Kandidaten der Rechten durchzudrücken.*

Aber welcher Name war das? Welcher Name „zog“? Welcher Name hatte ein solches Gewicht, daß er die vielen, vielen Flauen, die Unschlüssigen, die Mitläufer der anderen auf sich vereinigte? Wer war dieser Mann?

„Wir können nicht den deutschen Kronprinzen aufstellen“, warf einer in diese Nachdenklichkeit.

Da erhob sich eine vorsichtige Stimme: „Den Kronprinzen sicherlich nicht... aber von Hindenburg!“

Da erwachten die anderen, schoben ihre unnützen Gedanken beiseite und waren ganz Ohr. Hindenburg, Hindenburg? Natürlich. Hindenburg!

Sie sagten den Namen vor sich her, ließen ihn klingen. *Er klang, wahrhaftig, er klang gut.*

Aber schon sanken sie wieder mutlos in ihre Sessel: Er wird ablehnen, der Marschall ist zu alt. Wißt ihr, wie alt er ist? Achtundsiebzig... nein, nein, da war wohl nichts mit seiner Kandidatur.

„Ich meine“, erhob sich neuer Mut, „man könnte doch wenigstens nachfragen. Fahren wir doch zu ihm, anstatt uns die Köpfe zu zerbrechen, ob der alte Herr annimmt oder nicht.“

Da waren alle dabei.

„Exzellenz lassen einen Augenblick um Geduld bitten...“

Indes ließen die Gäste ihre Blicke kreisen. Etwas altpreußisch, diese Einrichtung. Noch so nach „Guter Stube“.

Plötzlich steht riesengroß und breit der Marschall im Türrahmen.

Der erste Eindruck: Der Mann ist doch sehr gealtert.

Da spricht er und bewegt sich und der zweite Eindruck ist ein anderer: Wie jung, wie sicher, wie jovial ist doch dieser Mann.

Wie jung sein tiefes Lachen: „Nein, meine Herren, ich zähle achtundsiebzig. Und auf solchen Posten gehören sicherlich bedeutend Jüngere.“

Der Marschall ist entzückend, ist charmant wie immer, ist recht aufgeräumt und wirklich nicht verbraucht; aber die Herren kehren doch mit einer Ablehnung zurück.

„Ich zerbreche mir den Kopf... es gibt eben keinen Ersatz für Hindenburg.“

Die anderen nickten: Es gab keinen Ersatz für Hindenburg. Dieser Name allein bürgte für den Sieg. Bürgte für Vertrauen.

„Vertrauen... ich sehe, meine Herren schon die Wahlplakate vor mir. Soll ich euch den Text vorsagen, oder?“

Aber was nützte das alles, Jarres mußte kandidieren und er bekam niemals die Stimmen, die er brauchte, die anderen würden sich aber auf einen Kandidaten einigen.

*

Bis einer mit dem Knalleffekt ins Haus stürzte: „Und Hindenburg wird doch kandidieren...“

Die andern verstehen nicht.

„Tirpitz ist bereit, nochmals nach Hannover zu fahren.“

„Donnerwetter“, entfuhr es den anderen. „Dann allerdings sieht es doch gleich anders aus!“

Und Tirpitz fuhr nach Hannover.

Er kam zurück: „Hindenburg kandidiert!“

Er bringt auch gleich Hindenburgs Programm mit: „Nicht die Staatsform ist entscheidend, sondern der Geist, der die Form beseelt. Ich reiche jedem Deutschen die Hand...“

Die Rechte jubelt: Das war ihr Programm!

*

War das ein Lärm, war das ein unangenehmer Lärm. Sie überschrien einander, die Redner, die Plakate, die Blätter der Linken, der Mitte: Wenn Hindenburg Reichspräsident wird, rücken die Franzosen morgen in Deutschland ein!

Hindenburg wählen ist Selbstmord. Alles, was wir mühsam aufgebaut haben, wird zusammenbrechen. Das Ausland wird sich einen Kandidaten der Gegenrevolution nicht bieten lassen. Arbeiter, Angestellte, rettet die Republik, rettet Deutschland.

Ein Mann, der auf der Auslieferungsliste stand, als Reichspräsident? Wahnsinn, glatter Wahnsinn. Katastrophenpolitik der Schlotbarone, nichts sonst!

Das Ausland sekundierte. Die Franzosen verhöhnten die deutsche Republik die einen kaiserlichen General als Statthalter Wilhelms zum Präsidenten wählen wollte.

Endlich sei das wahre Antlitz Deutschlands sichtbar, man müsse sich bei der Rechten bedanken.

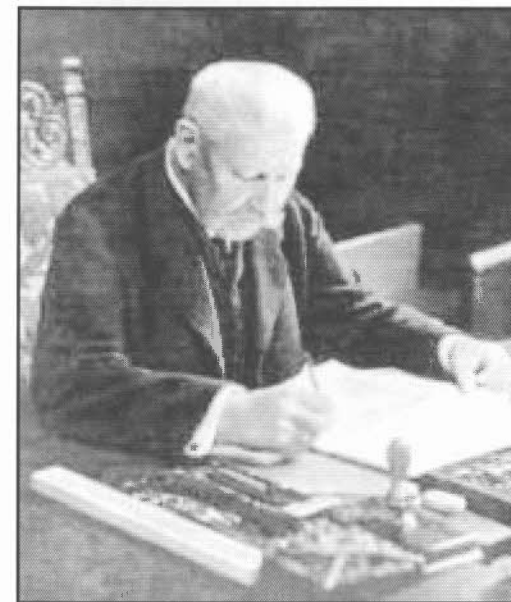
Es sei vorüber mit Locarno, vorüber mit der Verständigung, „*finis Germaniae*“...

*

Am 26. April ist jeder Stammtisch ein Wahllokal. Die Wetten steigen ins Unermessliche. Wird Hindenburg Reichspräsident?

Tropfenweise laufen die Teilresultate ein. Einmal sind sie für Marx, dann für Hindenburg, je nachdem.

Dann zeigen sich doch schon die Konturen. Und am Abend steht es fest: Hindenburg ist Reichspräsident. Von dreißig Millionen Stimmen – so groß ist das Interesse, daß die abgegebenen Stimmen um viereinhalb Millionen steigen – sind 14,6 für Hindenburg abgegeben worden.



Reichspräsident Paul von Hindenburg.

– sind 14,6 für Hindenburg abgegeben worden.

„Hindenburg Reichspräsident, nun ist alles aus“, rufen die Linken, die im Zentrum. Aber es geschieht etwas Unerwartetes oder vielmehr es geschieht genau das, was die Rechte erwartet hat: *Frankreich, England finden sich mit diesem „fait accompli“ ab.*

Ein paar Blätter säuseln stärker, schwächer, ein paar Leitartikel sind mehr, sind minder geistreich, mehr oder minder geschmacklos... das ist alles. In drei Tagen weiß kein Franzose mehr, daß Hindenburg Präsident ist. Noch weniger, daß das

je ein „casus belli“ gewesen sein sollte...

„Garçon, bière allemande...“, rufen sie in den Cafés. Die Zeitungen bringen eine Parade, die der neue Reichspräsident abnimmt. Doch deshalb hält das Pariser Leben nicht eine Sekunde lang den Atem an.

Da verstummt sogar das deutsche Presseraunen, das auch schon am Tage nach der Wahl auffallend zurückhaltend gewesen war.

*

Hindenburg war Reichspräsident.

Es war die späte Quittung des nationalen, des gesunden Deutschland für den 9. November 1918, für die Unterzeichnung von Versailles, für die Ruhr, für die Inflation, für die Erfüllungspolitik und die Opferung des Ostens.

*

Nun geschah etwas sehr Merkwürdiges. Für Deutschland in dieser Intensität beinahe Neues: Der Sturm der Entrüstung über diese Wahl fegte so durch den Wald der Linken, daß er das letzte Leitartikelblatt verlor. Dann aber wurde es zunehmend stiller. Und dann kam es, daß man sich in den Redaktionen der Parteien des „Blocks“ nicht mehr daran erinnerte, einmal gegen diesen Marschall getobt zu haben.

Und dann geschah es, daß das Zentrum, daß Stresemann blieben und auch die Außenpolitik blieb.

Daß man z. B. das mit vollen Händen kommende Rußland wegschickte, brüskierte und Frankreich weiter zulächelte, auch wenn es seine Taschen zuhielt und im Ruhrgebiet blieb.

Es geschah weiter, daß in Locarno Deutschland für ewige Zeiten auf eine Revision der West-, aber auch der Ostgrenzen verzichtete. Daß es somit auf Preußens historische Mission im Osten verzichtete.

Und mit dem erkämpften Ratssitz in Genf nahm man die Blamage mit in den lärmenden Reichstag, daß Polen auch auf einen Sitz Anspruch erhob und man diesen Anspruch bei der Entente anerkannte.



Dann lachten die Journalisten einander an, wenn sie ihre Loge im Reichstag betraten: „Heute gibt's wieder Trommelfeuer...“

Trommelfeuer um die Fürstenabfindung. Das ganze Volk wurde bemüht, erhitzt: „Diebstahl, den man sanktionieren möchte.“ „Nieder mit den Monarchisten!“ krakelten die Sozialdemokraten, die den Zentrumsleuten die Rolle im Kabinett nicht gönnten.

Deutschnationale Vereine wurde aufgelöst. „Gestern gab es wieder eine Haussuchung...“ Das geht alle Tage so fort.

Da platzte eine Bombe. Etwas Entsetzliches ist geschehen. Man ist entsetzt, wagt es kaum auszusprechen: Seeckt hat bei den Ma-

növern der Reichswehr in Münsingen einen richtigen Hohenzollernprinzen zusehen lassen. Skandal!

Der Reichspräsident interveniert zugunsten des Generals. *Aber er ist machtlos gegen seinen eigenen Minister.*

„Die Republik ist in Gefahr“, tobt jetzt Scheidemann, plötzlich reaktiviert, im Reichstag.

„Ich dachte, der sei längst gestorben“, flüstert ein junger Journalist seinem Nachbar zu.

Aber der Wiedereintritt in die Regierung gelingt den Sozialdemokraten trotz Haussuchungen und Seeckt nicht. Eine bürgerliche Regierung, diesmal mit Einfluß der Deutschnationalen, tritt auf. Nach wie vor ist das Zentrum die Stütze des Reichspräsidenten, der gegen die Stimmen dieser Partei gewählt wurde.

Erst nach den Wahlen am 22. Mai 1928, im Juni, erhalten die Sozialdemokraten das Kabinett. Stresemann ist mit dabei und Curtius.

Die Deutschen reiben sich die Augen. Wie war das doch gleich?

Hatten sie nicht den Marschall als Protest gegen diese Politik gewählt? Und nun regiert der Marschall mit denselben Parteien, die ihn nicht gewählt hatten? Regierte gegen seine eigenen Wähler?

*

Dann kam die Zeit, wo die Deutschen wieder beisammenstanden und hinter den Leuten (oder ihren teuren Autos) flüsterten: „Holland...?“

Man munkelte von der Mark und Vorsichtige hatten längst ihr Geld über die Grenze gebracht. In der Schweiz wurden die Tresore bis zur Decke vollgestopft. Man zahlte gar keine Zinsen mehr in der Schweiz. Am Ende erhob man sogar noch eine Gebühr für das Recht, ein Depot zu haben.

In Paris aber wehrten sich die beiden „unabhängigen“ deutschen Sachverständigen, Schacht und Vögler, wie die Löwen.

Sie wehrten sich gegen Young, der die Wallstreet repräsentierte. Bis die Reichsregierung hinter dem Rücken ihrer Vertreter den Beschluß faßte, den Youngplan doch anzunehmen.

So geschah es, daß deutsche Sozialdemokraten für den Kapitalismus stimmten: Es war allerdings nicht der deutsche Kapitalismus, den bekämpften sie ja, sondern der amerikanische, der französische, der britische – der jüdische!

*

Dann verschwindet sie aber doch, die Regierung der „großen Koalition“. Am 2. April 1930 stellt sich eine neue Regierung vor. Stellt sich der Mann als Kanzler vor, von dem man schon immer geraunt hat, er sei die neue „persona gratissima“ beim Präsidenten.

Brüning spricht: „Die für das Reich notwendigen Reformen müssen durchgeführt werden und dürfen keinen Aufschub erleiden.“

Das klingt wie eine Drohung und ist auch eine. In dem traditionellen roten Portefeuille ist bereits die Reichstagsauflösung aufbewahrt. Brüning legt die Drohung auf den Tisch.

Aber der neue Zentrumskanzler braucht sein Portefeuille nicht zu öffnen. Man spricht ihm das Vertrauen aus.

Nun werden die dem Kabinett nahestehenden Zeitungen immer deutlicher. Das Volk sei des ewigen Parteihaders müde... eine autoritative Regierung sei notwendig.

Der Reichstag überhört diese Sprache. Und wieder erscheint der Kanzler mit seinem roten Portefeuille. Der Finanzminister aber, päpstlicher als der Papst, bricht vor: Man könnte nicht mehr mit dem deutschen Volk verhandeln, man habe nur mehr parlamentarische oder nichtparlamentarische Interessengruppen vor sich. Nein, hinter diesem Reichstag stünde schon lange nicht mehr das Volk!

Und diesmal wanderte die Auflösung aus dem roten Portefeuille.

Dietrich hat vollkommen recht: ***Der Reichstag präsentierte nicht mehr das Volk. Das Volk dachte ganz anders.*** Und wie ist es heute?

Das hat dann die Wahl, die der Reichstagsauflösung vom 18. Juli folgte, schließlich bewiesen.

*

Und jetzt ereignet sich das Unbegreifliche. Man möchte sagen, das politisch „Neue“. Wie es „neue Reiche“ gibt. Wie es neue Moralbegriffe gibt. Wie das „Neue“ sich nicht durchwegs, wahrhaftig nicht, auch mit dem Begriff „gut“ oder gar „besser“ deckt.

Genf liegt wohlhüstig in der strahlenden Sonne, der See ist ein riesiger Spiegel, über den, wie weiße Schwäne, die Schiffe gleiten. Südlich ist der Atem dieser Stadt, südlich die weißen Anzüge der Männer, die die Welt regieren. Langsam schreiten sie die in Blumen prahlende Promenade entlang, als wären sie schonungsbedürftige Kranke. Aber es ist ein Irrtum. Nur die Staaten sind krank, nur die Welt ist krank, die sie hier vertreten.

Soweit es die Musik, die aus dem Tanzsalon herüberebbte in dünnen Wellen, erlaubte, soweit es der Abend erlaubte, der die Begierden in tausend Mikrobien vom See herübertrug, hatte sich schon gestern in späten Stunden eine leise Unruhe bemerkbar gemacht. Es war nicht das reiche französische Essen allein und der Pommard, es waren auch die deutschen Wahlen, ganz sicherlich, die ein wenig Nervosität verbreiteten. Die Schreiber der Sekretäre und die Sekretärinnen der Delegationen hatten einen arbeitsreichen Tag und waren in Permanenz... aber es war nicht viel herauszuholen aus den bisherigen Berichten aus Deutschland. Alles nur Teilresultate, mit denen man auch bei fleißigster Addition nichts anfangen konnte.

„Morgen wird Curtius zweifellos auch über die Wahlen sprechen“, beruhigten die Briten ihre sehr aufgeregten Pressevertreter.

Zeitig in der Früh erscheinen die Italiener mit vollen Segeln übermütigster Laune: Sie erzählen jedem, der es hören will und denen – es ist weitaus die Mehrzahl der Konferenzteilnehmer – die es nicht hören wollen, vom Sieg der deutschen Nationalsozialisten.

Vorsichtig, mit Fühlern vortastend, legen die Delegierten der anderen Staaten einander das Geständnis auf den Frühstückstisch: „Ganz Genaues kann man natürlich nicht erfahren... aber was sind diese Nationalsozialisten, was ist dieser Hitler eigentlich?“

Nur die Franzosen wußten es besser als die anderen: Doch sie schwiegen verbissen.

„Curtius soll noch heute vormittag sprechen“, beruhigt sich die Konferenz. Draußen trällert der schönste Tag von Genf: Da konnte die Welt nicht schlimm genug sein, den Genfer Gästen eine peinliche Überraschung zu bereiten.

Dann war sie da, die Sensation: *Curtius sprach. Und er sprach über die Wahlen.*

„Man kann“, sagte er, „über die Wahlen sprechen, man kann auch über sie schweigen.“

„Sprechen sie“, sagen halblaut die Journalisten.

„Ich ziehe es vor“, geht Curtius weiter, „über sie zu schweigen.“ Da wird der Saal unruhig. Und die Unruhe staut sich vor dem Rednerpult in dem großen Saal, dem großen „Zeichensaal“ von Genf.

Dann kehrt Curtius rasch zu den Wahlen zurück. Tut sie mit einem einzigen lapidaren Satz ab: „Die Wahlen sind wohl immerhin ein Element der Außenpolitik, ein Faktor derselben sind sie jedoch nicht.“

Verdutzt sehen einander die Delegierten an. Sie flüstern miteinander, lassen sich die Worte nochmals übersetzen. Stehen voller Verblüffung.

Nur die Franzosen lächeln. Sagen dann laut: „Über hundert Mandate...!“

Und dennoch hatte, dennoch behielt Curtius recht: Die Wahl war belanglos. Es war belanglos, daß Straßer mit seinen Braunhemden in den Reichstag einzog und sich direkt an Brüning wandte: „Sie wollen sanieren, aber bloß um zu erfüllen. Dieser Erfüllungspolitik zuliebe legen Sie Lasten auf die Schultern des schaffenden, des im Schweiß schaffenden deutschen Volkes... darum sprechen wir diesem Kabinett das schärfste Mißtrauen aus...“

Curtius behielt recht: *Das deutsche Volk hatte entschieden, aber der Kurs blieb...*

Damals, als Straßer sprach, glaubten die um Brüning nicht, daß sich die Köpfe der Nationalsozialisten im Reichstag verdoppeln würden. Aber es kam die Zeit, da sie es *sehen mußten*. Die Wahlen in den Ländern hätten ihnen die Augen öffnen müssen.

Der Kurs ging trotzdem und zum Trotz weiter. Und als es unübersehbar war, daß diese Nationalsozialisten die stärkste Partei, mehr als das: die stärkste deutsche Bewegung seit Jahrhunderten waren, blieb der Kurs, blieb Brüning!

Blieb der Artikel 48! Der Kampf begann.

Der Kanzler schuf sich im Rundfunk ein Monopol, er sprach fleißig zum deutschen Volk, er sprach immer wieder gegen den Nationalsozialismus, er fand tausend unschöne Apostrophierungen für ihn, aber er erklärte mit keinem einzigen Worte, warum der Reichspräsident nicht die in jedem anderen Lande übliche Konsequenz zog, die stärkste Partei zur Mitarbeit heranzuziehen...

Die Methoden des Kampfes gegen Hitler waren so läppisch, so beschämend für eine Nation wie die deutsche, daß man – wie man auch immer zu Hitler stehen mag – sie festhalten muß zur Schande derer, die diesen Kampf so führten.

Ob die Jungens braune oder weiße Hemden trugen, ob Hitler der Sohn eines österreichischen Finanzbeamten war oder ob er gar nicht Hitler hieß, ob er als Staatenloser das Recht hatte, den Deutschen einen Weg zu zeigen (den immerhin Millionen und Millionen von Deutschen für den richtigen oder doch möglicherweise richtigen hielten), das war doch alles an sich so entsetzlich belanglos, so erniedrigend klein, so zwergenhaft.

Und die Namen von Politikern sind sowieso nur Schall und Rauch. Später hieß einmal einer Brandt – oder doch lieber Frahm? Und der war schließlich von den „Roten“. Man könnte damit fortfahren.

Die große nationale Flut brauste heran. Tag und Nacht und Nacht und Tag waren die Gegner des Nationalismus auf dem Damm, warfen Sandsäcke in den schwankenden Teich, verstärkten mit Faschinen (*Faschinen, lat.: durch eine Reihe wechselseitig stehender Pfähle geflochtene Ruten und Äste als Uferschutzbauten*) ihre Stellungen.

Die Leute auf diesem Deich aber, die Leute, die der nationalen Welle Deutschlands wehrten, die Zentrumsleute, die Sozialdemokraten, die Demokraten, die Kommunisten, kurz *alle die, die Hindenburg nicht gewählt hatten, sie blickten zurück zu ihm, sie waren geistig um ihn geschart, der große Marschall stand im Lager der Feinde!*

Die nächste Reichspräsidentenwahl gibt der Welt das Schauspiel, daß der jugendliche Führer eben dieser nationalen Bewegung und der Sieger von Tannenberg einander als Gegner messen...

*

Diese Dinge ertrinken im Lärm des arbeitsreichen Tages: Die Millionen Herzschläge, die aus Sorge um Deutschland schlagen in stillen, heimlichen Stunden. Noch immer schlagen in den nachdenklichen Tagen jener Deutschen, die im Geiste mühsam nach einer Lösung tasten. Deren Augen das Licht suchen. Das Licht für Deutschland. Für Deutschlands Kinder – für Deutschlands Zukunft!

Und diese Menschen, die stillen, in sich gekehrten, sie formen ihre Gedanken so gut sie es können. Sie kneten sie, bis sie Gestalt annehmen.

Diese Millionen Menschen, Millionen Hirne, Millionen schlagender Herzen, sie werden sich in einem einzigen Wunsche begegnen: *Daß eine nationale Erhebung ohnegleichen, daß diese nationale Bewegung wie jede andere nationale Bewegung auf deutscher Erde, den Weg für immer finden möge zum Führer der alten Armee im Weltkrieg; wie er den Weg finden möge zu ihnen und allen jenen Deutschen, die das neue Deutschland auf dem alten aufbauen wollen, es nicht niederreißen wollen, um ihr geistiges Erbe einer Internationalität zu opfern, wie immer sie sich auch nennen möge.* Leser, merke auf!

Das nationale Deutschland und der Sieger von Tannenberg, sie gehören zueinander: *denn das nationale Deutschland hat Hindenburg hervorgebracht und nicht jenes Deutschland, das unserem Volk keine Sieger, wohl aber einen Liebkecht, einen Eisner und eine Luxemburg schenkte.*



Reichspräsident Paul von Hindenburg auf seinem Totenbett.

Hindenburg

*Als auf den Tod erschöpft, nach Taten, die,
Seit Menschen streiten, ohne Ebenbild,
Und krank aus tausend Wunden ungestillt
Deutschland in Fieberträumen schrie.*

*Vom Herd, an dem er auszuruhn gewillt,
Erhob sich, herrlich in des Opfers Größe,
Ein alter Mann. Des Vaterlandes Blöße
Deckt' er mit seines Lebens reinem Schild.*

*Sein Name ward des Volkes Fahnentuch.
In seinem Namen blühte, lang entbehrt,
Die Ehrfurcht auf vor eines Menschen Wert
Bei seinem Namen schwieg der Fremden Fluch.*

*Und höchstes Glück: aus Händen welk und matt
Ein Größ'rer übernahm der Treue Schwur,
Als man den Toten dann gen Osten fuhr
Zu seines Schlachtfelds heiliger Ruhestatt.*

Joachim Freiherr von der Goltz

Adolf Hitler

1889 – 1945
(Todesdatum umstritten)

Zerfahrenes, gehetztes, ungemütliches München. Der Schrecken stekte den Menschen noch in allen Gliedern, hockte in jeder dunklen Nische, ging des Nachts um. Es waren schreckliche Tage gewesen...

Damals, als die Schüsse durch den Hof des Luitpoldgymnasiums peitschten und eine Reihe Bürger nach der anderen wegegefegt wurde. Als man eine Gräfin in den Keller des Gymnasiums stieß, sie marterte, vergewaltigte. Ein Vieh von einem Sachsen von Leiche zu Leiche stampfte und jeder noch einen Fußtritt gab.

Als Eglhofer, der Kriegsminister, den Befehl gibt, hundert weitere Geiseln auszulöschen – hatte Toller, der einzige Mensch unter dieser viehischen Bande, Skrupel! Er war aber so gut wie ohnmächtig, um dieses Greuel zu unterbinden.

Bis dann an der Bahn, bei den Brauhäusern, die Noskekanonen bellten, die ersten Stahlhelme durch die Straßen fegten, Deckung nahmen und Maschinengewehrgarben streuten. Es schossen wieder Deutsche auf Deutsche!

Bis Eglhofer mit seinem Fahrzeug nicht weiterkam. Bis man ihn erkannte und aus dem Auto zerrte. Tot trampelte. Und man Landauer bei der Witwe Eisners aufspürte. An die Wand mit ihm!

Und Leviné, der russisch-jüdische Pestbazillus, mit dem man den bayrischen Leib infiziert hatte, zum letzten Male sein verzweifelt „Es lebe die Revolution!“ rief, überbrüllt von der Salve, die Deutschland endlich von diesem Mordbuben befreite.

Man hatte genug von der Politik. Mochte sie Trumpf sein in diesen Zeiten, man hatte doch lieber wieder seine Ruhe. Gerade heute hielt wieder so eine neue Partei, eine „Deutsche Arbeiterpartei“, im Leiberstübel des Sterneckerbräus ihre Propagandaversammlung ab. Mochte doch hingehen wer wollte, die Münchener waren nicht neugierig.

So saßen zwanzig Männlein in der Stube. Ein Soldat war darunter. Vom zweiten Infanterieregiment war er. Er war als „Beobachter“ seiner Einheit geschickt worden und an ihn wandten sich die Redner.

Aber sie hatten keinen Erfolg. Der schmale, blasse Mann schien abwesend oder gar gelangweilt. Die Reden Feders kannte er längst. Und was man aus den Worten, den Physiognomien der anderen las, war trostlos genug: Wie die Perlen eines Rosenkranzes haspelten sie ihre Phrasen ab, fiel ein Gemeinplatz nach dem andern unter den Tisch. Nein, nein, hier war nicht viel zu holen. Und der Soldat sah nach der Tür als suchte er eine Rückzugslinie.

Bis es ihn hochriß. Bis sich seine Blicke festsogen an der schwammigen Gestalt des Redners. Eines Professors, der seine Schlagworte auskramte wie ein Trödler seine Waren: „Seht euch dieses perverse Berlin an, dieses Preußen mit seinem menschenunwürdigen Militarismus...“

Beifall fällt wie leichter Regen und der Vorsitzende dankt dem „Herrn Redner“. Da meldet sich der Soldat zu Wort.

Der steht in seinem weiten Soldatenmantel wie in einem Talar und spricht mit tiefer, klarer, harter Stimme. Den Kopf hochgeworfen, den Blick in irgendeine Welt gerichtet, die weit draußen, außerhalb der Stube lag. Er sprach über die zwanzig Männlein hinweg, die sich plötzlich aufrichteten: Nun kam doch mal was anderes.

Seinen ganzen Haß spuckte dieser Soldat den Deutschen ins Gesicht, die ihr Vaterland, ihren Glauben, ihr Blut beschimpft hatten. Dieses landfremde Gesindel hatte ganze Arbeit getan: Diese Levinés lebten noch, auch wenn man ihre Leichen verscharrt hatte, der Spaltpilz saß tief im deutschen Volk. Infam, einfach infam, ein paar Unmenschen wegen, ein paar Ausländer wegen einen deutschen Stamm zu beschimpfen. Es war einfach infam, die fleißigen, klugen, wertvollen Einwohner einer Millionenstadt in Bausch und Bogen zu verurteilen.

Höher und höher stieg die Flamme, die aus diesem Soldaten loderte. Längst hatte er vergessen, vor wem er sprach. Längst hatte er vergessen, daß bloß ein paar armselige, ein wenig schmuddelige Biertischintellektuelle vor ihm saßen. Es brannte aus ihm, daß es die Menschen versengte in diesem kleinen Leiberstübel.

So sprach wahrlich kein Preuße. So sprach ein Mensch, der von drüben, von jenseits der Grenzpfähle gekommen war. So sprach einer, der um sein Deutschtum geweint, gebetet hatte. Der schon als kleiner Gymnasiast gespürt hatte in seiner Kinderseele, was das hieß: *Leiden müssen um sein Volk!*

Was wußten diese vaterlandsmüden Menschen um ihn herum, wie man im alten Österreich, wie man in Sudetendeutschland jeden Knaben verfolgte, wenn er bloß eine Kornblume trug. Was wußten diese Leute um ihn herum, daß man in einem Land, das Deutschlands Bundesgenosse gewesen war, die eigenen Deutschen den Tschechen verkaufte, sie mit Peitsche und Stock verfolgte: Es waren scharfe Peitschen, diesen Herren Taaffe und Badeni! Was wußten diese Herren, die da mit einer Leichtfertigkeit, für die es eigentlich Prügelstrafe geben sollte, einen großen deutschen Stamm mit ihrem rednerischen Schmutz bewarfen von *deutschem Leid im Südosten!*

Wie die Flammen bei einem Brand Gegenstände hochwerfen, sie einen Augenblick in ihren feurigen Händen halten, ehe sie zerbersten, so hielt der Soldat die einzelnen Sätze empor, daß sie fast körperlich im Raum standen.

Dann sank die Flamme wieder zusammen. Mit einer Handbewegung des Ekels brach der Soldat ab: Es war doch alles umsonst gewesen, alles in den Wind gesprochen. Zu weit ist der Prozeß der Verkommenheit schon gediehen.

Als sich der Mann den Soldatenmantel zuknöpfte, sah er ganz nahe um sich neunzehn glühende Augenpaare. Keiner sprach mehr ein Wort. Und der Professor, der gegen Preußen vom Leder gezogen hatte, war verschwunden.

Der Soldat stülpte seine ramponierte Frontmütze auf, warf den Zeigefinger an den Mützenrand und ging.

Als die Tür ins Schloß flog, erwachten die Neunzehn: „Wie hieß denn der Mann?“

Man stocherte im „Protokoll“: Adolf Hitler vom zweiten Infanterieregiment war das gewesen.

*

„Halt... halt!...“

Der Soldat hörte das Schreien und scherte sich den Teufel darum. Da lief ein Männlein neben ihm her. Als ihm der Soldat einen Blick zuwarf, erkannte er einen von dieser „Deutschen Arbeiterpartei“.

Der keuchte: „Da... nehmen Sie... eine Broschüre. Von mir selbst verfaßt. Sie müssen das Ding lesen, versprechen Sie mir, daß Sie es lesen werden...“

Da lacht der Soldat, nimmt den Wisch, stopft ihn in den Mantelaufschlag und sagt „Tag“.

Hitler gähnt sich durch den nächsten Morgen: Es war ein faules Leben, dieses „revolutionäre“ Soldatenleben. Halb belustigt, halb aus Mitleid, zerrt er die „Broschüre“ hervor. Sicherlich ein Sammelsurium von „Thesen“ – Gott diese Leute!

Plötzlich erschrickt Hitler. Das waren keine Thesen. Das war der schlicht geschriebene, der *erschütternde Lebensroman eines deutschen Arbeiters*. Einer von Millionen schildert sein Los. Wie er geschuftet und wie er gehungert hatte. Wie er von den Redakteuren, den jüdischen Advokaten, die niemals eine Hand gerührt hatten und nun Arbeiterführer geworden sind, hin und her gestoßen worden sei. Wie man ihn, weil er zuwenig rot und zu viel deutsch gewesen sei, von den Arbeitsstätten gedrängt, geschlagen, georfeigt hatte. Leser, merke auf!

Hitler las nun interessiert weiter. Er fraß jede Seite. Und mit einem Male stand sie vor ihm: *Die eigene, harte, furchtbare Jugend*.

Wie man ihn in Wien an der Kunstakademie nicht akzeptierte, nicht weil er kein Talent gehabt hatte, sondern weil ihm „Zeugnisse“ fehlten. Wie ihn der Hunger auf die Baustellen trieb. Wie man ihn dort, den „unorganisierten Hilfsarbeiter“ gepeinigt, angestänkert hatte. Wie ihn ein Baumeister nach dem anderen achselzuckend entließ: „Ich darf mir's mit den Vertrauensmännern nicht verderben...“

Wie ihm dann einmal ein alter Arbeiter verriet, er möge sich aus dem Staub machen, man wolle morgen einen Unfall konstruieren.

Wie er dem Alten ins Gesicht gestarrt hatte, fassungslos!

„Was glotzt du so dumm: Jawohl, umbringen will man dich... ein Brett wird gelockert... und ein »Gelber« ist weniger auf der Welt...“

*

Mitten in diese Lektüre, mitten in diese wiedererstandene Jugend, platzt eine Postkarte: „Wir haben beschlossen, Sie als unser Mitglied aufzunehmen. Deutsche Arbeiterpartei.“

Ein wenig belustigt, ein wenig nachdenklich, in den weiten Manteltaschen viel Kummer und viel Sehnsucht, schreitet Hitler in ein schäbiges kleines Gasthaus mit Namen „Altes Rosenbad“.

Wie er das Hinterzimmer betritt, springt die gesamte Deutsche Arbeiterpartei von den Bänken. Es sind sieben Mann.

Sieben Mark. Der Kassenwart verliest seinen Bericht. Sieben Mark beträgt das Vermögen dieser Partei. Der „Reichsvorstand“ heißt Harrer.

*

„Wir müssen die Massen erfassen“, rät Hitler. Die andern nicken Verständnis. Wie aber, wie um alles in der Welt „erfaßte“ man die Masse? Mit Flugzetteln, die mit der Hand geschrieben waren, später mit der Schreibmaschine, ging es nicht. An die Hundert hatte Hitler selbst ausgetragen und die anderen Mitglieder, aber der Erfolg war gleich Null: Kein Gast, dann zehn, dann vielleicht zwanzig.

„Man müßte ein Anzeige in einer Zeitung schalten.“

Das wußten alle, daß man das müßte. Aber man müßte auch Geld haben für diese Anzeige. Schließlich erschien sie doch: Den Finanzen der Deutschen Arbeiterpartei entsprechend klein genug.

Dennoch kommen mehr als hundert. Und Hitler sprach. Sprach über den Sumpf, in dem Deutschland stak, sprach über Banken und Judentum, sprach über Entnationalisierung und nationales Unglück.

Hundert Menschen gingen heim, bewegt, aufgerührt. Und fragten sich immer wieder, *was es denn war, was sie an den Worten dieses Herrn Hitler so bewegte*. Es dauerte ein Weilchen, bis einige von den Hundert es wußten: *Dieser Soldat hatte einfach mit klaren Worten das ausgedrückt, das geformt, was zu formen sie selbst nicht imstande gewesen waren. Was sie aber unbewußt tausendmal gespürt hatten.*

Das war es zunächst. Es kam noch anderes hinzu. Es nützt nichts, zu Massen zu sprechen, man muß die Kunst beherrschen, nach dem Herz der Masse zu greifen. Damals, im Hofbräuhaus, wo die Bierkrüge flogen und es eine Saalschlacht gab sondergleichen, damals bewies Hitler zunächst, daß er solche Betätigung durchaus als statthaft ansah. Daß er die Tischbeine so wenig fürchtete wie die Maßkrüge. *Er ließ das Argument der Brachialgewalt durchaus gelten*. Doch unterschied er sich hier grundlegend von den bürgerlichen Rednern und Versammlungseinberufern. Und nachdem diese Schlacht gewonnen war, der Raum – in diesem Fall der Hofbräuhaussaal – behauptet wurde, hörten ihm die Arbeiter aus den Großbetrieben willig zu. Sie wischten sich nur ein wenig das Blut aus dem Gesicht.

Wo Widerspruch aufzuckte, war Hitler zur Stelle und sprach zu dem Zwischenrufer: „Urteilen Sie selbst...“

Die Arbeiter reckten sich. Das war keiner von den „Studierten“. Das spürten sie in den Fingerspitzen: Dieser Mann dort oben war Arbeiter gewesen wie

sie. Hatte gehungert, vielleicht mehr als sie. Hatte sich geprügelt und war vom Leben gestoßen, verstoßen worden wie viele von ihnen. *Auf das kam's an: Daß die Arbeiter ihm im Herzen das Recht zubilligten, mitzureden von Arbeitersachen. Damit hatte er schon gewonnen.*

Daß er seine Sätze klar formte. Daß er mit heißem Eifer, daß er mit beissiellosem Fanatismus sprach, das alles waren kleinere Erscheinungen, die ihm nützten. Das Wesentliche aber blieb und bleibt bei diesem Phänomen Hitler – daß die Masse des einfachen Volkes diesen Hitler bewußt oder unbewußt als einen der Ihren für sich in Anspruch nimmt.

*

Und damals, schon in den Hofbräuhaustagen, trugen die Arbeiter das Bewußtsein mit nach Hause: Was er da sagte von der Arbeiterschaft, die zur Judenschutztruppe geworden war, was er da sagte von dem internationalen



Adolf Hitler, hinter ihm Dr. Joseph Goebbels.

Bank- und Judentum und Bankjudentum, das jeder Nation den Nationalismus zugestand, nur der deutschen nicht, das alles war so greifbar, so verständlich.

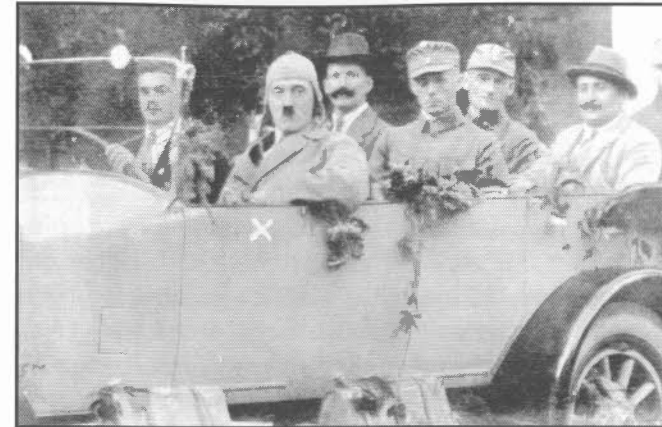
*

Nun wächst die Bewegung ins Gigantische. Die Jugend sucht nach der Ro-

mantik, die dann vor ihr in Uniform, Straffheit, militärischer Zucht, militärischem Millieu aufsteigt. Das Alter nörgelt an den alten Parteien, die enttäuscht haben und tritt trotzig der neuen Bewegung bei. Gibt ihr, wo es schon vor einem offenen Schritt zurückschreckt, wenigstens die Stimme. Die Partei – die NSDAP, die sich aus der DAP entwickelte – zählt schon nach Millionen.

Der Motor dieser Bewegung aber ist Hitler ganz allein. Wenn man immer wieder verleitet ist, aus dem kleinen Privatleben eines Mannes von Erfolg nach dem Rezept zu suchen, nach der Formel, hinaufzukommen im politischen Leben, so ist das Rezept im Falle Hitler ein einfaches. Aber ein bitteres. Ernstes.

In einem kleinen Kaffeehaus sitzt dieser Mann im Kreis einer Handvoll Freunde. Er sitzt unter ihnen, aber er ist niemals Mittelpunkt. Er sitzt abseits, trinkt seinen Kaffee, lehnt jeden Alkohol ab, lehnt jedes banale Gespräch ab,



Adolf Hitler (x).

bleibt stumm den ganzen Abend, und bleibt abseits den ganzen Abend. Wie er aber auch abseits bleibt von allen Annehmlichkeiten des Lebens. Er bewohnt eine schöne Villa, fährt mit einem schönen Wagen. Das ist alles. Wenn es wirklich wahr sein

sollte, daß man nur um den Preis des Verzichtes auf alle Ablenkungen groß zu werden vermag, so ist Hitler durch diesen Verzicht groß geworden. Wenn es wahr ist, daß sich eine Idee nur durch namenlosen, ins Ekstatische gesteigerten Fanatismus ausführen läßt, so brennt dieser Mann von solchem Fanatismus. Eine nationale Idee ist kein Geschäft. Sie duldet keinen Kompromiß. Eine nationale Idee kann immer und immer wieder nur das Eine und nur das Eine vorwärtstreiben: Fanatismus. Das hat Hitler selbst ausgesprochen. *Er ist dieser nationale Ekstatiker, ist dieser nationale Fanatiker, ist der Mann, der auch in seinem Leben keinen Kompromiß kennt: Sein Leben gehört seiner Idee und sonst niemandem auf der Welt.*

Aus diesem Mangel an jedem Kompromiß schöpft er alle suggestive Kraft.

Die Menschen, die ihn hören, erleben es augenblicklich: Dieser Mann glaubt an seine Sendung, *ist ein Instrument dieser Sendung.* Und diese Erkenntnis, die niemandem verschlossen bleibt, zieht ihre Kreise, *zieht sie, bis der letzte Versammlungsbesucher eingeschlossen ist in einen solchen Kreis!*

Hitler fehlt jeder, fehlt jener schwächende, paralyisierende Zynismus, jenes Selbstbelächeln, das die großen Briten kennen: Lloyd George, Churchill, vielleicht sogar Grey. Der Zynismus, den Clemenceau mit sich trug. Den auch Mussolini gebraucht, will er seine Gegner entwaffnen, ihnen die schönsten Argumente aus den Händen winden. Hitler ist viel eher von der starren Struktur eines Poincaré...

*

Intermezzo:

In der Nacht vom 12. auf den 13. Juli 1931, von Sonntag auf Montag, stürzt eine gewaltige Säule der deutschen Privatwirtschaft zusammen. Die Darmstädter und Nationalbank – die DANAT – des Jakob Goldschmidt, der von Harold Nicholson einmal der Napoleon der deutschen Finanz der Nachkriegszeit genannt wurde, war gezwungen, Montag ihre Schalter zu schließen.

Einen Tag darauf taten es sämtliche Bankinstitute im ganzen Deutschen Reich. Die Hoffnung, das eigene Haus zu retten, wenn es beim Nachbarn brennt, erfüllte sich nicht. Eine schwere Krise im deutschen Geldverkehr war da.

Seit Anfang Januar hatte z.B. jede einzelne Berliner Großbank rund eine Milliarde kurzfristiger Kredite zurückgezahlt. Die Fälligkeiten häuften sich, das Mißtrauen des Auslandes wuchs. Politische Erwägungen auf französischer Seite kamen hinzu. Der Besitzer des größten Goldschatzes und der imponierendsten Militärmacht sah seine Saat reifen. An diesem 12. Juli lagen von freien Krediten vielleicht noch 100 Millionen Mark in Deutschland.

Der Reichsbankpräsident Dr. Luther hatte eine Blitzreise nach London und Paris unternommen und wollte sie auch nach Basel fortsetzen wo am Montag der Verwaltungsrat der Internationalen Zahlungsbank zusammentrat. In den Hauptstädten hatte er gehofft, einen kurzfristigen Kredit zu erhalten, aus dem die Schwierigkeiten der DANAT-Bank zunächst hätten gedeckt werden können. Doch die Engländer verwiesen ihn an Paris. Allerdings war klar, daß die französische Regierung am 15. Juli die Erfüllung der Young-Rate von Deutschland fordern würde und es den eventuell zu erhaltenden Kredit für diese Ratenzahlung verwenden müßte.

Leider hatte sich die finanzielle Situation in Deutschland so zugespitzt, daß ein solcher Kredit das Verhängnis nur hinauszuschieben in der Lage gewesen wäre. Allerdings gab es keinen solchen Sofortkredit!

Um wieder zur DANAT-Bank und ihrem führenden Kopf zu kommen. Mochte Jakob Goldschmidt auch gewaltige Fehler begangen haben – zu seinen größten gehörte die Nachsicht gegen die politischen und wirtschaftlichen Sünden der Sozialdemokratie, die ihm so schlecht gelohnt wurde. Leser, merke auf!

Ein politisches Fehlurteil kann Jakob Goldschmidt nicht vorgeworfen werden: den französischen Verständigungsfimmel seiner sozialdemokratischen und demokratischen Freunde hat er nie geteilt.

Nun kommt allerdings das Unglaublichste: Nach verlässlichen Quellen war der Jude Jakob Goldschmidt mindestens einmal mit Adolf Hitler zu einem intimen Frühstück zusammengetroffen, obwohl dieser ihn als teuflischen Ausbund der internationalen Kapitalwelt bezeichnete. Das wirft tatsächlich eine ganze Menge Fragen auf die nachdenklich stimmen.

*

Clemenceau, den Hitler so bewundert, den er immer wieder zitiert, hat einmal einen Freund, der ihn nach Kitzbühel bringen wollte, gefragt, was es denn dort eigentlich gäbe.

„Ruhe, Erholung – Privatleben sozusagen.“

Der Alte kicherte: „Privatleben? Ruhe? Diesen Luxus kann ich mir erst nach dem Tode gestatten...“

Es gibt auch kein Privatleben Hitlers!

*

Der rote Faden, der sich durch die Außenpolitik des damaligen Deutschland zog: Die Lüge!

Man kann keine nationale Außenpolitik treiben ohne eine nationale Politik im Inneren.

So war es doch immer wieder: Man ließ die Baltikumer mit den Bolschewiken kämpfen, ließ sie altes deutsches Ordensland befreien, aber als sie an die deutsche Grenze kamen, die Baltikumer, da ließ man sie entwaffnen.

Und an der polnischen Grenze war es nicht anders. Hörsing organisiert in Schlesien den Aufstand gegen Polen und Winnig in Ostpreußen. Aber mit einem Mal gibt es sonderbare Befehle und Winnig wird mißtrauisch: „Ich fahre am besten nach Berlin und sehe selbst nach.“

In Berlin rät ihm Nadolny, nicht allzu offen für den Aufstand einzutreten, und Erzberger schiebt ihm in einer Kabinettsitzung einen Wisch hin, den er unterzeichnen soll. Er traut seinen Augen nicht: Man will die Abwehr des polnischen Angriffes verhindern.

Nicht anders, nicht um ein Deut anders ist es beim Ruhrwiderstand.

Da rücken in klappernden Tanks und farbiger Kavallerie die Franzosen ein, die Deutschen haben „ihre Handteller offen zu zeigen“ und vor jedem Leutnantchen in den Dreck zu steigen. Die Arbeiter lassen den Dampf aus den Kesseln zischen, die Räder der Fördertürme laufen aus, die Pumpen verweigern den Dienst und die Schächte saufen ab. Die deutschen Kohlenmagnaten aber werden in den Knast geworfen wie Verbrecher. Soweit ist alles in Ordnung, soweit parieren die Rheinländer.

Im Land selbst aber wird eine nationale Partei, die „deutschvölkische Freiheitspartei“ aufgelöst. Werden Hitlerleute verhaftet. Das deutsche Geld sinkt tief unter den Gefrierpunkt (es ist genau am 8. Oktober das schlechteste Geld der Welt). **Die Franzosen sitzen weiter im Ruhrgebiet, verhaften und schlagen und peitschen!**

Für den 4. Oktober 1923 wird, ganz plötzlich und zur namenlosen Verblüffung aller Deutschen, *der Ruhrwiderstand abgeblasen!*

Heller Verrat der sozialdemokratischen Berliner Regierung. Der Süden kocht! „Quo usque tandem“, ruft Bayern. Grenzenlose Erregung schüttelt die Bevölkerung. Die Menschen irren durch die Straßen, irgendwoher flattert das Wort: „Kampf gegen den Norden, Kampf gegen Berlin... Macht Schluß mit Berlin!“

Da platzt die Nachricht herein, erfüllt die Straßen, gleitet in jeden Winkel des Landes: Belagerungszustand über Bayern! Ministerpräsident Kahr wird Generalstaatskommissar mit diktatorischen Vollmachten.

Ein einziges Aufatmen geht durch das Land. Endlich, endlich!

Der Kampf beginnt. Reichswehrminister Geßler fordert von Kahr die sofortige Einstellung des „Völkischen Beobachters“. Die andauernde Beleidigung der Reichsregierung sei unerträglich.

Berlin wartet einen Tag, den zweiten, den dritten: Der „Völkische“ erscheint und erscheint weiter: Kahr führt das Verbot nicht aus!

Wenn Kahr nicht will, wird wohl von Lossow müssen. Lossow ist der Befehlshaber der bayrischen Reichswehrtruppen. Ihm wird befohlen, den „Völkischen“ besetzen zu lassen.

Von Lossow an Chef der Heeresleitung von Seeckt: „Befehl unausführbar, da sonst offener Konflikt mit bayrischer Regierung.“

Da setzt sich Geßler selbst in den Zug und fährt nach München. Er läßt von Lossow zu sich bitten.

Und wartet vergebens: Lossow erscheint nicht.

Das ist ihm dann doch zu viel. Nun setzt ihn der Kriegsminister einfach ab.

Und die bayrische Regierung ernennt ihn zum Landeskommandanten und befiehlt ihm die Verteidigung aller bayrischen Truppen auf die bayrische Regierung. Dieser Befehl wird augenblicklich durchgeführt.

In diesen Tagen ist Bayern einig. Kahr ist Monarchist und betrachtet sich als Statthalter der Wittelsbacher. Hitler ist Separatist, für ihn ist Deutschland überall, wo Deutsche sind.

Aber Kahr stellt Wittelsbach und Hitler Alld Deutschland zurück: Es gibt jetzt nur einen großen gemeinsamen Feind: Die Reichsregierung.

Wie von selbst bestimmt sich der Tag des Losschlagens gegen die sozialdemokratische Reichsregierung: 9. November 1923. Dieser Tag deutscher Schmach soll das Ende der Novemberverbrecher bedeuten.

Offiziell ist dieser Tag noch nicht festgelegt. Hitler drängt Kahr: „Wann, Exzellenz...?“

„In einigen Tagen...“, beschwichtigt Kahr.

Hitler findet sich damit ab. „Ich verhandle nicht mehr mit der Reichsregierung“, erklärt Kahr am 26. Oktober. Diese Erklärung ist klar genug und verscheucht alle Zweifel.

Aber dann sind diese Zweifel doch mit einem Mal wieder da: Täglich üben die Nationalsozialisten in festen Verbänden, üben die „Reichsflagge“ und das „Oberland“ im Gelände. Sie haben Stahlhelme und Waffen und Munition und Autokolonnen, es ist alles fix und fertig und marschbereit.

„Wenn marschieren wir?“

„In einigen Tagen“, versichert Kahr. *Aber er marschiert nicht.*

Immer nervöser werden die bewaffneten Verbände. Immer nervöser wird auch Hitler. Immer unklarer ist die Rolle Kahrs. Hitler wird noch dringender: „Denken Sie an die deutsche Not, denken Sie an Tausende, die brotlos geworden sind durch die Berliner Regierung, denken Sie an die Versicherungen, die kein Butterbrot mehr wert sind, an die ersparten Groschen, die dahingeschmolzen sind wie Fett in der Sonne. Es ist höchste Zeit!“

„Ich meine, in einigen Tagen“, sagte Lossow gedehnt.

„Darf ich das den Leuten sagen?“

*

Am 8. November 1923 hält Kahr eine Rede im Bürgerbräukeller. Er spricht über das Thema „Vom Volk zur Nation“. Die Menge hört genau hin. Aber sie hört nichts. Nichts von einem Losschlagen. Nichts von einem Kampf gegen Berlin. Nichts von Reichswehr und SA und Oberland und Reichsflagge. Was sollte das?

Plötzlich ist ein fremder Ton in dieser Rede: Kahr warnt vor Unbesonnenheiten...

Hitler erblaßt, als er von diesen Dingen erfährt. Man erinnert ihn, daß Lossow ein merkwürdiges Wort hatte fallen lassen in den letzten Tagen. „Nicht mehr ganz frei in unseren Entschlüssen“, hatte er gesagt.

War im letzten Augenblick abgeblasen worden? Fürchtete sich Kahr, fürchtete sich Lossow vor dem Sprung ins Ungewisse?

Aus dem Gelände marschiert die SA, marschiert Oberland und Reichsflagge in voller Marschordnung. An die tausend Bewaffnete, gut ausgebildet, waren kein Kinderspiel. *Im Augenblick stand Hitlers Entschluß fest: Er wollte Kahr vom Sprungbrett stoßen, dann war, was immer auch folgen sollte, der Sprung einmal getan...*

*

Es geschah beinahe gleichzeitig: Daß in Autokolonnen die braunen SA heranrollten, aus dem Wagen sprangen, eine Schützenkette um den Bürgerbräusaal bildeten. Daß in der Wohnung Ludendorffs angerufen wurde, Exzellenz möchte augenblicklich in die Versammlung kommen. Daß Kahr in seiner Rede eine Pause machte.

Am Saaleingang plötzlich Tumult. Kommandoworte. Uniformen. Dann stürmt ein Trupp Braunhemden, die Pistolen gezogen, auf das Podium. Dort steht Kahr, kreidebleich, an den Tisch gelehnt.

Die Braunen sind um ihn. Da erkennt man Hitler. Er feuert einen Schuß in die Saaldecke. In die Ruhe, die diesem Schrecken folgt, sich ausbreitet wie die Wellen, wenn man einen Stein in einen Teich wirft, hört man Hitler:

„Es geht nicht ohne Kahr!“

Dann spricht er weiter: „Die Regierung ist gestürzt, die nationale Republik ist proklamiert.“

Hitler fordert die Herren Kahr, Lossow, Seißer auf, ihm in ein Nebenzimmer zu folgen. Auf dem Podium bleibt ein Nationalsozialist zurück. Jeder Münchner kennt ihn: Goering, der „Pour le mérite“-Flieger!

Wieder gibt es Unruhe im Saal. Man sieht Trupps, die offenbar Gefangene abführen. „Knilling ist verhaftet, Gürtner, Schweyer, Mutzelhofer...“

Schon weggewischt von neuem Geschehen: Hitler, Lossow, Kahr betreten das Podium. Hitler ruft: „Landesverweser wird Kahr. Pöhner Ministerpräsident, Kriegsminister Ludendorff. Ebert ist abgesetzt.“

Plötzlich machen die Menschen eine Gasse: Ludendorff erscheint stattlich anzusehen im Gehrock.

Vom Podium hört man Kahr sprechen. Er redet erregt und leise: „In des Vaterlandes höchster Not übernehme ich die Leitung der Staatsgeschäfte als Statthalter der Monarchie...“

Da erhebt sich das Deutschlandlied zur Decke: „*Deutschland, Deutschland über alles...!*“

*

Hitler verläßt den Saal. Er überläßt Kahr und Lossow Ludendorff.

Die Menge zerstreut sich. Heute hat sie große Geschichte gemacht.

Aber in der Regie klappt nicht alles: Die Pioniere leisten nun plötzlich Widerstand: „Ein Geschütz in Stellung bringen“, befiehlt Hitler.

Es klappt auch noch etwas nicht. Ludendorff vertraut dem Ehrenwort Kahrs und Lossows, loyal zur Bewegung zu stehen, und entläßt sie daraufhin. Ein paar Minuten später funken die Radiostationen der Kasernen – alle anderen Stationen und Ämter sind in der Hand von Oberland und Reichsflagge – in die Welt: „Mit Waffengewalt erpreßte Stellungnahme in Bürgerbräuersammlung ungültig.“

Während die Wehrverbände noch immer alle öffentlichen Gebäude halten, fallen schon die Buchstaben in die Setzmaschinen: „Treu- und Wortbruch ehrgeiziger Gesellen...“

*

Hitler wußte von diesen Vorgängen. Er erfuhr noch in derselben Nacht von Oberst Leupold, dem Kommandeur der Infanterieschule, vom Wortbruch Kahrs und Lossows. Aber Hitler war schon gesprungen – und konnte nicht mehr zurück.

Am nächsten Morgen marschierten die SA, die Wehrverbände. Plötzlich der Schrei: „Die Reichswehr rückt an!“

Aber sie schießt nicht, die Reichswehr! Die Offiziere legen ihre Finger an den Stahlhelm, die Bevölkerung atmet auf. Weiter marschiert der Zug, an der Spitze Hitler und Ludendorff.

Vor der Feldherrnhalle steht ein Panzerauto. Und die Landespolizei bildet einen Kordon.

„Ergebt euch“, ruft Hitler ihnen zu. Da starrt Hitler einen Augenblick in ein Gesicht, das von Wut entstellt ist. Im nächsten Augenblick peitscht ein Schuß. Da krachen auch schon andere Schüsse. Ein wildes Chaos von Menschen, ein wirres Knäuel, in den die Landespolizisten noch immer feuern wie rasend. Die Menschen werfen sich nieder. Da rattert auch das Maschinengewehr des Panzerautos...

Wie sie zurückrasen, die Menschen. **Sie nehmen noch die Erinnerung an einen Mann mit, der allein aufrechtstehend blieb in diesem Gemetzel: Ludendorff!**

*

Was nützt es, wenn die Studenten toben: „Schlagt dem Faulhaber die Scheiben ein.“

In wilden Rudeln drängen sie vor das Palais. Dann klirrt es auch schon hundertfach.

Was nützt es, wenn die Leute „Verrat“ brüllen und vor der Landespolizei im Bogen in die Gosse spucken: Die Bewegung ist zerschlagen.

Eine wilde Jagd beginnt nach Hitler. Steckbriefe, Fahndungen.

„Er ist zu Fuß nach Österreich...“ heißt es dann. Und damit findet man sich schließlich ab.

Aber er erreichte die Grenze nicht. Ein Landjäger hat ihn in Uffing am Staffelsee erkannt.

*

Wenn man einen Motor, wie diesen Hitler, Monate lang einsperrt, um ihn dann auf einen in der alten Kriegsschule tagenden Gerichtshof loszulassen, dann stieben die Funken. Das war klar. Wie er in seiner Verteidigungsrede das Programm entwirft: Dem deutschen Arbeiter wieder zu geben, was man ihm genommen hatte, was ihm landfremdes Gesindel genommen hatte: *Den Glauben an Gott, den Glauben an die Reinheit der Familie, den Glauben an sein Volk, den Glauben an alle Dinge, die das Leben lebenswert machen. An Liebe und Hingebung, an Begeisterung und Opfermut, an Treue und Dank...*

Wie er messerscharf in die Debatte greift: „Warum ist Kahr noch immer nicht verhaftet?“

Wie er dann, da Kahr sehr still und merkwürdig unruhig vor ihm steht, als wäre er selbst der Angeklagte und nicht Hitler, ruft: „Wenn ein Führer in einer Armee von sieben Divisionen eine in der Hand hält und gegen den Chef aufmarschiert, so muß er entweder das Letzte wagen oder er ist ein ganz gewöhnlicher Meuterer. Wenn ich Hochverrat betrieben habe, dann haben es Kahr und haben es Lossow und Seißer ebenfalls. Warum sitzen sie jetzt nicht an meiner Seite? Hat nicht Kahr die bayrische Reichswehr abgetrennt? Eine eigene Währung schaffen wollen? Warum haben Sie, Herr von Kahr, Erhardt nicht verhaftet und nicht Roßbach und Heiß? Warum haben Sie die Versetzung von Reichswehroffizieren sabotiert?“

„Die Leitung dieses Prozesses habe ich“, tönt Hitlers Stimme durch den Saal. Die durch Monate zurückgedrängte Spiralfeder springt zum Himmel. Seine Verurteilung wird zum Triumph.

Fünf Jahre Festungshaft, lautet das Urteil. Der Richter fügt hinzu: „Für einen Mann, der so deutsch denkt und fühlt wie Hitler, der freiwillig für Deutschland viereinhalb Jahre hindurch Kriegsdienste an der Front geleistet hat, kann die Vorschrift des Gesetzes zum Schutze der Republik, betreffend die Ausweisung, nicht Anwendung finden.“

*

Kleinigkeiten illustrieren. Es war unmöglich für einen auch noch so abgebrühten Gefängnisaufseher, bei täglichem, stündlichem Verkehr mit einem zu Gefängnishaft Verurteilten vom Ausmaße Hitlers unbeeinflusst zu bleiben. Dieser Mann, den man erst dann ganz richtig versteht, wenn man in ihm die Inkarnation des Willens sieht, mußte notwendig eine solche Kraft ausstrahlen, daß das gesamte Personal der Strafanstalt binnen wenigen Monaten nationalsozialistisch infiziert war.

Bei seiner Entlassung räusperte sich der Anstaltsleiter, hüstelte ein paar höfliche Worte heraus und fiel schließlich mit der Türe ins Haus: „Ich glaube, ich bin heute schon selbst Nationalsozialist...“

*

Als Hitler seine ersten Schritte in die Freiheit machte, fand er seine Bewegung in Trümmer zerschlagen. Mühselig war der Wiederaufbau, mühselig die ersten neuen Erfolge. Man hat später in Leipzig Hitler als Zeuge vernommen. Man hat seine Aussage, er strebe auf legalem Wege nach der Macht, unter die juristische und psychologische Lupe genommen.

All dieses Zweifeln war vielleicht müßig: *Hitler hat einmal selbst erleben müssen, welchen Rückschlag ein nichtgelungener Gewaltakt für ihn zur Folge hatte.* Er wird unnötigen Gefahren in Zukunft ausweichen.

Ein Gedanke, der hier vom Himmel fällt: „Marsch nach Berlin“. Die davon sprechen, müßten bedenken, daß das Vorbild, der Marsch auf Rom, zu einer Zeit stattfand, *da längst faschistische Minister im italienischen Kabinett saßen.* Er war viel weniger „illegal“, als sich überschwengliche Politiker der Linken bisweilen träumen lassen.

Der unglückliche 9. November 1923 hat auch Hitler verändert. Und entschied er sich damals zu dem für ihn verhängnisvollen Stoß, den er Kahr und Lossow gab, als sie – ein wenig erschrocken über die eigene Courage – auf dem Sprungbrett standen, so wurde dieser einst impulsivste aller deutschen Politiker, wurde dieser Mann, der seine Entschlüsse abfeuerte wie einen Pistolenschuß im Bürgerbräukeller, vorsichtiger, verschlossener, abwägender – älter.

*

SA, SS, Betriebszellen waren überall. In jeder Werkstatt, in jedem Büro. Sogar in jeder Redaktion. Klaglos arbeitet der Nachrichtendienst. Jede ausgeschriebene Stelle wird registriert. Wie jeder Auslandsartikel in irgendeiner Zeitung registriert wird. Militärische Ausbildung. Politische Ausbildung. Fliegerschulen. Führerschulen. Jugendgruppen, Frauengruppen. Sanitätsdienst, Pressedienst, Propagandadienst. Das ganze öffentliche Leben wird durchtränkt.

Die Organisation ist ähnlich der faschistischen, sicherlich. Aber vielleicht hat sich Hitler seiner österreichischen Jugend erinnert. Der Tschechen erinnert, die seine jungen Jahre vergifteten. Diese Tschechen haben es zustande gebracht, das Erbe Habsburgs an einem einzigen Tag zu übernehmen: Sie hatten alles: Hatten Premier und Präsident und jedes Ressort hatte seinen Minister, jede Bezirkshauptmannschaft ihren Hauptmann, jedes Amt seinen Vorsteher, nichts war unbesetzt, nichts vakant, die „Ordre de bataille“ war lückenlos und großartig. Sogar die Auslandsvertretungen funktionierten, sogar noch vor der tatsächlichen Machtergreifung im Heimatland.

Es handelt sich nämlich gar nicht um die – bis zur Langeweile von allen Freunden und Feinden Hitlers bemühte – „Machtergreifung“ in der Form, daß diejenigen den Platz frei machen, die ihn bisher inne hatten. Es handelt sich um die technische Möglichkeit, augenblicklich alles wegzuräumen in den Ämtern, was nicht der Partei ergeben ist. Die Ersatzmänner müssen längst da sein: So war es in Italien. So war es in Tschechien. Wenn Hitler daran geht, daß er sogar schon einzelne Ämter schafft, die bestimmte Fragen zwischen Deutschland und Frankreich zu bearbeiten haben, Fragen, die erst viel später einmal akut werden dürften, so mag man das belächeln... wie die Wiener Regierung die Sokoln belächelt hat, bis ihr das Lachen verging.

Weil wir gerade bei Österreich sind: Der Kampf gegen Hitler wurde bisweilen mit Mitteln geführt, zum Gotterbarmen. Diese Frage der Staatszugehörigkeit Hitlers!

Was links stand, zerfaserte, zerklüftete die Frage: Nein nein, Hitler ist Ausländer, Hitler darf nie und nimmer...

„Er hat doch im deutschen Heer gedient...“, wenden Vernünftiger ein.

„Er ist ein österreichischer Deserteur“, erfanden rasch flinke Reporter.

Hitler sollte Polizeichef, Geheimagent und weiß Gott was in Thüringen werden.

Unisono dröhnte die linke Presse. Das kennt man ja schon.

Beschämend ist dieser Kampf für die, die ihn führten. In einem Lande führten, in dem jeder jüdische Einwanderer aus Rzeszow das deutsche Bürgerrecht besaß, ja in dem ein früherer Österreicher, Sozialdemokrat, Minister sein durfte.

Jeder Knabe trug den deutschen Paß an der nichtdeutschen Brust: Ein Mann, dem man nicht abstreiten konnte, dem nicht einmal die Linke den Willen, für Deutschland als Soldat zu sterben und als Politiker für Deutschland zu kämpfen, abzustreiten wagte, er durfte nicht Deutscher sein, weil sein deutscher Vater als Zollbeamter in einer deutschen Stadt Österreichs seinen Dienst gemacht hatte. Verlogene Welt!

*

Um die grünen Tische der Redaktionskonferenzen krausten sich die Stirne. Große Worte werden gelassen ausgesprochen, Erfahrungen ausgekratzt: „Ich

rechne immerhin noch mit einem leichten Ansteigen der nationalsozialistischen Kurve...”

„In Bayern zumindest werden die Nationalsozialisten in dem Streit der Bürgerlichen der lachende Dritte sein...”

„Sie unterschätzen vielleicht, verehrter Herr Kollege, die keineswegs leicht zu nehmende Abspaltungsbewegung innerhalb dieser Partei.“

„Die soziale Frage wird aber letzten Endes zu einem Ruin dieser Bewegung führen.“

So sprachen die Redaktionen und so schrieben sie auch. Und hundert und aberhundert Rotationsmaschinen spuckten täglich in mehreren Ausgaben diese Meinung in die Öffentlichkeit. Womit die öffentliche Meinung fertig geknetet war. Aber die nationalsozialistische Bewegung hat wie kein anderes Ereignis in Deutschland den Beweis dafür erbracht, **daß die Zeitungen sicherlich die öffentliche Meinung fabrikmäßig erzeugen, daß diese Meinung aber deshalb durchaus keine richtige sein muß. Das verwechseln die Redaktionen immer wieder: Daß die Dinge, die man anders darstellt, anders den Menschen erscheinen läßt, noch lange nicht anders sind.**

Nur so konnte es geschehen, daß der deutsche Bürger am Tage der Neuwahl des aufgelösten Brüningkabinetts aus allen Wolken gefallen war. Daß die Resultate, die der Lautsprecher ausschüttete, eine wahre Panik verbreiteten.

„Berlin 400.000 Stimmen für die Nationalsozialisten...”

„Breslau 259.000 gegen 9.000 der letzten Wahl...”

„Leipzig 116.000 gegen 14.000...”

„Ostpreußen 235.000 gegen 8.000...”

Die Bleistifte flogen über die Stammtische, jede Kaschemme war eine Zählkommission: Achtzig Mandate mußten die Nationalsozialisten erhalten... nein, neunzig... hundert. Am Ende waren es **hundertundsieben!**

Aber es ging nicht um die Nationalsozialisten und nicht um die Wahl, es ging darum, daß die „große Öffentlichkeit“ mitsamt allen ihren Riesenblättern und Provinzblättern und Käseblättchen *keine Ahnung hatte von der wirklichen Einstellung der deutschen Massen*. Man hatte vorbeigesehen an seinen Nachbarn, man hatte den Wald vor lauter Bäumen nicht bemerkt.

Man lernte nichts daraus und noch weniger: Man stritt sich die Köpfe heiß über die Reichspräsidentenwahl, darüber, ob es recht sei oder unrecht, daß Hitler kandidierte, man rechnete ihm seine Stimmen vor, soviel Millionen und nicht mehr standen ihm zur Verfügung: *Und täuschte sich wiederum gleich um viele Millionen.*

Aber man lernte auch daraus nichts: Es kamen die Wahlen in den Bundesländern, es kam der Tag, da die Nationalsozialisten als die stärkste deutsche Partei in den Reichstag zogen, einen kurzlebigen Reichstag, gewiß. Dessen Auflösung die Sensation des Jahres 1932 wurde.

*

Ist Hitler – um die Frage beim Schopf zu packen – eine Aktion oder eine Reaktion?

Hat Hitler die Bewegung gemacht oder hat die Bewegung, hat die Volksstimmung ihn auf ihren Wellen getragen?

Ist Hitler der Mann, dessen Deutschland bedarf, wie eine Pflanze des Sonnenstrahls? Oder wird er, emporgehoben zur Kommandobrücke Deutschlands, versagen und enttäuschen? Lenkt er seine Mitarbeiter oder wird er von ihnen gelenkt. Herrscht er über die Massen oder herrschen sie über ihn: *Hitler ist eine derart im Vordergrund des deutschen Lebens stehende Erscheinung, ist in solchem Maße deutsches Schicksal, daß sich die Beantwortung aller dieser Fragen lohnt, selbst wenn diese Beantwortung ganz oder teilweise nur als ein subjektives Urteil gewertet werden kann.*

Erinnern wir uns. Im Hofbräuhaus, im Zirkus Krone, auf dem Königsplatz stehen sich die Menschen, aneinandergepreßt wie in einer Heringstonne, die Füße wund. Hitler spricht, Hitler prophezeit. Prophezeit das Ruhrdebakel. Und es trifft ein. Prophezeit das klägliche Versagen der Reichsregierung in der polnischen Frage.

Auch das erlebt Deutschland.

Er hält den Menschen den Wahnsinn vor, hundert Milliarden Goldmark an Frankreich abzuliefern. Es würden noch mehr werden...

Es wird auch mehr. Die Reichsregierung unterbreitet Paris einen „Gegenvorschlag“, in dem sie 146 Milliarden anbietet.

„Ich habe es vor einem Jahr gesagt...” poltert Hitler.

Die Menschen hören ihn und nicken mit dem Kopf: Richtig, er hat es gesagt, sie waren alle dabei. Er hat damals ausgesprochen, was sie alle gefürchtet haben.

Heute wurde bestätigt, was sie bereits selbst alle wußten: Der Gedanke lag in der Masse, ungeprägt, ungenützt. Hitler hat es aus den Köpfen gehoben: *Die Bewegung war da, geweckt hat sie Hitler. Der Motor war er.*

Fehler um Fehler. Der Wahnsinn der Unterzeichnung. Die Abtrennung deutscher Gebiete: **Das Volk vergißt nichts! Es kann sich nur nicht gut ausdrücken. Wehe, wenn ihm jemand die Zunge löst.**

*

Die Nacht wirft ihren feuchten Mantel um die Vororte von Berlin. Die Laternen haben eine gelbe Haube auf, es dringt nicht viel Licht durch den Nebellampenschirm.

Aber man hört besser in der Nacht und im Nebel. Stimmen springen durch die Gassen. Da knallen Schüsse.

Ein Kleiderbündel liegt auf dem Pflaster. Stöhnen steigt von der Erde auf. Zwei Schupos setzen sich in Trab.

Wie sie die Gestalt finden, die voller Blut und zerfetztem Fleisch ist, ist der braune SA-Mann tot.

So geht es jede Nacht. Seit Monaten, seit Jahren. Dreihundert und mehr Tote ist die Mordbilanz der roten Horden, die man auf die Nationalsozialisten losgelassen hat. *Und dennoch gibt es keinen Straßenkampf, dennoch stürzen sich die SA nicht in die Arbeiterheime, brennen nicht die roten Redaktionen nieder:* Er hat sie fest in der Hand, seine Leute, dieser Hitler. Es gehört viel Mut dazu, passiver Mut, viel Selbstverleugnung, in Berlin SA-Mann zu sein.

Er hat sie fest in der Hand: Auch seine engeren Mitarbeiter. Über die ganze erste Seite schrie es in den Blättern, als ein Führer der SA rebellierte. Um gleich darauf durch hundert Interviews ausgezeichnet zu werden. Nach ein paar Tagen war der Spuk beendet.

Wie sich Parteien einer Großstadtmietskaserne freuen über einen Streit in der Familie im Vorderhaus, wie sie jedes Wort sorgfältig ausbreiten, jeden Schrei registrieren, das Skandalchen mit vollem Genuß schlürfen wie feinen, duftenden Tee, so hat man Auseinandersetzungen unter der nationalsozialistischen Führerschaft sorgsam ausgebreitet. Geweissagt: Das Ende ist da.

Er hat sie fest in seiner Hand: Nach ein paar Tagen war noch jedesmal die Sensation hoffnungslos verblichen.

*

Das Vorhandensein eines Dinges beweist seine Existenznotwendigkeit (Stirner). Das Hervortreten einer Persönlichkeit beweist seine politische Existenznotwendigkeit. Seine Berechtigung. Seine Sendung. Clemenceau starb politisch, sobald der Friede geschlossen war: Er war nicht mehr nötig, der alte Eisenfresser.

Es war ganz und gar müßig, darüber nachzudenken, ob Hitler, wenn er das Steuerruder des Staates erfaßte, Aktives schaffen würde oder nicht. *Er hat mit seiner bloßen Existenz schon Aktives geschaffen.* Als Gewissen. Als nationaler Auftrieb.

Fanatiker war Clemenceau, Fanatiker war Poincaré, Fanatiker ist auch Hitler: Verzerrter Idealismus vielleicht, aber doch immer nur Idealismus. Ohne Idealismus gibt es nichts wahrhaft Großes, ohne Idealismus gibt es keine Gesundung eines Volkes, gibt es keinen Aufstieg, gibt es keinen Sieg.

„Ohne Idealismus wird keine Schlacht gewonnen, die Kanonen und Tanks machen es nicht aus: Das Herz des Infanteristen gewinnt die Schlacht.“ Der Ausspruch stammt von niemandem anderen als dem berühmten Franzosen Foch. Demselben, der nach der Schlacht bei Reims dem deutschen Soldaten den Idealismus abgesprochen und damit das Ende vorausgesagt hat.

Deutschlands Zukunft

Die folgenden Zitate aus jener Zeit sollen einen Querschnitt durch die Meinungen geben, wobei auf repräsentative Texte mehr Wert gelegt wurde als auf die Bedeutung der Schreiber aus heutiger Sicht:

„...*Volksverbundenheit, Wille, von einander zu lernen, statt aufeinander zu rasonieren, das Gute zu suchen, wo immer es auch nur ist... Wollte Gott, daß die neue Zeit und der neue Staat diese Wirkung auf den neuen deutschen Menschen habe...*“

Adolf Altmann, Oberrabbiner

„*Wenn sich unbändige Verwegenheit zu klarster Besonnenheit gesellt und mit ihr vermählt, ergibt diese Hochzeit einen echten Deutschen. Aber wehe, wenn der eine Teil den anderen überwächst! Dann wird eine Caricatur daraus.*“

Hermann Bahr

„*Denken wir stets an Deutschlands große Vergangenheit. Sie verpflichtet uns für die Gegenwart und Zukunft. Ein Volk aber, das seine Vergangenheit nicht kennt, verleugnet und mißachtet, ist wert, unterzugehen.*“

Dr. Ernst von Bassermann-Jordan

„*Die »deutsche Zukunft« ist Sache des Arbeiters und sie wird davon abhängen, ob der deutsche Arbeiter und alle die, die im heutigen Deutschland nach wie vor verelendet und unterdrückt sind, ihr »Schicksal« weiter ertragen... Im schärfsten und unerbittlichsten Kampf... wird der deutsche Arbeiter dies »Schicksal« von sich abschütteln...*“

Johannes R. Becher

„*Über die Zukunft Deutschlands weiß ich nur eins: daß der welcher sie wirklich gestaltet einer... sein wird der hier, im Gewirre der Rezepte, über sie schweigt.*“

Rudolf G. Binding

„*Gott schenke Deutschland einen Mann, der die Schwätzer und die Zeitungsschreiber zu Paaren treibt, sonst ist keine Hoffnung.*“

Max von Boehm

„*Noch steht der Feind im Land, zehn Jahre nach Beendigung des Krieges, und trotzdem gibt es Deutsche, die von einem ewigen Frieden phantasieren. Sancta pp.*“

Graf von Bothmer,
K.B. Generaloberst a.D.

„Setzen wir Deutschland wieder in den Sattel, und es wird wieder reiten können.“

Fürst von Bülow

„Die Zukunft Deutschlands hängt in entscheidendem Maass davon ab, ob die Staatsmänner in Paris und London zeitig genug erfassen, dass sie mit den uns auferlegten Lasten dem Wirtschaftskomplex Europa und damit sich selbst am wenigstens dienen...“

[Reichskanzler] Cuno

„...Den Anschluß Österreichs an Deutschland zu erringen, hieße dem deutschen Volke nur das erkämpfen, was den meisten anderen Völkern Europas bereits gelungen ist. So ist der »Anschluß« ein natürliches und notwendiges Ziel geschichtlichen Werdens.“

*Dr. Julius Deutsch,
Österr. Staatssekretär f. Heerwesen a.D.*

Und wenn wir Deutschland sagen

*Und wenn wir Deutschland sagen,
Dann schauen wir nicht bloß
Die Gaue ringsumher,
Die Korn und Wälder tragen
Und Städte reich und groß,
Denn Deutschland das ist mehr.*

*Deutschland ist gegenwärtig
Im strahlenderen Lichte
Weit über Berg und Meer:
Deutschland ist niemals fertig,
Sein Schicksal ist Geschichte
Und stete Wiederkehr.*

*Wo wir um Deutschland ringen
Nach ewigem Befehle
Ist keiner mehr allein.
Die Kommenden noch bringen
Des Volkes große Seele
Ins Werk der Ahnen ein.*

*Rolf Werbelow
(gefallen am 26. Mai 1940 in der Flandernschlacht)*

Literaturhinweise

- | | |
|----------------------------------|--|
| Aigner, Dietrich | – Winston Churchill |
| Barth, Hans | – Fluten und Dämme |
| Bayrischer Schulbuchverlag | – Großer Historischer Weltatlas, Zweiter Teil, Mittelalter, 1979 |
| Bibel (Heilige Schrift) | – Offenbarung 2, Vers 9 |
| | – Offenbarung 3, Vers 9 |
| Brockhaus | – Ausgabe von 1898 |
| Cohausz, Otto | – Idole des XX. Jahrhunderts |
| Deschner, Karlheinz | – Der Moloch |
| Ettinger, Elzbieta | – Rosa Luxemburg |
| Graetz, Prof. H. | – History of the Jews |
| Heyden, Friedrich von der | – Um Volk und Reich |
| Hitler, Adolf | – Mein Kampf |
| Jewish Encyclopedia | – Volume IV, article of Khazars, page 1-5 |
| Klein, Fritz | – Auf die Barrikaden? |
| Lexikon für Theologie und Kirche | |
| Ludendorff, Erich | – Meine Kriegserinnerungen |
| Metu, Sine | – Quo vadis Germania? |
| | – Brandstifter |
| Noske, Gustav | – Veröffentlichtes und unveröffentlichtes Schriftgut |
| | – Der deutsche Gedanke in der Welt |
| Rohrbach, Paul | – Die Entstehung der Deutschen Republik |
| Rosenberg, Arthur | – Das erste Jahr der deutschen Revolution |
| Scheiding, Ernst | – Erde im Würgegriff |
| Solothurn, Ado von | – Geschichte des Krieges |
| Stegmanns, Hermann | – Eine Jugend in Deutschland |
| Toller, Ernst | – Das ewige Reich, Band I - III |
| Van den Bruck, Möller | – Ereignisse und Gestalten |
| Wilhelm II. | – Das Reich als Republik |
| Winnig, August | |

sowie viele persönliche, unveröffentlichte Aufzeichnungen von Protagonisten aus jener Zeit.

– SKANDAL –

Der große Betrug an den Deutschen !



„Das wahrscheinlich
'gefährlichste Buch' für die
Machtelite in Deutschland ...!“

Sven B. Büchter

Geheimsache BRD
Beweise zur Nichtexistenz der
Bundesrepublik Deutschland

ISBN 978-3-00-020929-1

Dieses Buch ist einzigartig! Es
enthüllt den wohl größten
Skandal seit Bestehen der
Bundesrepublik Deutschland!

Im Gegensatz zu häufig schwer

oder gar nicht zu beweisenden Verschwörungstheorien handelt es
sich hier um ein Werk, welches vor stichhaltigen Beweisen geradezu
überquillt.

Sicherlich eine dankbare und seltene Gelegenheit.

Sämtliche Fakten wurden zweifelsfrei nachgewiesen und stellen
zusammen eine geradezu erdrückende Beweislast dar, die nicht zu
widerlegen ist.

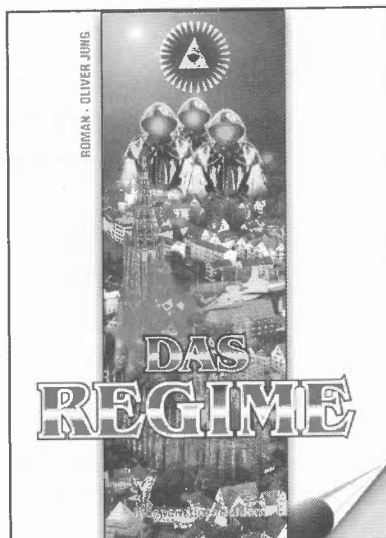
Die Nachforschungen wurden vom Autor selbst vorgenommen und
führten ihn letztlich zurück bis in die Zeit des Zweiten Weltkrieges
vor Entstehung der Bundesrepublik.

Vielfach wimmelte es bisher von Gerüchten, Halbwahrheiten und
Desinformationen, die von interessierten Kreisen in Umlauf gebracht
wurden, offenbar um eine seriöse Aufklärung zu verhindern.

Das „Aufräumen“ in diesem „Sumpf“ hat eine erstaunliche Wahrheit
zu Tage gefördert, so daß die massiven Verschleierungsversuche von
bestimmter Seite nicht weiter verwunderlich erscheinen. Es sind die
Beweise zur Nichtexistenz der Bundesrepublik Deutschland!



ATB: Die Büchermacher • Postf. 1110 • D-89122 Langenau
www.books-hotopic.de



Das Regime

Roman von Oliver Jung

ISBN 3-00-015370-5

Dreizehn Jahre sind seit dem letzten großen Krieg, dem dritten Weltkrieg, vergangen. Die Erde befindet sich im Würgegriff eines gnadenlosen Regimes. Jeder Schritt wird überwacht, Freiheit und Privatsphäre sind zu Fremdworten geworden.

Elmar Irminsul scheint in dieser kalten, düsteren Welt nur einer von Millionen anderer zu sein. Unterwürfig und kritiklos lebt er sein recht unscheinbar anmutendes Leben in einer der größeren Städte im ehemaligen Deutschland. An ein Leben „davor“ kann er sich nicht mehr erinnern.

Doch im Untergrund brodelt es. Mehr und mehr Menschen beginnen, aus ihrem Dornröschenschlaf aufzuwachen und erkennen, wie und wodurch sie versklavt wurden.

Und schließlich beginnt auch Elmar die Hintergründe zu erahnen. Doch je mehr er in diese Geheimnisse eindringt, desto deutlicher wird, daß er alles andere als „unscheinbar“ ist und daß er für das Regime mehr als nur gefährlich werden kann.

Doch das wissen diese finsternen Figuren im Hintergrund auch...



Ritter der Freiheit

Roman von Achtundzwanzig

Mit der Deutschen Raumwaffe durch Zeit und Raum

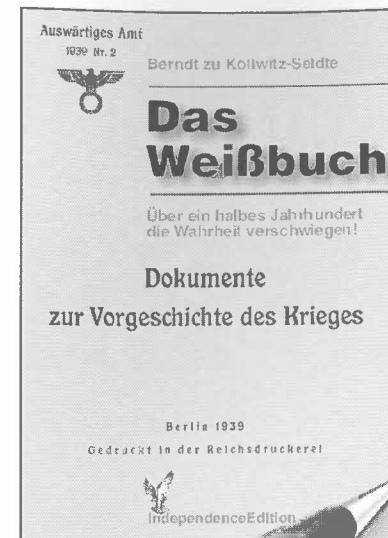
ISBN 978-3-00-020930-7

Als sich der leidenschaftliche Jäger Manfred Strobel an diesem frühen Wintermorgen zur Wildschweinjagd aufmachte, ahnte er noch nicht, welch schicksalshafte Begegnung ihn erwartete. Eine Begegnung, die sein ganzes bisheriges Leben nur als ein Dahinsiechen in einer wohl geordneten Welt erscheinen läßt.

Er findet Freunde, von deren Existenz der bisherige selbsternannte Guttmensch nicht zu träumen wagte. Er findet Menschen, die ihm die Augen über die Zeit, in der er bisher lebte, öffnen. Und er findet auch die Liebe seines Lebens.

Nun voll und ganz sich der Überzeugung hingebend, daß es etwas gibt, von dem niemand etwas ahnt – ja, niemand etwas ahnen durfte – kommt er mit dem Bösen in Verbindung. Zur Bekämpfung dieses Infamen setzen er und seine neuen Freunde ihr Leben aufs Spiel.

Sie setzen ihr Leben aufs Spiel zur Rettung seines – nein, ihrer aller – Volkes. *Zur Rettung Deutschlands!* Und zur Befreiung der Menschheit aus den Klauen des Bösen.



Das Weißbuch

von Berndt zu Kollwitz-Seldte

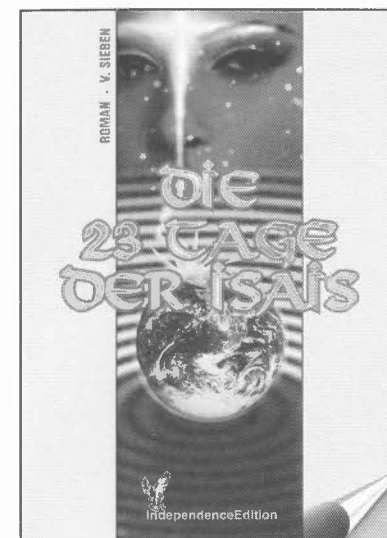
ISBN 3-00-006496-6

Es ist unbegreiflich, was unser neuer Autor Berndt zu Kollwitz-Seldte ausgegraben hat: Es ist das Weißbuch des Deutschen Reiches zur Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges.

Minutiös werden in diesem als Faksimile-Druck herausgegebenen Werk – es wurde also zum Druck die Originalvorlage verwendet – anhand von authentischen Dokumenten und Akten aus dem Auswärtigen Amt des III. Reiches die wahren Anstifter des Zweiten Weltkrieges genannt.

Unbegreiflich ist es auch, wie in unserem freiesten Land der deutschen Geschichte dieses Buch über ein halbes Jahrhundert in der Versenkung verschwinden konnte. Die Frage wirft sich nach der Lektüre dieses umfangreichen (ca. 500 Seiten) Werkes auf, wer eigentlich ein Interesse daran haben kann, daß die hier genannten Fakten der Menschheit verborgen bleiben sollten.

Wir haben für Sie keine Mühen und Gefahren gescheut, um in den Besitz dieses sensationellen Werkes zu gelangen um es einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.



Die 23 Tage der Isais

Roman von V. Sieben

ISBN 3-00-010698-7

2012: Die Erde besteht nur noch aus einem einzigen totalitären Überwachungsstaat. Krieg und Terror sind an der Tagesordnung in einer globalisierten Welt, es regiert der Geheimbund der Illuminaten unter Führung des Antichristen. Doch es existiert noch eine weitere Macht auf der Erde, von der niemand etwas ahnt.

Tief unter den Bergen der Antarktis gibt es eine riesige deutsche Kolonie, für die der 2. Weltkrieg noch nicht zu Ende ist.

Arne, der alte Führer dieser Basis, ruft Heimdall, Degenar, Folkert und Ragnar zu einem Gespräch und erteilt ihnen einen Geheimauftrag mit welthistorischer Bedeutung. Sie sollen sich heimlich in die alte Heimat aufmachen, um in einem geheimen Ritual das Neue Zeitalter einzuleiten.

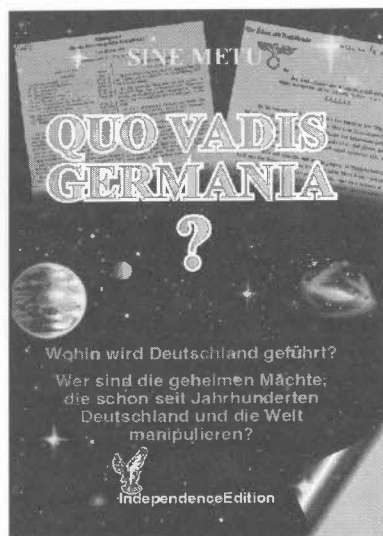
Auf ihrer ereignisreichen Reise erleben die vier Kameraden zahlreiche spannende Abenteuer, bei denen der Leser den Sinn der germanischen Mystik und Endzeiterwartung im Zusammenhang mit Mitternachtsberg, Schwarze Sonne, Wewelsburg und Neuschwabenland erfährt.



ATB: Die Büchermacher • Postf. 1110 • D-89122 Langenau
www.books-hotopic.de



ATB: Die Büchermacher • Postf. 1110 • D-89122 Langenau
www.books-hotopic.de



Quo vadis Germania? von SINE METU

ISBN 3-00-004656-9

Wer sind diese geheimen Mächte, mit welchen es Deutschland und die Welt schon seit Jahrhunderten aufnehmen muß?

Wer sind diese skrupellosen Gangster in höchsten Kreisen, die sich immer und überall in die Belange aller Menschen dieses Planeten einmischen, sie manipulieren und für ihre perfiden Zwecke zur Erreichung der Weltherrschaft ausnützen?

Wer sind nun jene, die Kriege anzetteln, Wirtschaftskrisen auslösen, Staatschefs einsetzen und wieder entfernen?

Sine Metu zeigt in diesem Werk die Hintergründe auf und wer ursächlich für fast alle Probleme der Menschheit verantwortlich zeichnet.

An diesem Buch kommt keiner vorbei, den die Machenschaften bestimmter geheimer Kreise und Verbindungen Sorge bereiten.



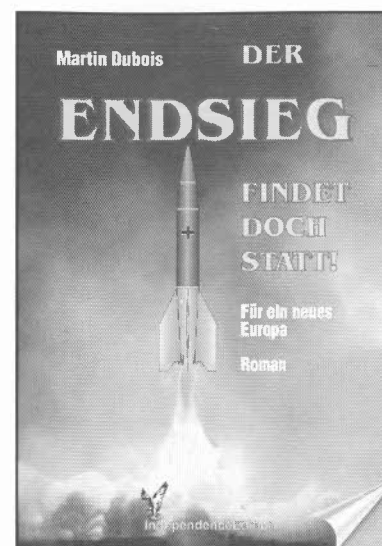
Brandstifter von SINE METU

ISBN 3-00-005776-5

Das Buch von Sine Metu »Quo vadis Germania?« hatte eine unerwartet hohe Resonanz. Nicht alle Bemerkungen hierzu waren allerdings freundlicher Art. Nazi, Rechtsradikaler, auch Kommunist waren schließlich noch die edelsten Titulierungen, mit denen man Sine Metu bedachte. Natürlich mangelte es auch nicht an verbalen Drohungen. An dieser Stelle soll nun eine überaus positive Beurteilung Erwähnung finden:

„Ich hatte kürzlich das hochinteressante Buch »Quo vadis Germania?« bei Ihnen gekauft und bin außerordentlich angetan von diesem brillant recherchierten und geschriebenen Werk. Die Sicht der Dinge, die Fülle der Hintergrundinformationen, die ungeschminkte Berichterstattung, die hervorragende Bebilderung – da stimmt einfach alles. Meinen besonderen Glückwunsch für diese gelungene Edition. Dr. J. S. aus M.“

Für das jetzt vorliegende Werk »BRANDSTIFTER« hat Sine Metu noch tiefer gegraben und einige äußerst interessante Dinge entdeckt, die dem mündigen Bürger nicht vorenthalten werden dürfen.



Der Endsieg findet doch statt!

Roman von Martin Dubois

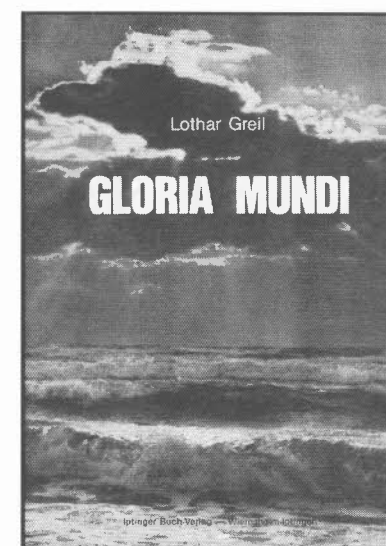
ISBN 3-00-008540-8

40.000 Raketen werden 1807 von den Engländern auf Kopenhagen abgefeuert! Und bei Waterloo sowie 1854/55 vor Sevastopol halfen Raketen siegen.

Sollte nach dem Ersten Weltkrieg Deutschland diese Waffe weiterentwickeln? Wenn es in Zukunft wieder angegriffen werden würde, müßte sie gegen einen übermächtigen Gegner eingesetzt werden.

Durch Piloten gesteuert konnten Ziele mit großen Raketen punktgenau erreicht werden.

Der Luftkampf über England, die Feldzüge in Russland und Afrika, die Invasion in Frankreich werden so für Deutschland entschieden und ein neues, geeintes Europa unter deutscher Führung gestaltet.



GLORIA MUNDI von Lothar Greil

Invasion 1944: letzter Großkampf gegen Feind und Verrat – in Europas Westen. Denkende Deutsche und Europäer (ja, es gibt sie noch!) sehen sich zu diesem Thema einer Flut von Verzerrungen und Falschdarstellungen in Zeitungen und Illustrierten, in Rundfunkkommentaren und TV-Filmen ausgesetzt. Es ist eine Herausforderung an Autor und Verlag, dieser – teils gesteuerten – Irreführung berichtend und aufklärend entgegenzuwirken.

So liegt hiermit ein Buch vor, das die ganze Wahrheit nahe bringt und ausspricht.

Es fesselt von der ersten bis zur letzten Seite – und der Leser erlebt das Inferno der Invasionsschlacht hautnah und erfährt vor allem auch die Hintergründe, die zu ihrem Verlust – mit den tiefgreifenden Folgen an allen Fronten – führen mussten. Er erlebt das Chaos des Rückzuges, den letzten deutschen Sieg in der Luftlandeschlacht um Arnheim und den verzweifelten Versuch, nach einem Durchbruch in den Ardennen die anglo-amerikanischen Invasionsarmeen zurückzuwerfen und das Schicksal noch einmal zu wenden.

Gestützt auf zahlreiche kriegsgeschichtliche und zeitpolitische Quellen deutscher und alliierter Herkunft, ist das Buch eine überzeugend eindrucksvolle Mischung aus selbsterlebter spannender Handlung, tatsächl. getreuen Kampfbericht und kriegsgeschichtlicher Dokumentation.

Der Verfasser würdigt damit nicht nur das bewundernswürdige Ausmaß von Leistung und Opfergang des deutschen Feldheeres im Westen, sondern hält auch ungeschminkt die ungeheuerlichen Verratsakte und damit den Mord an Hunderttausenden fest.

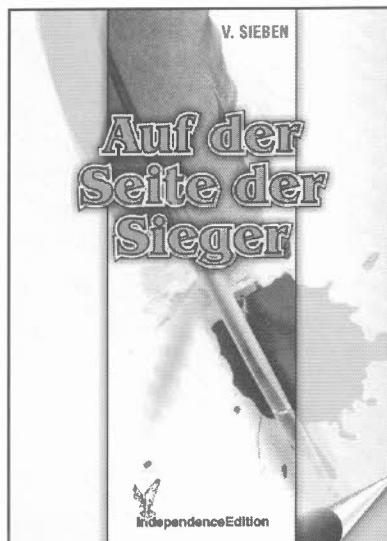
– Der toten Deutschen Tatenruhm ist ihm Vermächtnis und Auftrag zugleich.



ATB: Die Büchermacher • Postf. 1110 • D-89122 Langenau
www.books-hotopic.de



ATB: Die Büchermacher • Postf. 1110 • D-89122 Langenau
www.books-hotopic.de



Auf der Seite der Sieger

von V. Sieben

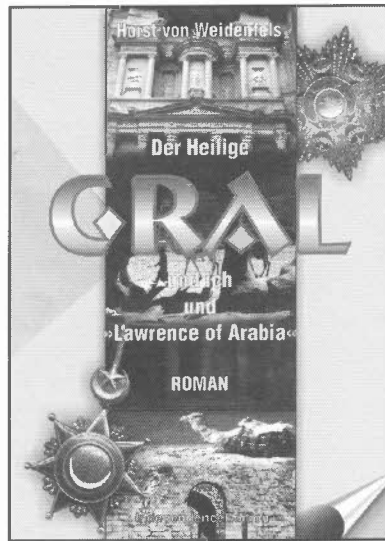
ISBN 3-00-014320-3

Das Buch "Auf der Seite der Sieger" ist ein Manifest. Ein Manifest zur Errettung der deutschen Nation. Der Autor V. Sieben erläutert explizit und einfach die politische und wirtschaftliche Krise unserer Heimat, eröffnet klare Mittel und Wege zur Behebung und deckt schonungslos die Propagandalügen des Systems auf. Der erfahrene Publizist rechnet in erschreckend klaren Thesen mit der Bundesrepublik ab. Ein mutiges Buch mit ungewöhnlicher Herangehensweise und radikalen Lösungen! Der Autor schildert die Ereignisse und Versäumnisse der Wendezeit aus autobiografischer Sicht, erläutert die völlig absurden Macht- und Regierungsverhältnisse des heutigen Deutschlands und beweist die Sinnlosigkeit und Ineffektivität des sogenannten "demokratischen Mehrparteiensystems". Weiterhin geht es um die Rolle Amerikas als Schurkenstaat, um unsere totale Überwachung und um die unglaublichen täglichen Lügen unserer Systemmedien. Im Gegensatz zu anderen Büchern bietet "Auf der Seite der Sieger" aber auch konkrete Lösungsvorschläge: Der Autor zeigt, wie Deutschland ganz einfach, aber resolut aus seiner Krise erlöst werden kann, was der einzelne Mensch dazu beitragen muss und wie sich ein jeder gegen die Manipulationsversuche des Systems wehren kann! Er zeigt auch, wie man schnell Informationen sammelt, sich effizient bildet und wie man sicher kommuniziert.

Ein radikales, mutiges und patriotisches Buch!
Ein Manifest für ein neues Deutschland!



ATB: Die Büchermacher • Postf. 1110 • D-89122 Langenau
www.books-hotopic.de



Der Heilige Gral und ich und »Lawrence of Arabia«

Roman von Horst von Weidenfels

ISBN 3-00-013018-7

Man schreibt das Frühjahr des Jahres 1914. Der kaiserlich-deutsche Hauptmann Horst von Weidenfels wurde von Freiherr von der Goltz (genannt Goltz-Pascha), dem deutschen Chef des türkisch-osmanischen Generalstabes damit beauftragt, für die Sicherheit der Eisenbahnanlagen für die von den Deutschen gebauten Bagdad- und Hedschas-Bahn zu sorgen. Ihm als Kamerad und späteren Freund zur Seite gestellt wurde der türkisch-osmanische Major Hamid. Auf der abenteuerlichen Jagd nach ausländischen Saboteuren und Aufwiegeln kommt es auch zu einer dramatischen Begegnung mit "Lawrence of Arabia".

Jahre später treffen sich die beiden Kriegskameraden Weidenfels und Hamid wieder. Gereift und als Zivilisten erleben sie eine andere Welt. Gemeinsam brechen sie noch einmal auf, um die Schauplätze ihres früheren Wirkens zu besuchen. Doch die Feinde heften sich bereits an ihre Fersen und so treffen sie abermals auf T. E. Lawrence, der im Gespann mit dem Bösen Palästinas in der antiken Stadt Petra den "Heiligen Gral" rauben will.



Erde im Würgegriff

von Ado von Solothurn

ISBN 3-00-006150-9

Schonungslos zeigt der Autor in diesem Werk die üblen Praktiken – auch nach dem Jahre 2000 – der internationalen Freimaurerei auf. Im engen Verbund mit anderen obskuren Organisationen stellen sie eine für die Menschheit äußerst gefährliche Gruppierung dar. Ihre Ziele, unter welchen Masken sie agieren und womit sie dem unbedarften Zeitgenossen Sand in die Augen zu streuen versuchen, werden in diesem neuen Buch ohne Rücksichten aufgezeigt.

Tatsache ist, daß diese Logen trotz ihres nach außen so menschenfreundlichen Wesens im inneren Kreis der Hochgrade massiv in die Geschicke der Weltbevölkerung eingreifen. Unliebsame, von der Bevölkerung eines Landes gewählte Regierungen, werden durch gesteuerte Demonstrationen vor der ganzen Welt in Mißkredit gebracht. Zum Nutzen von wem? Zur Errichtung einer Weltdiktatur nach eigenen geheimen Sinn und Streben. Beachten Sie hierzu für unsere Zeit nur das Freimaurergebilde mit dem Namen EU. Sie gilt als Test für die Weltrepublik!



Tagebuch eines deutschen Patrioten – "Einem SS-Mann läuft er nach!"

von Otmar Wallner

ISBN 3-00-009201-3

Ein ehrlicher Patriot blickt zurück und nach vorn. Aufstieg und Fall der Republikaner nimmt breiten Raum in diesem Buch ein. Denn der Autor war früher einmal stellvertretender Bundesvorsitzender der Republikaner und jahrelang oft an vorderster Front dabei.

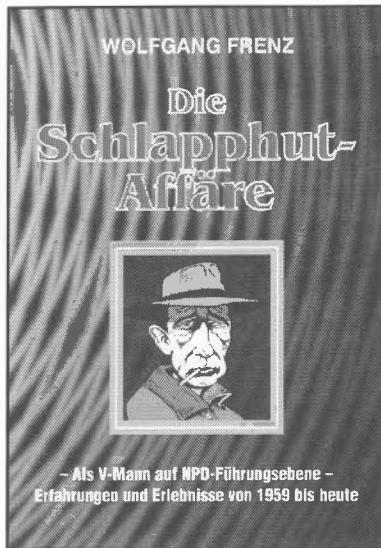
Jetzt macht er die Lehren, die er daraus gezogen hat, öffentlich. Ohne falsche Rücksichtnahme, auch nicht auf eigene Fehler, nennt er die Dinge beim Namen. Er beschreibt in diesem autobiographischen Werk seinen Weg in die Partei, seinen Aufstieg in der Hierarchie, die innerparteiliche Selbsterfleischung und analysiert schließlich die Gründe für das Scheitern.

Wallner beschränkt sich aber nicht auf einen historischen Rückblick, sondern liefert eine Vielzahl von Gedanken auf dem Weg zu einem neuen Deutschland.

Denkverbote und politische Korrektheit schreckten ihn noch nie...



ATB: Die Büchermacher • Postf. 1110 • D-89122 Langenau
www.books-hotopic.de



Die Schlapphut-Affäre von Wolfgang Frenz

Was unterscheidet das Buch von Wolfgang Frenz von den übrigen Büchern der politischen Enthüllungsliteratur? Verdient ein Autor, der in den Fallstricken der Politik und eines Nachrichtendienstes verwickelt war, der darüber hinaus ein erfahrener Parteipolitiker ist und mit allen politischen Waffen umzugehen versteht, Vertrauen?

Eine breitere Öffentlichkeit, außerhalb seiner Partei, der NPD, kennt ihn durch Zeitungsberichte und Fernsehdarstellungen als „V-Mann des nordrhein-westfälischen Verfassungsschutzes“, obwohl er in Wirklichkeit Kontaktmann seiner Partei zum Verfassungsschutz war und sich immer als treuer Parteisoldat sah.

Durch seine Jugend war er 1959 eigentlich ohne eigene Absicht, von seiner Parteiführung zum Verfassungsschutz geschickt worden.

Die GELBE REIHE

– Schriften für Wissenschaft und Forschung –
Mit der GELBEN REIHE bieten wir einem breiten Publikum Texte an, von denen wir denken, daß sie nicht verloren gehen dürfen.
(Das Angebot wird ständig erweitert.)

Hier können wir nur eine kleine Auswahl der Titel anführen. Um den aktuellen Stand zu erfahren besuchen Sie uns im Weltnetz unter www.books-hotopic.de oder fragen Sie uns einfach danach. Anschrift siehe unten.

Atlantis
ein untergegangener Erdteil, die Bildungsstätte unserer Kultur und Religion.
von Karl Wachtelborn.
DIN A 5, geheftet, 16 Seiten.
GR 01 – € 3,50

Die Heilige Deutsche Sprache
Hier wird der Nachweis erbracht, daß die Althochdeutsche Sprache schon seit Jahrtausenden die Ur-Sprache der Menschheit ist.
DIN A 5, geheftet, 18 Seiten.
GR 02 – € 3,50

Der Krieg der Freimaurer gegen Deutschland!
Eine Tornisterschrift für den deutschen Soldaten.
DIN A 5, geheftet, 18 Seiten.
GR 05 – € 3,50

Alfred Rosenberg
Der Bolschewismus als Aktion einer fremden Rasse
Rede, gehalten auf dem Reichsparteitagskongreß am 12. 9. 1935 zu Nürnberg.
Faksimile-Druck, DIN A 5, geheftet, 18 S.
GR 09 – € 3,50

Ein Stich ins Wespennest
Deutscher Herrenklub (und wer sich dahinter verbirgt) von Paul Lehnert
Schrift aus Ludendorffs Volkswarte-Verlag.
Faksimile-Druck, DIN A 5, geheftet, 24 S.
GR 15 – € 3,50

Was will der Nationalsozialismus?
Eine sachliche Untersuchung über Hitler, die Bewegung, der nationalsoz. Staat, das Programm, der Sozialismus.
Von Rolf Stürmer, 1930.
Faksimile-Druck, DIN A 5, geheftet, 20 S.
GR 16 – € 3,50

Englands Maske ist gefallen
Dokumentation der Reichsregierung, 1939.
DIN A 5, geheftet, 28 Seiten.
GR 23 – € 4,00



ATB: Die Büchermacher • Postf. 1110 • D-89122 Langenau
www.books-hotopic.de